





Uhlands Werke.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

Uhlands Werke.

Herausgegeben

von

Ludwig Fränkel.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.



198266

Ernst, Herzog von Schwaben.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1817.

Personen.

Kunrad der Zweite, römischer Kaiser.

Gisela, seine Gemahlin.

Heinrich, Kunrads und Giselas zwölfjähriger Sohn.

Ernst }
Hermann } Söhne der Gisela erster Ehe.

Harmann, Bischof von Konstanz.

Odo, Graf von Champagne.

Hugo von Egisheim, Graf im Elsaß.

Werner von Riburg } Grafen in Schwaben.

Mangold von Beringen }

Adalbert von Falkenstein } schwäbische Edle.

Marin

Geistliche und weltliche Reichsstände. Kriegerleute. Volk.

Die Handlung fällt in das Jahr 1030.

Einleitung des Herausgebers.

Uhland erwähnt sein Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ zuerst in einem Briefe, den er am 28. März 1816 von Stuttgart aus an Justinus Kerner richtete: „Hauptsächlich beschäftigt sich mein poetisches Treiben mit der schwäbischen Geschichte. Ein Trauerspiel ‚Herzog Ernst‘ liegt mir ziemlich klar in den Gedanken.“ Ein vollkommener „Erster Entwurf“ in Prosa¹ datiert vom 6. und 7. Juni 1816, aber, wie der Dichter in einem Briefe vom 7. November an Barnhagen schreibt, machten es ihm die Verhältnisse unmöglich, das Werk „in einem Stücke wegzuarbeiten“. So kamen zwar die ersten Verse bereits am 19. September zu Papier, und die Eingangsszene ward zum Teil am 20. Dezember ausgeführt, aber erst für den 15. Februar 1817 vermerkt das Tagebuch den Abschluß des ersten Aufzugs bis auf die Zwischen-
szenen. Nach einer längern Pause beginnt endlich am 5. Juni eine eindringliche Beschäftigung mit dem Ganzen, für den 29. Juni berichtet das Tagebuch die Vollendung des zweiten Aufzugs, für den 5. Juli Vorlesung des dritten, für den 12. Beendigung des vierten, für den 14. die des fünften. Nachdem dann die Reinschrift Mitte August abgeschlossen war, reiste Uhland mit Bekannten nach Heidelberg, wo er beim Buchhändler Christian Friedrich Winter wohnte. In dessen Hause wurde die Dichtung vorgelesen, sie fand Beifall, und Winter ging einen Druck- und Verlagskontrakt über 400 Gulden ein. Noch mit der Jahreszahl 1817 erschien das Trauerspiel bald darauf.²

Unmittelbare Anregung und die Grundlage des Materials verdankte der Dichter jedenfalls Pfisters „Geschichte Schwabens“, die er im

¹ Adalbert von Keller, „Uhland als Dramatiker“, S. 347—358. Über den Stoff des Ganzen vergleiche man die in unsrer Ausgabe S. 354—374 aufgenommene akademische Antrittsvorlesung Uhlands über die Sage vom Herzog Ernst.

² Die von Keller als echt bestätigte Originalhandschrift, die dem Druck zu Grunde lag, befindet sich seit dem 21. Februar 1883 als Geschenk des preussischen Königspaares (das sie von des Verlegers Tochter Klara erworben hatte) als „Ms. Fol. Germ. 830“ in der königlichen Bibliothek zu Berlin, zwei andre im Familienarchiv zu Stuttgart und im Hollandschen Nachlaß auf der Universitätsbibliothek zu Tübingen.

Sommer 1815 erworben und auf dramatische Motive hin durchgelesen hatte; die wirkliche Quelle ward aber bald Wipos „Vita Chuonradi II.“ Abgewichen ist von ihr eigentlich nur in der Chronologie, indem sich die ganze Handlung, ältere und jüngere Ereignisse in ihr Bereich ziehend, vom Osterfest (29. März) bis zum 17. August 1030 abspielt.

Die erste Aufführung des Stückes fand am 5. Mai 1819 zu Hamburg statt, ohne daß der Verfasser vorher etwas davon erfahren hatte. Am 7. Mai ging es, von Frau Auguste Brede (Gisela) zum Benefiz gewählt, auf der Stuttgarter Hofbühne unter lebhaftem Beifall in Anwesenheit Uhlands und seiner Eltern in Szene, am 16. mit dem berühmten Eclair als Werner und Revius als Ernst zum zweiten Male. Die nächste Vorstellung in Stuttgart, zur Feier des Zustandekommens des württembergischen Verfassungswerks, ursprünglich auf den 18. Oktober angesetzt, fand am 29. Oktober statt; vorher sprach Eclair den eben von Uhland geschaffenen „Prolog“¹, der den Zusammenhang des Dramas mit der Politik jener Tage verdeutlichte. Seitdem gelangte Uhlands „Ernst“ in Stuttgart noch einige Male auf die Bretter, sonst aber ward das Stück nur wenig gespielt, am Berliner königlichen Schauspielhaus z. B. wohl nur im Oktober 1853 und im Januar 1863.

Freundliche Anzeigen der Tragödie brachten schon 1818 die „Wünschelrute“² und die „Leipziger Literaturzeitung“³, nach der ersten Aufführung in Stuttgart dann Cottas „Morgenblatt“, der „Gesellschafter“⁴ u. Charakteristisch ist eine Mitteilung in den „Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. U. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen aus den Jahren 1817—19“⁵ vom 5. Februar 1819: „Man hat am österreichischen Hofe eine ungeheure Abneigung gegen alles, was im vollkommenen Ernste deutsch sein will; so z. B. darf des vortrefflichen Uhland gediegene Tragödie ‚Herzog Ernst von Schwaben‘ auf den Wiener Theatern nicht aufgeführt werden, weil sie allzu deutsch ist.“ Noch 1844 urteilt Karl Goedeke⁶: „Könnte Deutschland jetzt noch edle Bühnengestalten ertragen, so würde Uhlands ‚Ernst‘ jeden Abend irgendwo einmal in Deutschland gespielt werden; hier ist die ‚stille Größe‘, die unsrer Bühne so schmerzhaft fehlt.“

¹ Vgl. Bb. 1, S. 82 f.

² S. 43 f.

³ Nr. 250 (vgl. „Wiener Jahrbücher der Literatur“ VII, 11, und VIII, 255).

⁴ Nr. 124.

⁵ Übersetzt von Maurer (1867), S. 204.

⁶ „Deutschlands Dichter von 1813—43“, S. 100.



Erster Aufzug.

Erste Scene.

Saal im Palaste zu Aachen. Auf beiden Seiten Eingänge, in der Mitte eine Flügelthür.

Kaiser Kunrad¹ tritt von der Rechten auf, seinen Sohn Heinrich² an der Hand führend, beide festlich gekleidet.

Kunrad.

Die Sonne, die sich strahlend dort erhebt,
Sie führet einen folgeschweren Tag
Für mich und dich, geliebter Sohn, herauf:
Geweiht sollst du werden und gekrönt
Zu Aachen hier, der alten Krönungsstadt,
Als deutscher König³; Erbe sollst du heißen
Des Thrones, der vor allen herrlich steht.
So stellt sich mir die große Hoffnung fest,
Daß mein Geschlecht, der sal'sche Frankenstamm,
Begründet sei als Deutschlands Herrscherhaus.
Noch fassst du die volle Deutung nicht;
Jedoch geziemt es dir, an solchem Fest
Dich würdig zu benehmen, achtsam, ernst,
Denn reiche Zukunft schwebt ob deinem Haupt.

¹ Konrad II., der Salier (um 990—1039), Herzog von Franken, vor seiner Wahl zum König (1024) Kuno (vielleicht deshalb hier in der altdeutschen Form Cuonrad), bedeutender Herrscher, tapfer, klug, energisch, dabei freigebig und großmüthig.

² Der spätere Heinrich III., der Schwarze (regierte 1039—56), geboren am 28. Oktober 1018.

³ Die Krönung fand am 14. April (Osterfonntag) 1028 an geweihter Stelle in Münstere statt.

Heinrich.

Wohl glaub' ich, deine Rede zu verstehn:
 Mein Lehrer und Erzieher, Bischof Bruno¹,
 Hat mir gesagt, daß Gott uns auserwählt,
 Neu aufzurichten Karls des Großen Reich.
 Doch sieh! die Mutter wandelt dort heran;
 Wie schön geschmückt! Doch traurig ist ihr Gang.

Die Kaiserin Gisela² tritt von der Linken auf.

Gisela.

Mein Herr und mein Gemahl, du bist bereit,
 Dahinzugehn in feierlichem Zug
 Zum hohen Dome, zu der Krönung Fest.
 Da werden, wie du schreitest durch die Stadt,
 Der Armen viel' und der Unglücklichen
 Hülf' flehend fassen deines Mantels Saum,
 Denn Gnade blüht an solchem Freudentag.³
 Laß mich der Flehenden die erste sein,
 Laß mich die erste fassen dein Gewand;
 Ist doch mein Leiden auch das letzte nicht!

Konrad.

Nicht mein Gewand ergreife: nimm die Hand!
 Sag' an, was diese Hand vollführen soll!
 Nichts je gebeten hat mich Gisela,
 Was zu gewähren mir nicht rühmlich war.
 O zög're nicht! Wo alles Volk sich freut,
 Soll ich bekümmert sehn die Königin?

Gisela.

Ob ich in Purpur, ob in schwarzer Tracht
 Erscheinen solle, zweifelte mein Herz,
 Darin die Freude ringet mit dem Leid:
 Indes der Sprößling unsres Ehebunds
 Der Königskrönung hier entgegengeht

¹ Von Augsburg. Ihm hatte Konrad 1026 vor seinem Zuge nach Italien Heinrich anvertraut.

² Gisela (+ 1049), Schwester des Schwabenherzogs Hermann III., durch ihre Mutter Gerberga Nichte Rudolfs III. von Burgund, zuerst mit einem sächsischen Grafen Bruno vermählt, dann mit dem Babenberger Ernst I. von Schwaben (das er durch sie erbt), endlich seit 1016 mit Konrad.

³ Allgemeiner mittelalterlicher Brauch; Konrads Hofkaplan Wipo erzählt in seiner „Vita Chnocradi Imperatoris“, Kap. 5, daß der Kaiser auf dem Zuge zu Heinrichs Krönung Wittstellern sofort geholfen habe.

Und droh das Herz mir schwillt von Mutterstolz,
 Indes verzehrt ein anderer, auch mein Kind,
 Der frühern Ehe erstgebornen Sohn¹,
 Der einst der Schwaben Herzogsfahne trug,
 Vom Vater, meinem Gatten, ihm vererbt,
 Verzehrt im Kerker seiner Jugend Kraft;
 Drei Jahre sitzt er auf dem Gib'chenstein
 Und horchet auf der Saale Wellenschlag,
 Die unter seinem Gitter rauscht entlang.

Heinrich.

Auch mich verdroß es, wenn ich's sagen darf,
 Als jüngst ein Edelknabe zu mir sprach,
 Du habest darum Ernten eingesperret
 In einen tiefen und sehr finstern Thurm,
 Damit ich desto reicher werden soll:
 Drum bitt' ich, lieber Vater, laß ihn los!

Kunrad.

Ward Herzog Ernst entsetzt und eingekerkert,
 Nicht unverschuldet litt er solche Schmach,
 Und nicht durch meinen, durch des Reiches Spruch:
 Aufrührer war er, seines Königs Feind.
 Begnadigt nach so frevelhafter That,
 Empört' er gleichwohl sich zum zweitenmal
 Und setzte so der Gnade selbst ein Ziel.

Gisela.

Rudolf², der Schattenkönig von Burgund,
 Mein Oheim, dessen ich mich nie gerühmt,
 Ein Greis, der niemals Jüngling war noch Mann,
 Erzitternd vor dem meisterlosen Troß
 Unbändiger Vasallen, wandt' er sich
 An seiner Blutsverwandten mächtigsten,

¹ Ernst II., Herzog von Schwaben (geb. 1007), empörte sich 1024 und zum zweiten Male 1027 gegen Konrad, wurde von diesem gefangen und auf dem jetzt verfallenen Bergschloß Gibichenstein bei Halle an der Saale in Haft gehalten, erhielt aber 1028 die Freiheit und das Herzogtum Schwaben zurück. 1030 weigerte er sich, den Grafen Werner von Kyburg, seinen frühern Anhänger, zu bekriegen. In die Reichsacht erklärt, floh er mit Werner auf die Burg Falkenstein im Schwarzwald, fiel aber im Kampf mit den Söldnern des gegen ihn ausgesendeten Grafen Mangolt.

² Rudolf III., der Träge († 1032), der letzte selbständige König von Burgund. Nach seinem Tode fiel das Reich an Deutschland.

An Kaiser Heinrich¹, der vor dir geherrscht.
 Damit er diesen sich verpflichtete,
 Ernannt' er ihn durch bündigen² Vertrag
 (Denn ohne Sprößling war der dürre Stamm)
 Zum Erben des burgund'schen Königtums.
 Doch Gottes heil'ger Rathschluß fügt' es so,
 Daß Kaiser Heinrich zu den Vätern ging,
 Indes der Greis noch auf dem Throne schwankt.
 War Heinrich als des Deutschen Reiches Haupt
 Thronerbe von Burgund, so tratest du,
 Der neue Kaiser, in den Anspruch ein;
 Schloß er als Blutsverwandter den Vertrag,
 So blühte jetzt des Erbes Anwartschaft
 Dem Schwesterenkel Rudolfs, meinem Sohn:
 Darob entspann sich Hader zwischen euch,
 Und, als nun Rudolf selbst zu feige war,
 Sich auszusprechen, wie er es gemeint,
 Ergriff mein Sohn in jugendlicher Hast
 Und aufgereg't durch schlimmer Freunde³ Rath,
 Ergriff die Waffen. Und urteile nun,
 Wenn du es nochmals prüfend überschauft:
 Hatt' er nicht einen Schein des Rechts für sich,
 Den Schein, der leicht ein junges Herz verführt?

Rurad.

Ein Vorwurf liegt in deinem milden Wort,
 Ich fühl' ihn, aber nicht verdien' ich ihn.
 Als du nach Herzog Ernsts⁴ unsel'gem Tod
 Die Hand mir gabest zu beglücktem Bund,
 Da übernahm ich und beschwor die Pflicht,
 Der zugebrachten Söhne jederzeit
 Zu pflegen, wie ein rechter Vater soll.
 Und als mich drauf der Fürsten und des Volks
 Einstimm'ge Wahl zum Kaisert'hron berief⁵,

¹ Heinrich II., der Heilige, 1002–24, Neffe des kinderlosen Rudolfs, erhielt 1006 von diesem die Anwartschaft auf Burgund und Basel als Pfand; nach Heinrichs Tode erklärte Rudolf, er habe den Vertrag mit ihm als Neffen, nicht als Kaiser geschlossen, und widerrief ihn.

² Bindenden.

³ Der Herzöge von Lothringen und König Roberts von Frankreich.

⁴ Ernst I., 1012–15 Herzog von Schwaben, wurde durch den unglücklichen Speerwurf eines seiner Edelknechte auf der Jagd getödet.

⁵ Es war die erste deutsche Königswahl durch die Fürsten aller Stämme.

Da steck' ich mir nach wohlermess'nem Recht
 Die scharfen Grenzen meines Wirkens aus.
 Burgund gehört dem Reiche, Schwaben bleibt
 Bei deinem Stamme: darnach handelt' ich;
 Weil Ernst nicht lassen wollte von Burgund,
 Mußt' ich ihn strafen, als des Reiches Vogt;
 Weil Schwaben deinem Hause bleiben soll,
 Sieß ich das Herzogtum bis jetzt erledigt;
 Die Jugend Hermanns¹, deines zweiten Sohnes,
 Gestattete mir nicht, ihn zu belehnen,
 Damit nicht, gleich dem Bruder, ihn die Macht
 Verleitete zu übermüt'gem Thun;
 Dem klugen Bischof Warmann² übertrug
 Ich unterweilen die Statthalterschaft;
 Den Deinen blieb das Herzogtum bewahrt.

Gisela.

Nicht ziemet mir, erlauchtester Gemahl,
 Das Urtheil über deinen Herrschergang,
 Die kräftige Verwaltung deines Amts.
 Doch, was ich sagte, wirst du gern verzeihn:
 Der Kinder Fehle zu entschuldigen,
 War doch von je der armen Mütter Recht.

Kunrad.

Man rühmet, Gisela, von dir, du seist,
 Gleich wie an Würden die erhabenste,
 So auch die weiseste der deutschen Frau'n,
 Und oft schon warest du Vermittlerin
 Von Zwiespalt, welcher unversöhnlich hieß.
 Auch zwischen mir und deinem Sohne, der
 Mit meinen schlimmsten Feinden sich verschwor
 Und wider mich des Aufruhrs Fahne schwang,
 Hast du Versöhnung einst herbeigeführt.
 Bestätiget in seinem Herzogtum
 Nahm ich ihn mit auf den ital'schen Zug,
 Vertraut' ihm meiner Scharen Führung an;
 Belehnt mit Remptens stattlicher Abtei,

¹ Der jüngere Sohn Ernsts I. und Giselas, am 28 Juli 1038 in Italien an der Pest gestorben.

² Bischof von Konstanz, Feind Herzog Ernsts.

Entließ ich ihn und lud durch diese Gunst
 Auf mich den Haß gekränkter Geistlichkeit.¹
 Doch kaum hat er die Alpen überstiegen,
 Indes im fernesten Apulien ich
 Mir die Normannen nehm' in Lehenspflicht²,
 Ruft er die alemann'sche Jugend auf,
 Verheert das Elsaß und bedrängt Burgund.³
 Hat, wie du sagst, der Jugend Ungebuld,
 Hat böser Freunde Rat ihn irr'geführt,
 So war ihm jetzt im einsamen Verließ
 Zu reiflicher Besinnung Zeit gegönnt.
 Und wenn ich jetzt, deinem Wunsch gemäß,
 Von neuem gänzlich ihn begnadigte,
 Und gleichwohl ungebessert, unbeschämt,
 Er wieder sich auflehnte gegen mich:
 Sprich! könntest du nach deinem weisen Sinn
 Auch dann noch ihn rechtfert'gen, könntest du
 Zum drittenmal verlangen . . .

Gisela.

Wie? du willst?
 Mein banges Flehen hat dein Herz gerührt?
 O sprich es aus! Gib mir Gewißheit!

Kunrad.

Gisä

Nimm zuvor! Wenn jetzt zum drittenmal
 Dein Sohn mir trotzig sich entgegenstemmt,
 Wenn er den nötigen Bedingungen,
 Die ihm das Reich vorschreibt, sich widersetzt:
 Dann hab' ich meine Vaterpflicht erfüllt,
 Dann bin ich der Vollstrecker des Gerichts,
 Das furchtbar über ihn ergehen muß.
 Du aber leg' die Finger auf die Brust
 Und schwöre mir mit einem teuren Eid,
 Daß du alsdann ihm nicht zur Hülfe sein,
 Daß du nicht rächen wirst, was ihm geschieht,
 Und daß du selbst nicht bittest mehr für ihn!

¹ Dies alles geschah im Februar 1026.

² Konrad unterwarf bis Mai 1028 ganz Italien.

³ Aber erst im folgenden Jahre (1027).

Gisela.

Ich schwöre das bei dem wahrhaft'gen Gott.
Gib mir den Sohn! Für ihn verbürg' ich mich.

Runrad.

Zuvorkommen jedem deiner Wünsche,
War stets mein Trachten, und so hab' ich auch,
Vorahnend, was du jetzt von mir begehrst,
Nach dem Gefang'nen zeitig ausgeschiedt.
Sein Bruder Hermann hat ihn abgeholt,
Und angekommen sind sie diese Nacht.
Geh, Heinrich, führe deine Brüder her!
Durch dieses freudenreiche Wiedersehn
Verherrliche sich uns dein Ehrentag!

(Heinrich durch die Mittelthür ab.)

Gisela.

Nimm meinen Dank, den heißen Herzensdank,
Den Dank, der aus dem vollen Auge quillt!
Die Thräne, die den Purpur mir benezt,
Sie ist der reichste, königlichste Schmuck,
In dem ich könnt' an deiner Seite gehn.

Ernst, Hermann und Heinrich treten auf.

Heinrich.

Hier ist er.

Ernst.

Meine Mutter!

Gisela.

O mein Sohn!

Bist du's, mein Ernst? Wie hager, o wie bleich!

Hermann.

Das Reisen durch die Nacht hat ihn verstört.

Ernst.

Wohl war es eine lange, kalte Nacht.

Gisela.

Die braunen Locken sind ihm halb ergraut.

Ernst.

Das ist der Reif von jener kalten Nacht.
Hier atm' ich Morgen. Mutterliebe, dir
Ist aufgetauet dies erstarrte Herz.

Gisela.

Wohlthätig wirkt der Freiheit reine Lust;
An inn'rer Heilkraft ist die Jugend reich:
Auch du wirst neu aufleben, teurer Sohn.

Runrad.

Die trüben Bilder der Vergangenheit,
Die Spuren trauriger Erfahrungen,
Laßt sie verschwunden und vergessen sein!
Der heitern Zukunft öffnen wir den Blick,
Die mit dem heut'gen Tage sich erschließt!
Schon ruft uns der Glocken Feierklang:
Die Krone harret dieses Jünglings.
Hernach in offner Reichsversammlung wird
Mit Schwaben neu belehnet unser Ernst.

Ernst.

Erhab'ner Kaiser, deine Huld an mir
Soll dir in deinem Sohn vergolten sein.
Ihr aber, meine treugeliebten Brüder,
In frischer Jugendblüte steht ihr da:
Ich stehe frühgealtert zwischen euch,
Dem Laube gleich, das vom vergang'nen Jahr
Am frischbegrüntem Zweige hängen blieb.
O nehmt an mir ein Beispiel, Jünglinge,
Daß eure Jugend euch beglückter sei!
Du wirst, mein Hermann, zu dem ersten Kampf
Hinabziehen in Italiens Waffenfeld:
O mögen schön're Kränze dir erblühen,
Als meiner Jugend Kämpfe mir gebracht!
Und du, mein Heinrich, der du heute wirst
Zum Erben eines hohen Throns geweiht:
O streu' in deinem Volke solche Saat,
Daß bess're Früchte dir gedeihn als mir!

Heinrich.

Dank deinem Wunsche!

Hermann.

Dank und Bruderkuß!

Gisela.

Ihr teuren Söhne, Segen über euch,
Ihr meine Hoffnung, meine Lust, mein Stolz!

Konrad.

Laßt uns vereint zum Krönungsfeſte gehn,
Und alles Volk erfreue ſich, wenn es
So ſchön verbunden ſieht ſein Königshauſ!

(Sie gehen durch die Mittelthür ab, der Kaiſer mit Heinrich, Giſela mit Ernſt
und Hermann.)

Zweite Scene.

Saal der Reichsverſammlung.

Biſchof Warmann und Graf Mangold von Beringen¹ treten von verſchiedenen
Seiten auf.

Mangold.

Dich ſucht' ich, Oheim!

Warmann.

So erregt, ſo heiß.

Was iſt geſchehn?

Mangold.

Du weiſt es nicht?

Warmann.

Was denn?

Mangold.

Du haſt nicht das Geſpenſt geſehen, das
Am hellen Tag, im vollen Krönungszug
Gewandelt durch die Straßen dieſer Stadt?

Warmann.

Nicht hatt' ich Muße zur Geſpenſterſchau,
Beſchäftigt war ich auf beſonderen
Befehl, an des erkrankten Kanzlers² Statt
Zu fertigen den neuen Lehensbrief
Für Herzog Ernſt von Schwaben.

Mangold.

Hat dir nicht

Die Hand gezittert?

¹ Der einzige bekannte Mangold von Beringen ſtarb 1104; hier iſt Mangold III.,
ein von der Abtei Reichenau reich beſetzter Dienſtmann Konrads, gemeint.

² Gedacht iſt wohl an Konrads Hofkaplan und Biograph Wipo.

Warmann.

Sprich mir deutlicher!

Mangold.

Dort bei den Marmorsäulen des Palaſts
 Stand ich mit der geſamten Ritterschafft,
 Zum Krönungszuge feſtlich aufgeſchmückt.
 Da ſtiegen ſie die hohen Stufen nieder:
 Der Kaiſer, an der Hand den jungen Sohn,
 Hernach die Kaiſerin; zur Rechten ihr,
 Im Fürſtenmantel, aber blaß und hager,
 Wie auß dem Grab erſtanden, Herzog Ernst.
 Er wankt' an mir vorüber, und ein Blick
 Aus ſeinem hohlen Auge fiel auf mich,
 Ein Blick, nicht ſtrafend, doch von ſolcher Macht,
 Daß er mich außſchloß von der Feſtlichkeit,
 Daß ich geheftet an der Säule ſtand,
 Als ſchon der lange Zug hinabgewallt
 Und das Geläute längſt verhallt war.
 Wie ſelig könnte dieſer Tag mir ſein,
 Der ſchönſte meines Lebens, wenn ich treu
 Geblieben wäre! Wieviel anders nun!
 Dich muß ich drum verklagen: deinem Rat
 Hab' ich gefolgt, als auf dem Tag zu Ulm¹
 Ich mit den andern von dem Herzog wich.
 Von dir nun fordr' ich, richte du mich auf
 Aus der Vernichtung! Denn ſie iſt dein Werk.

Warmann.

Verwöhnter Sohn des Glückes, ſprachſt du ſo,
 Als jüngſt in Kärnten auf dem Siegesfeld²
 Der Kaiſer dankend dir die Rechte bot,
 Dir ſelbſt umgürtete das Ehreſchwert
 Und dich mit Lehnen reich begnadigte?³
 Damals erkannteſt du, daß meine Hand
 Aus des Empörers unfruchtbarem Dienſt
 Zu lohnesreichem dich emporgeführt.

¹ Dem Reichstag zu Ulm, Ende Juli 1027.

² Der auſtändiſche Adalbero, Herzog der Iſtrien ober Kärntner, ward im Herbfte 1027 von Konrad beſiegt und abgeſetzt.

³ Nicht geſchichtlich, ſondern Erfindung Uhlands.

Mangold.

Du mahnst mich glücklich an das Feld der Schlacht.
 Ich sehe Rettung: nach Italien rufst
 Die Heerfahrt, neuer Lorbeer grünet dort
 Für die entehrte Stirne.

Warmann.

Thöricht Herz,

Das Sieg und Ehre mißt nach dem Erfolg
 Des Augenblicks, des ewig wechselnden!
 Als Herzog Ernst im Kerker schmachtete,
 Da warst du freudig in des Kaisers Dienst:
 Nun Herzog Ernst zu Gnaden wieder kam,
 Gleich wähnst du dich verstoßen und entehrt.
 Du weißt, wie eine Reiterschar sich schwenkt,
 Noch aber kennst du nicht den Lauf der Welt.
 Wohl wahr, es kommen Augenblicke, wo
 Die kampfbewegte Welt mit einem Schlag
 Zum sel'gen Paradies verwandelt scheint:
 Der Wolf hat sich zum Lamm hingestreckt,
 Der Geier nistet mit der frommen Taube,
 Die Schlange, die vom Apfelbaume lauscht,
 Sie schlüpft in das Gezweige scheu zurück,
 Und in der alten Unschuld tritt der Mensch
 Aus dem Gebüsch, worin er sich versteckt.
 So waltet heut' im kaiserlichen Haus
 Vertrauen, Liebe, Segnung. Und gewiß,
 Wenn wir feindsel'gen Sinns verdächtig sind,
 Geziemt es schweigend uns zurückzustehn.
 Doch oft am Abend noch des klaren Tags,
 Des wolkenlosen, steigt Gewitter auf
 Mit aller Elemente wildem Kampf.
 Sieh, Jüngling, nicht von gestern ist der Groll,
 Und wenig trau' ich der Beschwichtigung:
 Dem Herzog wurmt es ewig um Burgund;
 Vertrauen sog er nicht im Kerker ein.
 Des Kaisers Herrschsucht und der Stände Troß
 Sind ein uralter, nie versöhnter Zwist.
 Nicht brauchst du ihn zu schüren, aber fest
 Mußt du dich stellen, mußt auf das nur bau'n,

Was in der menschlichen Natur beruht,
 In der Gewalten ew'gem Gegensatz,
 Der unter allen Formen wiederkehrt.
 Selbst wenn du augenblicklich tiefer stehst,
 Wenn fremde Regung den Gebieter faßt,
 Wenn neue Neigung einmal dich verdrängt,
 Bleib' unermüdblich nur in deinem Dienst!
 Die Herzensregung, die Begeist'ung weicht,
 Das ewige Bedürfnis kehrt zurück:
 Du wirst hervorgerufen, und bewährt
 Bist du in deiner Unentbehrlichkeit.
 Drum, ist auch heut' nicht unser Ehrentag,
 Noch kommen Tage, wo man nach uns fragt,
 Wo man begehret deines tapfern Arms.

Mangold.

Was hör' ich? Hieher wälzet sich der Zug.

Warmann.

Der Herzog wird belehnt in diesem Saal.

Mangold.

Soll ich entfliehen? Soll ich bleiben?

Warmann.

Bleib'!

Sieh! diese Rolle, dieses Pergamen,
 Es ist der Gnadenbrief für Herzog Ernst,
 Von mir verfaßt, besiegelt, eben jetzt;
 Und dennoch kann aus dieser Rolle noch
 So manches sich entfalten, was du nicht
 Erwartet und ich selber kaum geahnt.

Der Kaiser, Gisela, Heinrich, Ernst, Hermann, geistliche und weltliche Reichsstände ziehen auf. Kunrad läßt sich auf dem Throne nieder, Gisela zu seiner Rechten, Heinrich zur Linken, neben Gisela die geistlichen, neben Heinrich die weltlichen Stände hinter den Schranken Wulf.

Kunrad.

Erlauchte Fürsten, eurer Gegenwart
 Bei unfrem heut'gen Feste seid bedankt!
 Die Krönung ward vollbracht nach eurer Wahl,
 Und so verhoffen Wir, ihr werdet jetzt

Die Treue, die ihr rühmlich Uns bewährt,
 Auch Unsrem vielgeliebten Sohne weihn.
 Ein anderes Geschäft von Wichtigkeit
 Versammelt hier uns in dem Saal des Reichs:
 Auf öfteres Ersuchen Unsrer Frau,
 Der Kais'rin Gisela, und Unsres Sohns,
 Des jetzt gekrönten Königes, sowie
 Nach dem zuvor mit euch gepflog'nen Rat,
 Am meisten doch nach Unsres Herzens Drang
 Beschlossen Wir, mit Unsrem Stieffohn Ernst,
 Der nach des Reiches Spruch gefangen lag,
 Uns wieder zu befrieden, ihn durchaus
 In Würden und in Ehren herzustellen;
 Und darum haben Wir den heut'gen Tag
 Als einen freudreichen auserkies't,
 Dem Fürsten das verwirkte Fahnenlehn¹
 Des Herzogtums von Schwaben neuerdings
 Vor offner Reichsversammlung zu verleihn.
 Der Anlaß früherer Mißhelligkeit,
 Der Zweifel wegen des burgund'schen Erbes,
 Fiel weg, nachdem der König Rudolf sich
 Entschieden und den alten Erbvertrag,
 Den er mit Kaiser Heinrich abgeschlossen,
 Auf Unsere Person bestätigt hat.²
 Da Ihr, mein Sohn, bei dieser Abkommnis
 Euch zu beruhigen Uns angelobt
 Durch förmlichen, besiegelten Verzicht,
 So haben Wir willfährig Unsrerseits
 Den Lehensbrief auf Schwaben ausgestellt
 Und nehmen jetzt, wenn es Euch beliebt³,
 Sogleich die feierliche Handlung vor.

Ernst.

Ich trete vor den kaiserlichen Thron
 Und bitte nach Gebühr, daß Eure Huld
 Von neuem mit des Reiches Fahnenlehn,
 Dem Herzogtum von Schwaben, mich belehne.

¹ Mit hoher Würde verbundenenes Lehen, das durch Überreichung einer Fahne verliehen wurde.

² Im August 1027; Konrad wurde damals sogar schon Mitregent.

³ Altdeutschlich für: beliebt.

Rurad.

Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit
 Ergreif' ich Schwabens Herzogsfahne, die
 Nach altem Recht und Kriegsbrauch in den Schlachten
 Des Deutschen Reichs das Vordertreffen führt,
 Damit du, Ernst, der Zweite dieses Namens,
 Belehnet werdest mit dem Herzogtum
 Samt Zugehörden¹ und Gerechtfamen.
 Nach Unsem und gesamter Fürsten Schluß
 Hast du auf dieses herzogliche Banner
 Zu dem gewohnten Eid der Lehensstreu'
 Uns zu beschwören ein Gedoppeltes.

Ernst.

Laßt mich vernehmen, was ich schwören soll!

Rurad.

Fürs Erste sollst du schwören, daß du nicht
 An irgend einem, Freien oder Knecht,
 Dich rächst, der zu deinen Gegnern hielt,
 Zumal an keinem deiner Mannen, die
 Von dir getreten auf dem Tag zu Ulm.

Ernst.

Nicht Rache dürstend fehr' ich in die Welt;
 Veröhnung, Ruhe nur ist mein Begehr:
 Drum bin ich diesen Schwur zu thun bereit.

Rurad.

Fürs Zweite sollst du feierlich beschwören,
 Daß du den landesflücht'gen Grafen Werner
 Von Riburg², der zum Aufstand dich gereizt,
 Der noch zur Stunde nicht sich unterwarf
 Und als des Reiches Feind geächtet ist,
 Daß du nicht diesen, noch die mit ihm sind,
 In deines Herzogtumes Grenze dulden,
 Vielmehr, wenn er sich drin betreten läßt,
 Ihn greifen wollest zu des Reiches Haft³.

¹ Alttertümlich für: Zubehör; im juristischen Sinne bei Ländereien alle darauf befindlichen Gebäude, die Bodenprodukte zc.

² Bei den Chronisten Wezilo (Verkleinerung von Werinhari), Basall Ernsts; Riburg, bei Zürich.

³ Damit ihn das Reich in Haft nehme.

Ernst.

Das soll ich schwören? Nein, erlaßt mir das!

Runrad.

Du zögerst?

Gisela.

Gott, es geht mir furchtbar auf.

Ernst.

Ich war nach Ulm gekommen auf den Tag,
 Mit Euch zu unterhandeln um Burgund.
 Nicht als ein Flehender erschien ich dort,
 Nein, an der Spitze meiner Lehnsmannschaft,
 Auf deren Treu' und Kraft ich sicher ging.
 Da traten Anshelm vor und Friederich,
 Die beiden Grafen, und erklärten laut,
 Sie seien mir zu Dienste nicht verpflichtet
 Entgegen ihrem Herrn und Könige,
 Der ihrer Freiheit höchster Schirmvogt sei.
 Mit diesen stimmte die gesamte Schar:
 Verlassen stand ich plötzlich da; mein Schwert
 Warf ich zur Erde; schmähslich, unbedingt
 Mußt' ich mich übergeben, und hinweg
 Ward ich geführt zum Felsen Gib'chenstein.
 In jener Not, in jener tiefen Schmach
 Blieb einzig nur Graf Werner mir getreu,
 Der meiner Jugend Freund und Führer war.
 Auf Riburg warf er sich, sein festes Schloß,
 Und wurde dort von Euch, erhab'ner Herr,
 Drei Monden lang belagert und bedrängt.
 Als man zuletzt die gute Feste brach,
 Entkam er selber mit genauer Not
 Und irrt seitdem geächtet durch die Lande.
 Sollt' ich nun den verleugnen, der so fest
 An mir gehalten? Nein, verlangt es nicht!

Runrad.

Du bist in großer Täuschung, wenn du meinst,
 Daß Werner das um deinetwillen that:
 Du warst nur stets das Werkzeug seiner stolzen,
 Gefährlichen Entwürfe.

Ernst.

Ja, ich weiß,
Mit großen Dingen trägt sich dieser Mann,
Doch nicht mit strafbar'n noch gefährlichen.
Was er für mich, was ich für ihn gethan,
Es war ein Bund der Redlichkeit und Treu'.

Kunrad.

Je eifriger du sprichst, je klarer wird's,
Wie eng der Meut'rer dich umgarnet hat,
Und um so weniger darf dir der Schwur,
Den Wir von dir begehrt, erlassen sein.

Ernst.

Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm,
So hört' ich sagen, und ich glaub' es fest
Trog allem, was ich Bitteres erfuhr.
Ihr selbst, o Kaiser, höchstes Haupt des Volks,
Das man um Treue rühmet, habt noch jüngst,
Was von Verrat Ihr denkt, so schön bewährt:
Als Misiko, der junge Polenfürst¹,
Gedrängt von Eurer Waffen Ungestüm,
Zu Odelrich, dem Böhmenherzog, floh
Und dieser, um den Bohn, den Ihr ihm tragt,
Zu sühnen, Euch den Flüchtling anerbote,
Da wandtet Ihr Euch mit Verachtung ab.
Was Ihr vom Feind, vom Fremdlinge verschmäht,
Könnt Ihr's verlangen von dem eignen Sohn,
Vom deutschen Fürsten? Nein, Ihr könnt es nicht.

Kunrad.

Vom Sohne heisch' ich, daß er nicht dem Feind,
Dem bittersten des Vaters, sich geselle,
Vom deutschen Fürsten, daß er nimmermehr
Die Friedensstörer heg' in seinem Land.
Was ich verlang', ist dir zwiefache Pflicht,
Und sehr mit Unrecht nennst du es Verrat.

¹ Miecislaw II. (990—1034) hatte nach dem Tode seines Vaters, des großen Kriegers Boleslaw Chrobry (17. Juni 1025), seinen Bruder verdrängt und sich, obwohl als Herzog von Polen deutscher Vasall, zum unabhängigen König erklärt. 1032 von Konrad zu schimpflichem Frieden genötigt und von seinem Bruder Otto Wezbriem verjagt, flüchtete er zu dem alten Herzog Ubalrich von Böhmen, der nun durch seine Auslieferung Konrads Ungnade aufheben wollte.

Ernst.

Kennt's, wie Ihr wollt, doch ist es Treue nicht;
Es ist nicht Freundschaft, ist nicht Dankbarkeit,
Nichts, was begeistern könnt' ein edles Herz.

Runrad.

Noch einmal frag' ich: Schwörest du den Eid,
Den Wir bedungen, oder schwörst du nicht?
Antworte nicht zu rasch, erwäg' es reiflich!
Es handelt sich nicht bloß ums Herzogtum,
Nicht bloß um fernere Gefangenschaft:
Des Kerkers bist du ledig, aber was
Ich mühsam abgelenkt von deinem Haupt
Damals, da man zu Ulm dich richtete,
Jetzt hängt es unabwendbar über dir:
Die Acht des Reiches und der Kirche Bann.

Gisela.

Erbarmen meinem Sohne!

Runrad.

Muß ich dich
Des Schwurs erinnern, Gisela?

Warmann.

Mein Fürst,

Bernehmet, was die Kirche zu Euch spricht!
Als Ihr Euch ungehorsam, undankbar
Erhobet gegen Euren Herrn und Vater,
Damals habt Ihr, vom bösen Geist gespornt,
Selbst nicht geweihtes Eigentum verschont:
Der heil'ge Gallus¹ und das fromme Stift
Von Reichenau² erseuzten Euren Drang³.
Schon war der Bannstrahl über Euch gezückt,
Und nur die kaiserliche Fürsprach' hielt
Den Arm zurück, der noch gehoben ist:
Des warnet Euch die Kirche mütterlich.

Gisela.

Warnt eine Mutter so?

¹ Die Abtei St. Gallen in der Schweiz.

² Berühmtes Benediktinerkloster auf der gleichnamigen Insel im Bodensee.

³ Vor Euren Anbrang.

Runrad.

Und jetzt bist du
Genahnet. Jetzt antworte mit Bedacht:
Beschwörst du die Bedingung oder nicht?

Ernst.

Die Luft des Kerkers, die ich lang' gehaucht,
Hat abgespannt die Sehnen meiner Kraft.
Wohl bin ich mürbe worden, doch nicht so
Bin ich herabgekommen, nicht so ganz
Zerbrochen und zernichtet, daß ich den
Verriete, der mir einzig Treue hielt.

Runrad.

Genug. Die Pflicht des Vaters ist erfüllt;
Auch soll der jüng're Bruder keineswegs
Entgelten, was der ältere verbrach:
Dem Hermann fällt das Herzogtum anheim;
Er führe nach Italien mir das Heer!
Mit reiner Hand erheb' ich dieses Schwert
Und spreche so den Spruch der Reichesacht:
Aus kaiserlicher Macht und nach dem Schluß
Der Fürsten steh' ich und erkläre dich,
Vormals der Schwaben Herzog, Ernst den Zweiten,
Als Feind des Reichs, als offenbaren Mörder¹:
Vom Frieden setz' ich dich in den Unfrieden²,
Dein Lehen teil' ich hin, woher es rührt,
Dein eigen Gut gestatt' ich deinen Erben,
Erlaube männiglich dein Leib und Leben,
Dein Fleisch geb' ich dem Tier im Walde preis,
Dem Vogel in der Luft, dem Fisch im Wasser.
Ich weise dich hinaus in die vier Straßen
Der Welt und, wo der Freie wie der Knecht
Fried' und Geleit hat, sollst du keines haben,
Und, wie ich diesen Handschuh von mir werfe,
Wie dieser Handschuh wird zertreten werden,
Sollst du verworfen und zertreten sein.

¹ Bedeutet sowohl den Mörder als den Geächteten.

² Vom Rechtsschutz verjage ich dich in den Zustand des Vogelfreien. Die folgenden Sätze bis zum Schlusse der Rede des Kaisers entsprechen meist wörtlich der offiziellen Formel.

Die Fürsten.

Sollst du verworfen und zertreten sein.

Warmann.

Im Namen sämtlicher des Reichs Bischöfe¹,
 Verbann' ich dich, vormal'gen Herzog Ernst,
 Samt allen, die dir helfen und dich hegen,
 Aus unsrer heil'gen Kirche Mutter Schoß
 Und übergebe dich dem ew'gen Fluch²:
 Verflucht sei'st du zu Haus und auf dem Feld,
 Auf offnem Heerweg, auf geheimem Pfad,
 Im Wald, auf dem Gebirg' und auf der See,
 Im Tempel selbst und vor dem Hochaltar!
 Unselig sei dein Lassen und dein Thun,
 Unselig, was du issest, was du trinkst
 Und was du wachest, schlummerst oder schläfst:
 Unselig sei dein Leben, sei dein Tod!
 Verflucht sei'st du vom Wirbel bis zur Zeh',
 Verflucht sei der Gedanke deines Hirns,
 Die Rede deines Munds, des Auges Blick,
 Der Lungen Odem und des Herzens Schlag,
 Die Kraft des Armes und der Hände Werk,
 Der Lenden Mark, der Füße Schritt und Tritt
 Und selbst der Kniee Beugung zum Gebet!
 Und wie ich dieser Kerzen brennend Licht
 Auslösch' und tilge mit des Mundes Hauch,
 So aus dem Buch des Lebens und der Gnade
 Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Die Bischöfe.

Sollst du vertilget sein und ausgelöscht.

Ernst.

Hin fahr' ich, ein zwiefach Geächteter,
 An meine Fersen heftet sich der Tod,
 Und unter Flüchen krachet mein Genick:
 Vom Werner lass' ich nicht.

¹ Diese ungewöhnliche Wortfolge ist dem mittelalterlichen Amtsstil entlehnt.

² Die folgenden Sätze entnehmen ihren Inhalt in freier Zusammenfügung und Umgestaltung verschiedenen alten Bannformeln.



Zweiter Aufzug.

An der Heerstraße.

Ernst, in geringer Tracht

Dort hebt der Dom von Basel sich empor;
 Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
 Ins Thor der Stadt, das gastlich offen steht,
 Hineinzuschreiten wie ein andrer Mann.
 Der breite Heerweg ziehet sich hinauf,
 Ich aber darf gebahnte Straßen nur
 Durchkreuzen wie ein aufgeschrecktes Wild,
 Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
 Zween Herren reiten mit Gefolg' heran,
 Am Kreuzweg halten sie, sie steigen ab,
 Sie wandeln hieher nach dem Schattensitz.
 Er ist's, er ist's, Graf Odo, ja er ist's,
 Und auch den andern sollt' ich kennen, ja:
 Wie schlägt mein Herz, der Vater Edelgarde!

(Ernst tritt in das Gebüsch zurück, während die Grafen Hugo von Egisheim¹ und Odo von Champagne² auftreten.)

Hugo.

Ich hat Euch abzustiegen, werter Graf!
 Wir trennen uns an diesem Scheideweg:

¹ Während Konrads Abwesenheit in Italien im Frühjahr 1027 fiel Ernst ins Elsaß ein und zerstörte die Burgen des Grafen Hugo von Egisheim, der ein Blutsverwandter Konrads war. Nach einer Chronik war Ernst mit einer Gräfin von Egisheim, der Schwester Papst Leo's IX. (Bruno von Egisheim), vermählt, die ihm eine Tochter Iba gebar. Nach andern war Ernst's Gemahlin Irmelgard von Luxemburg, jüngste Schwester der Kaiserin-Witwe Kunigund.

² Odo († 1037), Graf von Champagne seit 1019, Nefte König Rudolfs und somit der nächste Erbe des burgundischen Reiches.

Euch führt die Straße links nach der Champagne,
 Mich jene rechts zum kaiserlichen Hof.
 Damit nun diese Scheidung unsrer Bahn
 Nicht eine Trennung sei für immerdar,
 Vergönnt ein wohlgemeintes Abschiedswort!
 Es ist in vor'gen Zeiten wohl gescheh'n,
 Daß Ihr den ältern Freund um Rat befragt:
 Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
 Mit seinem Rat erscheint!

Odo.

Sprecht, Herr Graf!

Hugo.

Ihr habt in Basel selbst Euch überzeugt
 Von der burgund'schen Großen Wankelmuth;
 Ihr saht die stürmischen Versammlungen
 Herüber und hinüber wogen.

Odo.

Nun?

Hugo.

Als erst gemurmelt ward, daß Herzog Ernst
 Entlassen sei aus seiner Kerkerhaft
 Und hergestellt in herzogliche Macht,
 Da war es all vergessen, daß man jüngst
 Dem Erbvertrag einhellig beigestimmt,
 Den Rudolf mit dem Salier neu beschwor.
 Um Euch, den Blutsverwandten Ernsts, den gleich
 Beteiligten, erhob sich das Gedräng',
 Die Losung: „Ernst und Odo.“

Odo.

Und wozu

Mir dieses jetzt?

Hugo.

Als aber bald darauf
 Der Bann, die Ächtung Ernsts verlautet war,
 Da wechselte der Wind.

Odo.

Erlaßt mir das!

Hugo.

Die Losung: „Runrad“.

Odo.

Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo.

Noch nicht, mein Freund! Das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr so feindlich, mit verbiss'nem Groll
Nach Hause kehret.

Odo.

Wißt Ihr das gewiß?

Hugo.

Noch ist mein Auge nicht so alterschwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Troß
Und jeglicher Bewegung Hastigkeit
An Euch verborgen bliebe. Teurer Freund,
Nicht in vereinter Kraft mit Herzog Ernst
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen. Hofft es nicht!
Unbeugsam steht des Kaisers Wille, groß
Ist seine Macht. Vermeidet seinen Grimm,
Verzehren würd' er Euch. O schleudert nicht
Die Fackel in das unglücksel'ge Land,
Das noch vom alten Kriege'sbrande raucht!
Ihr werdet nicht: Gebt mir darauf die Hand!

(Ernst tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.)

Odo.

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?

Ernst.

Das Erbe von Burgund.

Odo.

Ernst!

Hugo.

Herzog Ernst!

Ernst.

Nicht er, sein Schatten nur,
Sein irrer Geist, der auf dem Kreuzweg spukt.

Odo.

Wahnwitziger!

Ernst.

Wär' ich wahnsinnig worden,
 Wen dürft' es wundern? Doch ich bin es nicht.
 Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo bist,
 Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
 Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
 Begehr' ich Hülf' in meiner tiefen Not.

Odo.

Zur bösen Stunde bist du mir genah't,
 Wo mir's im Busen kocht, im Hirne brennt,
 Wie du so schmäählich, schmäählich mich getäuscht.
 Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresspitze
 Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoss',
 So hab' ich dich erwartet, und es stand
 In deiner Macht. Für einen Landsverwies'nen
 Betrogst du mich und läufst nun selbst daher,
 Ein weggejagter Bettler, und verlangst,
 Ich soll die nackten Lenden dir mit Purpur
 Bekleben, soll dir auf dein struppig Haar
 Die Krone stoßen, soll auf meinen Schultern
 Thronan dich schleppen. Nein, du kennst mich falsch:
 Nicht will ich an Geächtete mich fetten,
 Frei will ich schreiten an mein hohes Ziel.
 Gelüstet's dich nach Kronen, frage nur
 Den Alten hier! Der weiß für alles Rat.

(Abgehend.)

Mein Roß!

Ernst.

O Schmach! o rachelose Schmach!
 Auch du bist ehrlos, herzogliches Schwert,
 Und keines Freien Klinge kämpfst mit dir.

Hugo.

Unglücklicher!

Ernst.

Du fühlst Mitleid noch,
 Und ungetröstet soll ich nicht von hier.
 Du siehst dich sorglich um — sei ohne Furcht!
 Wir sind hier unbehorcht, kein Lauscher wird's
 Verraten, wenn du den Verbannten hörst.

Ich will dir ferne stehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt, noch mein Gewand dich streift.¹

Hugo.

Könnst' ich dir Trost gewähren, o wie gern!

Ernst.

Ehrtwürd'ger Greis, wenn die Erinnerung
Vergang'ner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirst du dich entsinnen, daß ich einst,
In schön'rer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Werbung jezt erneu'n;
Ich wär' ein unglücksel'ger Bräutigam:
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreuzte² sich das Volk,
Kein Festklang tönte von dem Glockenhaus
Noch die Posaune von des Turmes Kranz,
Und, wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So schwiege Chorgesang und Orgelschall,
Der Priester höbe dräuend seine Hand
Und spräche Fluch statt Segen über uns.
Nein, werben darf ich nicht um Edelgard,
Nuch hab' ich's um dich selber nicht verdient:
Drei feste Burgen hab' ich dir zerstört,
Weil du zum Kaiser, deinem Vetter, hieltst.
Nur eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein, ob das Aug' ihr flüchtig überlies,
Nur, wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt;
Ob sie, geseufzet nicht, nein, tiefer nur
Geatmet, wie man oft im Traume pflegt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur, daß sie ernster, feierlicher ward.

¹ Man glaubte, daß Aicht und Bann durch die leiseste Berührung mit dem Gedächtnen übertragen werden könnten.

² Bekreuzte.

Milbthätig, hülfreich war sie schon zuvor,
 Jetzt gab sie gänzlich sich der Armut hin:
 Wie fromme Witwen pflegen, spendete
 Die jungfräuliche Witwe jeden Tag
 Almosen, war der Kranken Wärterin,
 Erquickte Pilger und Gefangene . . .

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
 Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann;
 Da hat sie freundlich eines Morgens mich,
 Sie zu geleiten zum Otilienberg¹.
 (Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
 Das schöne Elsaß weithin überschaut.)
 Als sie vom Zelter dort gestiegen war
 Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
 Da sprach sie: „Wohlgelegen ist dies Stift:
 Man sieht von seiner Schwelle weit umher
 Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain
 Und allen Reichthum dieser schönen Welt
 So freundlich und so blühend hingelegt,
 Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
 Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
 Hier an der Pforte noch umkehren muß.“
 Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
 Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
 Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
 Und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst;
 Damit benezte sie der Wimpern Saum.
 „Mein Aug' ist trübe worden“, hub sie an,
 „Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelstau
 Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt.“
 So sagte sie dem Ird'schen lebewohl. (26.)

Ernst.

Auch du hinab, du gold'ner Liebesstern,
 Der meiner Jugend Pfade schön erhellst,

¹ Meist Otilienberg genannt, im Unterelsaß, südwestlich von Straßburg, mit dem sagenumwobenen Frauenkloster der heiligen Otilie.

Der tröstend in mein Herzergitter schien!
 An dieses Weibes liebevoller Brust
 Hätt' ich genesen können. Vieles noch
 Und Hört'res hätt' ich auszustehn vermocht,
 Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
 Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
 Dafür nicht sie der süße Balsam war;
 Ja, sie erquickte mich Gefangenen;
 Sie hätte dem erschöpften Pilgerzmann
 Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
 Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
 Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

(Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.)

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Zurück! ich sag' zurück!
 Du bist gedungen, mich zu morden. Ja,
 Schon lang' verfolgst du mich. Heb' dich hinweg!
 Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
 Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß zu!

Triff dieses Herz!

Ernst.

Mein Werner! O mein Werner!

Werner.

Dein Werner und der Deinige so ganz
 Und so mit jedem Atemzug, mit jedem
 Blutstropfen . . .

Ernst.

Jetzt bin ich geborgen. Gott
 Verließ mich nicht.

Werner.

O du getreuer Freund!
Du edles Herz! Du laut'res Gold!

Ernst.

Halt' ein!

Werner.

Wie viel, wie viel hast du für mich gethan,
Geduldet! Nie vergelt' ich dir's.

Ernst.

Du hast

Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan.
Du bist der einzig Treue.

Ernst.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn! Ich bin vom Wandern müd';
Die Eiche breitet uns ein wirklich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo du warst indes,
Wie du gelebt!

Werner.

In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König¹ seine Fürsten zähmt;
Da kam von Nachen her mir der Bericht
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet sei'st,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab
Und gürtete sein kurzes Schwert mir um
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

¹ Robert I. (regierte 996—1031), durch den das Königtum im Kampfe mit den großen Kronvasallen erblich ward.

Ernst.

Werner, sprich!
Auf dir auch lastet Acht und Kirchenfluch:
Wie hast du es gemacht, daß du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst du mir, als ich dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein:
Vom Bannstrahl, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernst.

Mir dünkt es, deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest du wie eine Rose blühn.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erin'nung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offenem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dies Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir als ein gerettet Heiligtum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Not
Erhebend sich beweise dir und mir.

Ernst.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde muß es sein.

Werner.

Nicht bloß, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Gesichte vorbestimmt:
Noch mitten oft ins Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung gibt.

Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit;
 Vollkommen klar bin ich mir des bewußt:
 Der fromme Kaiser Heinrich¹ war gestorben,
 Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
 Das glorreich ein Jahrhundert lang² geherrscht.
 Als nun die Botschaft in das Reich erging,
 Da fuhr ein reger Geist in alles Volk;
 Ein neu Weltalter schien herauszuziehn,
 Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch
 Und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf.
 Kein Wunder jezo, wenn ein deutscher Mann,
 Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
 Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß:
 Kaun's doch nach deutschem Rechte³ wohl gescheln,
 Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
 Sich morgen selber in den Sattel schwingt!
 Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
 An Hub⁴ = und Haingericht und Marktgeding⁵,
 Wo man um Eise⁶ und Holzteil⁷ Sprache hält⁸:
 Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie
 Aus allen Gauen, einzeln und geschart,
 Ins Maienfeld⁹ hinab zur Kaiserwahl¹⁰.
 Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz¹¹,
 Wo unabsehbar sich die ebne Flur
 Auf beiden Ufern breitet, sammelte
 Der Andrang sich: die Mauern einer Stadt
 Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
 Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
 Die Sachsen samt der slaw'schen Nachbarschaft,
 Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben;
 Am linken lagerten die rhein'schen Franken,

¹ S. oben S. 8, Anm. 1.

² Von 919 bis 1024.

³ Nach dem eigentlich jeder freie Mann wählbar war.

⁴ Hufe, Acker; also Gericht über Feld- und Waldverteilung.

⁵ Beratung über die Abgrenzung der (Gemeinde-) Flur.

⁶ Umzäuntes Stück Saatsfeld.

⁷ Waldgerechtfame.

⁸ Verhandelt (Gerichtsausbruch).

⁹ Das Matsfeld, wo der Frühjahrs-Reichstag stattfand.

¹⁰ 8. September 1024.

¹¹ Bei einem (verschwundenen) Flecken Rambe, Oppenheim gegenüber.

Die Ober- und die Niederlothringer.
 So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
 Und mitten in dem Lager jeden Volks
 Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
 Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
 Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
 Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht,
 An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
 An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
 Und alle doch ein großes Brüdervolk,
 Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
 Was jeder im besondern erst beriet,
 Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
 Der Inselbuchten, mählich war's gereift
 Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
 Aus vielen wurden wenige gewählt,
 Und aus den wenigen erkor man zween,
 Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
 Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
 Runrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.¹
 Da standen nun auf eines Hügels Saum
 Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
 Die beiden Männer, die aus freier Wahl
 Das deutsche Volk des Thrones wert erkannt
 Vor allen, die der deutsche Boden nährt,
 Von allen Würdigen die Würdigsten
 Und so einander selbst an Würde gleich,
 Daß fürder² nicht die Wahl zu schreiten schien,
 Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht;
 Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
 Den Blick gesenkt, die Wange schamerer glüht,
 Von stolzer Demut überwältigt:
 Ein königlicher Anblick war's, ob dem
 Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
 Und wie nun harrend all' die Menge stand

¹ Konrad II. und Konrad der Jüngere. Beider Großvater väterlicherseits war Otto von Kärnten, ein Enkel Kaiser Ottos I. Ihre Väter waren die Brüder Graf Heinrich von Franken und Graf Konrad von Kärnten.

² Vorwärts, fort.

Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
 Daß man des Rheines stillen Zug vernahm
 (Denn niemand wagt' es, diesen oder den
 Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
 Um nicht am andern Unrecht zu begehn,
 Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist),
 Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
 Einander herzlich faßten bei der Hand
 Und sich begegneten im Bruderfuß:
 Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
 Und jeder stand dem andern gern zurück.
 Der Erzbischof von Mainz¹ erhob sich jetzt:
 „Weil doch“, so rief er, „einer es muß sein,
 So sei's der Alt're!“ Freudig stimmten bei
 Gesamte Fürsten und am freudigsten
 Der jüng're Kunrad; donnergleich erscholl,
 Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
 Als der Gewählte drauf sich niederließ,
 Ergriff er seines edeln Vetter's Hand
 Und zog ihn zu sich auf den Königsstuh.
 Und in den Ring der Fürsten trat sofort
 Die fromme Kaiserwitwe Kunigund²:
 Glückwünschend reichte sie dem neuen König
 Die treubewahrten Reichskleinode dar.
 Zum Festzug aber scharten sich die Reih'n,
 Boran der König, folgend mit Gesang
 Die Geistlichen und Laien: so viel Preis
 Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
 Wär' Kaiser Karl³ gestiegen aus der Gruft,
 Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
 So wallten sie den Strom entlang nach Mainz,
 Woselbst der König im erhab'nen Dom
 Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
 (Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,

¹ Kribo († 1031); der Erzbischof von Mainz galt schon damals als erster Reichsfürst.

² Kunigunde die Heilige, gestorben 1031, Witwe Heinrichs II., wie dieser heilig gesprochen.

³ Karl der Große, der im Dom zu Aachen, im Kaiserstaat thronend, beigesezt war.

Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!¹⁾
 Und als er wieder aus dem Tempel trat,
 Erschien er herrlicher als kaum zuvor,
 Und seine Schulter ragt' ob allem Volk:
 Das ist der große Tag, der mich ergriff,
 Der mich in allem Drangsal frisch erhält.

Ernst.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
 Ein andrer andre. Dazumal, als du
 Dem freien Vaterland ins Auge sahst,
 Erglänzte mir der ersten Liebe Huld
 In eines Mädgleins minniglichem Blick.
 Ich war ein Jüngling, stand in Vormundschaft
 Von meinem Ohm, dem Erzbischof von Trier²⁾,
 Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
 Wohl kamen andre Zeiten, strengere,
 Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner.

O nicht vergess' ich's: mit dem alten Welf
 Von Altdorf³⁾ und mit andern schwäb'schen Herrn
 War ich geritten auf das Maienfeld;
 Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
 Da kamest du den Strom herabgeschifft
 Auf einer leichten, buntverzierten Yacht,
 Du selbst im Fürstenschmuck, zur Seite dir
 Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
 Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
 Ein Sänger, der die Harfe lieblich schlug;
 Des Stromes Klarheit aber spiegelte
 Die glänzenden Gestalten.

Ernst.

Schöne Zeit!

Wie ist das alles längst den Strom hinab!

¹⁾ So sprach sich bei der Salbung der krönenbe Erzbischof Arido von Mainz aus.

²⁾ Povo (979—1047), Sohn des Markgrafen Leopold von Osterreich, Erz-
 bischof seit 1016.

³⁾ Einer der bedeutendsten Abtügen Schwabens, eroberte während Konrads II.
 Römerzug 1027 Augsburg, ward aber besiegt, seiner Grafschaft im Innthal ent-
 setzt und verbannt. Vielleicht ist er der Held von Uhlands 1818 begonnenem
 fragmentarischen Einakter „Welf“.

Werner.

Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
 Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's:
 Der Mann, den wir zum König uns gewählt,
 Und der so demutsvoll das Haupt geneigt,
 Er hat's emporgeworfen; ihn verlangt
 Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
 Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
 Die ihn erwählten, tritt er in den Staub;
 Den Runrad, den er jenes Mal geküßt¹,
 Hat er genötigt, nach dem Schwert zu greifen;
 Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
 Der Herzog Adalbert von Kärnten irrt
 Mit seinen Söhnen heimatlos umher:
 Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
 Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht!
 Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
 Der Freundschaft heilig Band verknüpft uns:
 Doch, wär' ich nicht dein Mann² und nicht dein Freund,
 Dein Banner hätt' ich dennoch aufgesucht,
 Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
 Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst.

Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind,
 Drum hegt auch dir der Kaiser wildern Haß
 Und unverföhlicheren als mir selbst.

Werner.

Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
 Mußt du, Unglücklicher, das Opfer sein.
 Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
 Die ich an jenem Tag in mich gesaugt.
 Du aber hast nach Frieden dich gesehnt
 Und mußt nun so unendlich friedlos³ sein
 Und hast für all' die Treue keinen Dank

¹ Konrad der Jüngere erhob sich 1025 mit Ernst und Obo gegen den König, unterwarf sich aber, erhielt Kärnten als Lehen und wurde ein treuer Anhänger seines Vaters.

² Lehnsmann.

³ Rechtlos und vogelfrei; Rechtsausdruck des Mittelalters.

Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
 Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
 Verlassen dastehst und so ganz entblößt,
 Und wie nun ich dein einz'ger Lehensmann,
 Der einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
 Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
 Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst.

Gewaltiger, was neigst du dich vor mir?

Werner.

O wahrlich, nie in deinem Fürstenglanz
 Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
 So würdig jeder tieffsten Huldigung,
 Als wie du jetzt in freierkor'ner Schmach,
 In deiner Selbstverbannung vor mir stehst.
 Doch nein, so ganz vergessen bist du nicht:
 In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
 Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
 Wo mancher jetzt auf seiner Feste haust,
 Der unter deinem Banner einst gekämpft,
 Dort muß von dir noch ein Gedächtnis sein:
 Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
 Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernst.

Dir folg' ich, und wenn alles mich verschmäht,
 Du wirst mich nie verlassen.

Werner.

Siehst du hier?
 Der Handschuh, den ich aus dem Koller zieh',
 Er ward vom Kaiser in den Staub geschleudert,
 Daß er verschmähet und zertreten sei.
 Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
 Und dieser Handschuh liegt an meiner Brust.

(Beide ab.)



Dritter Aufzug.

Palast zu Aachen, wie am Anfang des Stücks.

Gisela und Graf Hugo im Gespräch.

Gisela.

Ihr kehrt zurück nach Basel, edler Graf?

Hugo.

Dem Kaiser meldet' ich den neu'sten Stand
Der Angelegenheiten in Burgund. Er will,
Daß ich dort wieder gegenwärtig sei
Und mit unausgesehnter Wachsamkeit
Vorbeuge jedem neuen Friedensbruch.
Noch fehlt mir Euer Urlaub¹, hohe Frau!

Gisela.

Befürchtet nicht, wie Ihr zu fürchten scheint,
Daß ich mit Auftrag Euch behellige,
Der dem, was Euch der Kaiser anbefahl,
Entgegen wäre! Nein, ich bitt' Euch selbst,
Verwendet Euer Ansehn, Euern Rat
Allwärts zur Söhnung und Beruhigung!
Mein Oheim, König Rudolf, schätzt Euch hoch:
O haltet sein geschwächtes Alter fest,
Daß er nicht wieder wanke dem Vertrag!
Und wie Ihr diesen stärket und erhebt,
So stillt und sänstiget am andern Teil
Die gärenden Vasallen, dämpft den Mut
Des stolzen Odo, der Verweg'nes sinnt,

¹ Mittelhochdeutsch urloup, jedes Abschiednehmen von Höhergestellten.

Und hütet¹ überall, daß nicht mein Sohn
Verbindung knüpft und neuen Anhang wirbt!

Hugo.

Berehrend ahn' ich Eurer Worte Grund:
Indes ihr gegen den Geächteten
Zu wirken scheint, seid Ihr überzeugt,
Sein Heil zu fördern: ist Burgund nur erst
Durchaus beruhigt und dem Reich gewiß,
Dann wird der Kaiser auch geneigter sein,
Die Acht zu nehmen von des Herzogs Haupt.
Ich aber gehe freud'ger ans Geschäft,
Da ich, dem Kaiser dienend, Euch zugleich
Und Eurem Sohne frommen darf.

Gisela.

Noch einß!

Wenn Ihr jetzt wieder das Ottilienstift
Besucht und Edelgard ans Gitter tritt,
Grüßt sie von mir!

Hugo.

Guldreiche Kaiserin!

Gisela.

O! schöne Hoffnungen sind mir zerknickt:
Die einz'ge Tochter², die mir Gott geschenkt,
Ein holdes Kind, in zarter Jugend schon
Dem Könige von Frankreich anverlobt,
Nicht sollt' ich sie zum Traualtar geleiten,
Die Totenkrone statt des Hochzeitkranzes
Mußt' ich ihr flechten in das blonde Haar.
Und wieder hofft' ich, daß mein Ältester
Mir eine Tochter brächte zum Ersatz;
Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt zu sehn mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,

¹ Verhütet.

² Beatriz, Giselas ältere Tochter, war früh gestorben; hier ist die jüngere gemeint, Mathilde, 1027 geboren, 1031 mit Heinrich I. von Frankreich verlobt, 1034 gestorben.

Der Liebenden, die ihm das Leben schmückt.¹
 Umsonst hab' ich die Arme aufgethan
 So seligem Empfang. Lebt wohl, Herr Graf!

(Graf Hugo ab. In dem Gisela abgehen will, tritt von der andern Seite der Kaiser mit dem Grafen Mangold auf.)

Kunrad.

Verweile, Gisela, wenn nicht zu sehr
 Dich anderen Berufes Gile drängt!

Gisela.

Auf dich zu hören gehet jedem vor.

Kunrad.

Aus Schwaben ist mir Botschaft zugekommen,
 Sehr unerfreuliche, womit ich gern
 Dein Ohr verschonte, wenn sie anders dir
 So unerwünscht wie mir zu hören ist.
 Der Überbringer dieser Kunde selbst,
 Graf Mangold, melde dir, was dort geschehn!

Mangold.

Erlauchte Frau, laßt es den Boten nicht
 Entgelten, wenn die Botschaft Euch mißfällt!
 Indes der Ungar deutsche Mark bedrät
 Und wider ihn das Aufgebot ergeht,²
 Indes erhebt von schwäb'schen Gauen her
 Sich inn're Gärung. Durch den Schwarzwald streift
 Unheimlich eine kriegerische Schar,
 Die man zuerst für Räuber achtete
 (Denn ihre Zehrung holt sie mit Gewalt),
 Bis man hernach an ihrer Spitze sah
 Den Fürsten Ernst und Wernern, seinen Freund.
 Noch werden sie auf fünfzig kaum geschätzt,
 Noch sind sie unberitten, schlecht bewehrt,
 Noch öffnete sich ihnen keine Burg,
 Noch lagern sie in Wald und Felsgeklüft:
 Und doch ist dumpfes Harren überall,

¹ Diese Verse bringt des Dichters Witwe in „Ludwig Uhlands Leben“, S. 171 f., in Verbindung mit seiner eigenen Verlobung, die in dieselbe Zeit fiel wie die Erstaufführung des Stückes.

² Seit 1029 führte Konrad schwere Kämpfe mit König Stephan von Ungarn, der wiederholt in die deutschen Grenzlande einfiel.

Und mancher, der die Klinge schon gepuht,
Um mit dem Heer nach Ungarn auszuzieh'n,
Erwartet, was daheim geschehen will.

Gisela.

Schreckt nicht die Reichsacht und der Kirchenbann,
Womit mein Sohn belegt ist, jeden ab?

Mangold.

Ein sonderbarer Glaube herrscht im Volk:¹
Sie wollen's nicht begreifen, daß ihr Fürst
So lang' gefessen in der Kerker Nacht;
In wundervolle Reisen wandeln sie
Die öden Jahre der Gefangenschaft
Und geben sein Ergrauen vor der Zeit
Dem scharfen Strahle fremder Sonnen schuld.

Gisela.

Ich selber hab' es immer nicht gesagt,
Wie, der so jung sei und so lebensfroh,
Im Kerker modern könne, und noch jetzt
Erscheint er mir im Traume anders nie,
Denn frisch und blühend, wie er sollte blühen:
Die Mutter, die ihn unterm Herzen trug,
Kann nicht vergessen, was sein Alter ist.
Doch laßt mich weiter hören, was man spricht!

Mangold.

In Indien und im ganzen Morgenland
Hat er der Abenteuer viel bestanden:
Durch eines finstern Berges Eingeweid'
Riß ihn auf schwankem Floß ein wilder Strom;
Der ries'ge Greif entführt' ihn durch die Wolken;
An dem Magnetberg² fuhren seinem Schiff
Die Nägel aus, daß es in Trümmer ging;
Mit Völkern von unmenschlicher Gestalt³
Hat er gekämpft und manchen Sieg erlangt.
Was je ein Pilger Seltsames erzählt,

¹ Die folgende Erzählung knüpft an die märchenhaften Erlebnisse an, die der Held in dem Volksbuche vom Herzog Ernst durchmacht.

² Im sogenannten „Lebermeer“.

³ Mit den einäugigen Krimaßpen und dem Volke der Kraniche.

Das wird auf Eures Sohnes Haupt gehäuft,
Und dieser Schein des Wunderbaren zieht
Leichtgläubige Gemüter mächtig an.

Gisela.

Wohl fuhr mein Sohn durch einen finstern Berg,
Ein furchtbar Schicksal rafft' ihn durch die Luft,
Die Nägel seines Schiffes lösten sich,
Die ungetreuen, daß es scheiterte,
Und auf den Scheitern treibt er noch umher.
Weh' ihm, wenn sich das edle Menschenbild
Zu wilden Mißgestalten ihm entstellt!

Kunrad.

Graf Mangold, diese Rede kränk' Euch nicht!
Ihr habt gethan, was Ehr' und Pflicht gebot,
Und mein Vertrauen lohnet Euch dafür.
Dies Schwert hat meine Hand Euch umgehängt¹,
Nicht um darauf zu ruhn (den Toten nur
Legt man die Schwerter unters müde Haupt):²
Zur fernern That bezweckt' ich Euch zu weihn,
Und wenn ich vom ital'schen Heereszug
Zurück Euch hielt, so war die Absicht die,
Daß ich mir einen wohlerprobten Arm
Bewahrte für die heimische Gefahr.
Der Augenblick ist da: der Aufruhr gärt;
Ihr sollt ihn mir vertilgen in der Brut.
Und wie ich Eures Oheims klugem Sinn
Der Staatsgeschäfte Leitung anvertraut,
So übergeb' ich Eurer Tapferkeit
Die Kriegsmacht mit vollkommener Gewalt.
Nur rasch zum Werk! Der Rücken werd' uns frei!
Der Ungarn Andrang, den die Meuterer
Zu nützen hofften, leidet nicht Verzug.
Mit nächstem werd' ich selbst in Schwaben sein,
Um nachzusehn, was Euer Schwert vollführt.

Mangold.

Gebendet von so hellem Gnadenschein,
Von plötzlicher Erhebung überrascht,

¹ Vgl. S. 14 und Anmerkung 3.

² Altheidnische Sitte, die sich bis in die christliche Ritterzeit erhalten hat.

Verfagt mir jeder Ausdruck meines Danks
Und meiner treuesten Ergebenheit.

Runrad.

Die Vollmacht langt Ihr bei dem Kanzler ab.¹
Dich, Gisela, gemahn' ich deines Eids. (25.)

Gisela.

Herr Graf, vergönnt mir, Euer Schwert zu sehn!
(Sie nimmt es.)

Und ist nun das die mörderische Spitze,
Die nach dem Blute meines Sohnes lechzt?
Nicht kann ich Schwerter schmelzen und nicht darf
Ich Menschen rühren, doch zum Himmel noch
Darf ich mich wenden in der Seelenangst:
O gnadenreiche Mutter, der ein Schwert
Durchs Herz gegangen², als du thränenvoll
Aufblicktest zu dem Kreuze deines Sohns,
Dich fleh' ich an, gestatte du es nicht,
Daß dieser kalte Mordstahl meinem Kind
Die Brust durchbohre und die meine mit!

(Sie gibt das Schwert zurück. Mangolt ab.)

Ein Pilger stehet dort im Säulengang;
Er sah mich beten, und gefaltet hält
Auch er die Hände. Segne Gott den Mann,
Der mein schmerzvolles Flehen unterstützt!
Tritt ein! Die Thore dieses Hauses sind
Jedwem offen, der nach Hülfe geht.

Pilger.

Wer mir kann helfen, muß ein Meister sein.

Gisela.

Dein Blick ist finster, deine Stirn gefurcht:
Ein tiefer Kummer, nicht von gestern her,
Hat dich getrieben auf die Pilgerfahrt.

Pilger.

Das Angedenken einer grausen That
Verfolgt mich.

¹ Mundartlich für: holt Ihr ab bei, empfängt Ihr von.

² Maria wird als mater dolorosa nach Ev. Lucä 2, 35 mit einem Schwert im Herzen abgebildet; so heißt es auch im „Stabat mater“: „culus animam . . . pertransivit gladius“.

Gisela.

Rede, wenn ich's wissen soll!

Pilger.

Ich war ein Ritter, nein, ein Jäger nur;
 Mich trieb die unbarmherz'ge Lust, das Tier
 Zu hegen auf das Tier; mich rührt' es nicht,
 Wenn mich die Hindin, blutig und zerseht,
 Bethrängten Auges hat um ihren Tod.
 Wär' mir, wie einst dem heiligen Hubert¹,
 Das Kreuz erschienen auf des Hirsches Haupt,
 Ich hätt' ihm doch den Pfeil ins Herz geschneelt!
 Nun kam der Herzog² einst (Ihr werdet bleich,
 Erlauchte Frau?), er kam in meinen Forst,
 Als eben dort ein Zwanzigender strich.
 Welch bess're Kurzweil hätt' ich ihm gewußt,
 Als ihn zu laden zu so edler Jagd?
 Auf schweißbeträufsten Rossen rannten wir
 Dem Wilde nach; der Herzog hatte schon
 Sich mit gespannter Sehne vorgelegt;
 Da gönnt' ich ihm den Hauptschuß nicht: ich warf
 Querüber meinen Speer, der Hirsch flog hin,
 Hin flog das led'ge Pferd, am Boden lag
 Der Herzog, in der Seite meinen Speer.

Gisela.

Weh' dir!

Pilger.

Gebüßt war meine Lust.

Gisela.

Warum

Berreibest du mein Herz, das schon genug
 Von Angst gequält ist, noch mit Schrecknissen
 Verfloß'ner Tage? Mörder meines Gatten,
 Unsel'ger Adalbert, ist dir es leid,

¹ Sohn des Herzogs Bertrand von Guienne, leidenschaftlicher Jäger, den einst bei Andain in den Ardennen am Karfreitag ein Hirsch mit einem Kreuzfing im Geweih ansprach und bekehrte; er starb 723 als Bischof von Lüttich und gilt seitdem als Patron des Weidwerks.

² Ernst I., Giselas früherer (zweiter) Gatte (s. S. 8, Anmerkung 4).

Daß dich die Zeit und deiner Schuld Gefühl
Unkenntlich machte? Gerne hab' ich stets
Auch Unbekannten hülfreich mich gezeigt;
Warum, wenn irgend Not zu mir dich führt,
Hebst du den Vorhang, der wohlthätig mir
Die gräßliche Vergangenheit bedeckt?

Adalbert.

Der Herzog aber richtete sich auf,
Und ächzend sprach er: „Komm, dir ist verziehen;
Komm her, damit ich sterb' in deinem Arm!“
Und als ich ihn im Arme hielt, da schlossen
Die Jäger einen dichten Kreis umher.
Und wieder sprach er: „Ist kein Priester hier?
Mich drücken meine Sünden.“ Drauf begann
Er uns zu beichten mit gebroch'nem Laut.
Sein Letztes war: „Für meine Seele betet!
Sagt meiner Frau, der Gisela, sie soll
Ihr Witwentum bewahren, soll nicht mein
Vergessen.“ Ward's Tuch ausgerichtet?

Gisela.

Ja.

Adalbert.

Mein Friede war seit jenem Tag dahin,
Denn wo ich ging und wo ich rastete,
War mir's, als krampfte sich ein Sterbender
An meine Brust, als hört' ich dicht am Ohr
Ein letztes Röcheln: drum den Pilgerstab
Ergriff ich, nahm mein Söhnlein auf den Arm,
Nach Sankt Georgen¹ trug ich es hinüber,
Daß es erwach' in strenger Klosterzucht
Und nicht den Jagdspieß werf' auf seinen Herrn.
Zum heil'gen Grabe wallt' ich, betete
So lang' und brünstig dort, daß ich dem Stein
Eindrücke meiner Kniee Spur. Umsonst:
Kein Friede stieg erquickend mir herauf.
Zehn Jahre lang, in harter Sklaverei,
Zog ich am Pfluge wie ein Stier und riß
Der dürrn Erde Schollen auf. Umsonst:

¹ Das Kloster St. Georg im Schwarzwald.

Die Saat ging auf, kein Segen grünte mir.
 Als ich nun wiederkam ins deutsche Land,
 Mit dem Entschluß, mir einen finstern Wald
 Zu suchen, den, wie meine Seele, nie
 Ein Sonnenstrahl durchdringt, um mir darin
 Ein Klausnerhaus zu bauen und mein Grab,
 Da fragt' ich erst, als ich die Straße zog:
 „In welchem Kloster, welcher Siedelei,
 In welcher tiefsten Einsamkeit verweilt
 Die Witwe des erschlag'nen Herzogs Ernst,
 Um zu beweinen ihres Gatten Tod
 Und um zu beten für sein Seelenheil?“
 Da wies man mich des Weges fort und fort,
 Bis ich vor diesem Kaiserschlosse stand,
 Und bis ich trat in dieses Prunkgemach.
 Jetzt weiß ich, warum der Ermordete
 Von mir nicht läßt, und jetzt ist mir es klar,
 Daß er von mir nicht lassen wird, solange
 Vergessen bleibt, was sterbend er befaßt.¹

Gisela.

Wenn dies dich quält und mich zu quälen treibt,
 So höre denn, mir zur Rechtfertigung
 Und dir zum Troste, wie es sich begab!
 Ich lebte, wie es Witwen ziemlich ist,
 Mit meinen Kindern einsam und betrübt.
 Die Herrn des Landes aber forderten,
 Daß meinem Sohne, dem verwaisten Ernst,
 Ein zweiter Vater werde, der zum Schutz
 Dem Knaben sei und der das Herzogtum
 Bevogte bis zu Ernstes Mündigkeit.
 Der tapf're Graf in Franken, Kunrad, warb
 Um meine Hand, und er vor allen schien
 Ein tücht'ger Schutzherr meiner Sprößlinge;
 Ihn wünschten die Vasallen unfres Lands,
 Er ward von meinen Räten mir gerühmt:
 Ich aber blieb dem Witwenstande treu.
 Als ich nun eines Morgens vom Gebet

¹ Dem mittelalterlichen Volksglauben nach finden die Toten erst Frieden, wenn ihr letzter Wunsch erfüllt ist.

Aus der Kapelle kam, da war der Hof
 Mit hochzeitlichen Reitern angefüllt,
 Aus deren Reich'n der hohe Kunrad trat
 Und mich auf einen schmuken Zelter hob;
 Die Landesherren aber und das Volk,
 Die mich verteid'gen sollten, jubelten
 Der seltsamen Entführung Beifall zu.
 So ist's geschehn. Verdamme, wenn du kannst!

Adalbert.

Vermess'ner Sinn, der sich zu weise dünkt,
 Die Warnung eines Sterbenden zu achten!
 Den du den Hort der Deinigen geglaubt,
 Er ist ihr Feind, ihr Unterdrücker jetzt.
 Du aber stehest mit geteiltem Herzen
 Inmitten doppelseitigen Verbands,
 Und schon hast du dem erstgebor'nen Sohn
 Durch schnöden Eid stiefmütterlich entsagt.

Gisela.

Willst du mich töten, wie du den Gemahl
 Mir tötetest?

Adalbert.

Ein Warner komm' ich dir.

Umsonst hat Kaiser Heinrich Euch ermahnt,
 Den Bund zu lösen, dem die Kirche zürnt,
 Weil du des Kunrads Anverwandte bist¹;
 Vergebens zauderte der Erzbischof,
 Da er dich krönen sollt' als Königin:
 So muß nun ich erscheinen im Palaß,
 Nicht um, ein Höfling, Weihrauch dir zu streun,
 Nein, um zu warnen mit dem letzten Hauch
 Des Sterbenden, den ich in mich gesaugt,
 Daß du entsagest diesem Ehebund,
 Daß du die Witwe bleibest Herzog Ernsts
 Und seinen Kindern eine Mutter seist.

Gisela.

In meinem Heiligsten greiffst du mich an:

¹ Sie war die Schwester von Konrads Tante; daher wollte sie auch der Erzbischof von Mainz 1024 nicht zur Königin krönen.

Du wirfst mir vor, was noch kein Weib ertrug,
 Du kränkst mich da, wo auch die Löwin fühlt,
 Du reißeſt an den Banden der Natur.
 War meine Einſicht kurz, mein Vorſatz ſchwach,
 Die Liebe doch iſt ewig ſtark in mir;
 Hab' ich den Eid geſchworen allzu raſch,
 So hab' ich tauſendfältig drum gebüßt;
 Hab' ich den Witwenschleier nicht bewahrt,
 Die Kaiſerkrone trag' ich unentweiht;¹
 Es ſegnet mich mein Haus, es ſegnet mich
 Daß Volk, ſo weit man deutſche Zunge ſpricht.
 Der Andacht bau' ich hohe Tempel auf,
 Der Krankheit Weih' ich Pflegehäuſer ein,
 Der Armut ſpend' ich meiner Kammern Schatz,
 Allwärts entblühet Segen meiner Spur
 Und thront der Kaiſer mit dem Schwert des Rechts,
 So thron' ich mit der Gnade Palmenzweig:
 Vermittlerin bin ich, Fürbitterin,
 Wie meinen Kindern, ſo dem ganzen Volk.
 Du aber, der du ſtrafend vor mich trittſt
 Und mir die Krone werfen willſt vom Haupt
 Und mir das Herz erdrücken in der Bruſt,
 Was thateſt du, das dich berechtigte,
 Mich zu vernichten, ſprich! was thateſt du?
 Den Stein haſt du gehöhlt mit deinen Knien,
 Am Pflug haſt du gezogen ſtatt des Stiers,
 Dich ſelbſt haſt du zerfleiſchet, ob dir gleich
 Der, den dein Speer gefällt, ſo ſchön verzieh:
 Dein Werk iſt tot, unfruchtbar all dein Thun.
 Und wenn du nun durch deutſche Gaue wallſt
 Und ſiehſt die Burgen glänzen auf den Höh'n
 Und ſiehſt die Ritter reiten durch das Thal
 Und hörſt des Jagdhorns Klänge durch den Wald,
 Die wohlbekanntnen . . .

¹ Zum Folgenden vergleiche die Worte von Konrads Biographen Wipo:
 „Nur als alle vermochte des Königs Gemahlin durch klugen Rat. In der Furcht
 des Herrn lebend, hielt ſie an in Gebet und guten Werken, die ſie im ſtillen
 that . . . jeder Verſchwendung abhold, war ſie doch in nützlichen und ehren-
 vollen Dingen überaus freigebig, reich an Gütern, und verſtand es, den höchſten
 Platz mit Würde einzunehmen.“

Adalbert.

Wec' nicht diesen Fall!

Gisela.

Und siehst das Feuer brennen auf dem Herd
 Und siehst die Kinder spielen vor der Thür:
 Mußt du nicht schamrot werden vor dir selbst,
 Daß du so leblos durch das Leben gehst?
 Warst du nicht selber einst ein Rittersmann?
 Hast du nicht einen Forst, nicht eine Burg?
 Hast du nicht einen Herd und hast ein Kind,
 Das du verlassen so unväterlich?
 Und wenn dich nicht die Lust des Lebens lockt,
 Weißt du nichts mehr von Ritterpflicht und That?
 Ist keine Unschuld mehr bedrängt? Ist kein
 Unglücklicher, der tapfern Arms bedarf?
 Irrt nicht dein Herzog, dem den Vater du
 Erschlagen, irrt er hülflos nicht umher,
 Geächtet, ohne Burg und ohne Herd?
 O! läge nicht der Eid vor meinem Mund,
 Wär' nicht verschüttet mein lebend'ger Quell¹,
 Wär' nicht gebunden meiner Liebe Kraft,
 Ich wollte mit dir ringen, finst'rer Geist,
 Und wie die Sonn' ins Mark der Erde dringt
 Und aus dem Boden treibt die grüne Saat,
 So wollt' ich dich ergreifen, totes Herz,
 Und bersten sollte mir dein starres Eis. (26.)

Adalbert.

Bin ich verwandelt? Wie ist mir geschehn!
 Hat mich ein Zauberstab berührt? Bin ich
 In einen Wunderbrunnen eingetaucht?
 Was nicht der Oberg, nicht das heil'ge Grab,
 Was nicht des Jordans hochgeweihte Flut
 An mir gethan, das hat dies Weib vermocht.
 Ja, Gott kann Wunder wirken überall:
 Der Schuld, die mich zermalmt, bin ich los,
 Das Thor der Gnade schließt sich leuchtend auf,
 Dem Hoffnungslosen ist ein Weg gezeigt.

¹ Thatkräftigen Wirkens und Sprechens.

Nicht das entführte meine Mörderhand,
Daß ich sie wund gerungen im Gebet:
Nein, hülfreich sei dem Sohne sie gereicht,
Dem sie den Vater freventlich geraubt!
Soll ich gezeißelt sein, so sei's für ihn!
Mein Blut, für ihn vergossen, wäscht mich rein,
Mein Geist, für ihn verhaucht, schwebt himmelan,
Und mein Geschlecht, das ich verflucht gewähnt,
Noch kann es blühen: bis ins fernste Glied
Bin ich gesegnet. Heil sei diesem Weib! (26)



Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Schwarzwald. Auf der Höhe die Burg Falkenstein.

Im Vordergrund **Werner**, den schlafenden **Ernst** im Schoße. **Kriegskente**, umhergelagert.

Werner.

Er schläft in meinem Schoß, er schläft so sanft;
 Vertrauend hat er sich mir angeschmiegt.
 O! nur zu sehr hat er mir stets vertraut:
 Die Eiche, die ihm sollte Schutz verleihn,
 Hat auf sein Haupt den Wetterstrahl gelenkt.
 Sein Leben war so schön, so morgenhell,
 Bis ich sein Freund und sein Verderber ward.
 Ich bin's, der in den wilden Streit ihn riß,
 Ich warf ihn ins Gefängnis, ich hab' ihn
 Geächtet, ich sein Liebesglück zerstört,
 Mein Werk ist er, wie er hier vor mir liegt.
 Doch er ist immer freundlich, immer treu;
 Kein andrer Vorwurf ward mir je von ihm,
 Als diese Blässe seines Angesichts
 Und dieser Schmerzenszug in seinem Schlaf.
 O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
 Hinübertragen in ein glücklich Land,
 Wo Friede wohnt und wo Freude blüht,
 Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
 Verschwunden wäre wie ein böser Traum!

Adalbert tritt auf.

Adalbert.

Da liegt er. Ha! wie er dem Vater gleicht,
 Als der Erblasser mir im Arme lag!

Werner.

Tritt sacht' auf, Pilger! Wech' nicht meinen Freund!

Adalbert.

Laß mir die Wacht bei diesem Schlafenden!
Ich hab' ein altes Recht, die Herzoge
Im Arm zu halten.

Werner.

Wunderlicher Mann!

Wenn man dir tiefer in die Runzeln schaut,
Bist du der Adalbert von Falkenstein.

Adalbert.

Wenn du die Locken von der Stirne streichst,
Bist du der Werner, der von Riburg stammt.

Werner.

Was willst du hier?

Adalbert.

Den Herzog sucht' ich auf.

Werner.

Weißt du, daß er gebannt, geächtet ist?

Adalbert.

Wer solchen Fluch getragen hat wie ich,
Der bleibt von Acht und Bannstrahl ungeschreckt.
Das eben soll vom Fluche mich befrein,
Daß ich dem Achter¹ öffne meine Burg,
Den sichern Horst, der dort vom Felsen troht.

Werner.

Schon hab' ich angeklopft an ihrem Thor:
Der Burgvogt hat den Einlaß uns versagt.

Adalbert.

Ihm übergab ich meiner Väter Haus,
Als ich hinausging auf die Pilgerfahrt,
Und keinem öffnet er als seinem Herrn.

Ernst (erwachend)

Wer ist der Mann?

Werner.

Mein Herzog, sei erfreut!

Erhebt euch, ihr Gefährten unsrer Noth!

¹ Vgl. S. 22, Anmerkung 1.

Gewonnen ist uns heut' der erste Sieg.
 Noch schweiften wir im Walde wie der Wolf,
 Noch kreisten wir umher, dem Geier gleich,
 Der sich nicht setzen darf auf wohnlich Dach,
 Und nur der Busch, der auch das Wild behegt,
 Und nur die Schlust¹, die auch das Raubtier birgt,
 War uns Herberge; dieser Mann zuerst
 Eröffnet menschliche Behausung uns:
 Die Burg dort oben schließet er uns auf
 Und macht uns heimisch in dem schwäb'schen Land.

Ernst.

Wer bist du, der du, selbst ein Pilger, mir,
 Dem unftet Wandernden, ein Obdach heutst?

Udaltbert.

Ich bin der unglücksel'ge Udaltbert,
 Der seinen Herzog in die Seite warf,
 Und der von fünfzehnjähr'ger Pilgrimschaft
 Nur dann entzündiget nach Hause kehrt,
 Wenn du mit ihm in seine Mauern trittst.
 O wende dich nicht ab! Bei diesem Kreuz,
 Das noch der Stätte Denkmal ist, auf der
 Dein Vater starb und sterbend mir vergab,
 Beschwör' ich dich, verschmähe nicht mein Haus!
 Du rettetest eine Seele.

Ernst.

Hingebeugt

Auf diesen Boden, den dein Blut getränkt,
 Umfassend diesen moosbedeckten Stein,
 Den in der Mitternacht dein Geist unschwebt,
 Klug' ich, geliebter Vater, dir mein Loß;
 So elend siehst du mich und so verwaist,
 Daß ich zu dem die Zuflucht nehmen muß,
 Der dich gemordet.

Werner.

Horch! ein Horn erdröhnt.

Zur Wehr, ihr Männer! Weicht vom Herzog nicht!

Ernst.

Nicht wie zum Angriff naht sich diese Schar:

¹ Oberdeutsche Form für das niederdeutsche „Schlucht“ der Schriftsprache.

Sie schreiten vor in ernstem Trauerzug,
Umflort ist ihr Panier, die Schärpen schwarz.
Das ist Warin¹, der Schwabens Fahne trägt.

Warin, an der Spitze einer Kriegsschar, tritt auf.

Warin.

Wir treten, Herzog, in geringer Zahl,
Doch tapfern und getreuen Muts zu dir.
Hinunter ins ital'sche Schlachtgefild'
Hat uns dein Bruder Hermann einst geführt,
Das Banner, das ich trage, wallt' ihm vor
Zu manchem heißen, ehrenvollen Kampf.
Des jungen Helden freute sich das Heer;
Uns Schwaben nur war's auf des Jünglings Stirn'
Ein häßlich Mal, daß er die Würde trug,
Die dir entrisen worden, und ich selbst
Hab' ihm die Fahne mit Verdruß geschwenkt.
Nach wohlerfocht'nem Siege zogen wir
Hinauf gen Susa, wo die holde Braut,
Des Grafen Tochter², ihn erwartete.
Da fiel auf uns der Seuche böser Tau³:
Die Männer sanken auf dem Weg dahin,
Nicht einzeln, nein, in Schwaden⁴ hingemäht,
Und nicht erhielt der besten Ärzte Kunst
Des Herzogs junges Leben⁵: zu Trient
Liegt er begraben; seinen Leib hat so
Das Gift verzehret, daß wir selbst sein Herz
Nicht mit uns brachten in das Vaterland.
Noch in der Stunde seines frühen Tods
Berief er mich und, von mir abgewandt,
Damit mir nicht sein Anhauch tödlich sei,
Sprach er: „Das Banner, das du trägst, Warin,

¹ Diesen Namen hat Uhland der Angabe des Chronisten über den Untergang von Ernsts Schar entlehnt; im übrigen ist die Gestalt eine freie Erfindung des Dichters.

² Adelheid (931—999), Tochter Rudolfs II. von Burgund und der reichstrennen Markgräfin Bertha von Susa.

³ Die Pest, verglichen mit dem angeblich aus der Luft fallenden Meltau (Zusthonig), der die Pflanzen tötet.

⁴ Reihen (abgemähten Getreides).

⁵ In Wirklichkeit starb Hermann erst am 28. Juli 1038; vgl. S. 9, Anmerkung 1.

Bring' meinem Bruder Ernst! Für ihn allein
 Hab' ich's genommen und bewahrt, für ihn
 Hab' ich's mit Ruhm bekränzt." Dies letzte Wort
 Ergriff die Herzen. Trauernd und beschämt
 Folgt' ihm zu Grab der Unfern kleiner Rest;
 Dann setzten wir, gehorsam dem Befehl
 Des Sterbenden, sogleich den Heimzug fort.
 Noch unterwegs, noch auf der Alpen Steig
 Hat uns der Tod gezehntet; manche Leiche
 Ward in das Felsgeklüft hinabgestürzt.
 Wir aber bringen dir dein brüderlich
 Vermächtnis: nimm dies trauernde Panier!
 Führ' uns zum Kampfe, führ' uns rasch voran,
 Bevor noch lichter unser Häuflein wird!
 Denn der noch jezo blühend vor dir steht,
 Trägt schon vielleicht in sich der Seuche Keim,
 Und besser fällt ein Mann in offner Schlacht,
 Als daß er auf dem Krankenlager fault.

Ernst.

O, herrlich tret' ich in mein Herzogtum!
 Des Vaters Mörder öffnet mir das Thor,
 Des Bruders Leichenzug ist mein Gefolg'.
 Komm, Adalbert! Mich schrecket nicht der Mord.
 Folg' mir, Warin! Ich scheue nicht die Pest.

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Mangolds Lager.

Graf Mangold und der Bischof Warmann treten auf.

Warmann.

Im Lager muß ich, Nefse, dich begrüßen:
 Du gehst dein Schloß vorüber, lässest mich
 Zu Konstanz harren; unaufhaltsam eilst
 Du an der Spitze deiner Kriegsmacht vor.

Mangold.

Mein Auftrag heischt so schleunigen Vollzug.

Warmann.

Und nicht gedenk' ich, dich darum zu schmälen.
Durch Regenschauer und durch Sonnenschein
Ist mächtig dir das Glück herangereift;
Selbst was noch jüngst im fernesten Gebiet
Der Wünsche lag, was ein bedachter Sinn,
Der Kühnes meidet, still in sich verschloß,
Ist jetzt uns überraschend nah' gerückt
Und will vernehmlich ausgesprochen sein.

Mangold.

Die günst'ge Stunde werd' uns nicht versäumt!
Was ist's?

Warmann.

Indes die kaiserliche Huld
Das Schicksal Ernsts in deine Hand gelegt,
Indes der wüste Friedensstörer schon
Von deinen Scharen fast umschlossen ist,
Indes verkündet jedem Schwäb'schen Gau
Ein dumpf Geläute Herzog Hermanns Tod.
Wer soll nun Herzog werden? Wem vertraut
Der Kaiser? Welches Haus in Schwaben kennt
Er als das treueste? Für welches spricht
Das ält'ste Recht, das neueste Verdienst?

Mangold.

Daß unfres vom erlauchten Burkhard¹ stammt,
Daß es in Schwaben Herzogswürde trug,
Wohl weiß ich's, und du selber schaltest oft
Den kühnen Stolz, den ich darob gezeigt.

Warmann.

Ich schalt, was sich zur Unzeit offen gab.
Doch, wenn du nun den letzten Abkömmling
Des welken Fürstenstammes niederwirfst,
Wenn über dem zertret'nen Wappenschild
Du siegreich stehst und den deinen hebst,
Dann . . .

Eine Wache tritt auf.

¹ Burkhard, der älteste Herzog von Alemannien (919—926), Gemahl der Tochter von Mangolds von Veringen Stammvater Eberhard I., Grafen im Zürichgau.

Wache.

Herr, ein fremder Kriegsmann bittet Euch
Um Zutritt und um sicheres Geleit¹.

Mangold.

Bring' ihn!

(Die Wache ab.)

Warmann.

Brauch' Vorsicht, Neffe!

Mangold.

Was soll mir

Der einz'le Mann?

Werner tritt auf.

Wer bist du?

Werner.

Kennst du mich?

Warmann.

Verweg'ner!

Mangold.

Wenn die Keue nicht dich treibt,
Welch toller Mut führt dich vor mein Gezelt?

Werner.

So ist's doch wahr, was ich nicht glauben wollte,
Bis ich mit eignen Augen es gesehn,
Daß du, Graf Mangold, dem verwandtes Blut
Mit meinem durch die Adern rollt, daß du
Den Herzog, deinen rechten Herrn, nicht bloß
Verlassen hast, nein, daß du ihn verfolgst,
Daß du an der Verfolger Spitze stehst!

Mangold.

Mit welchem Recht du mich zur Rede stellst,
Das möcht' ich wissen.

Werner.

Mit dem Recht des Bluts.

Es rühmen sich die Männer des Geschlechts,
Von dem sie stammen, und ruhmwürdig ist's,
Wenn Kraft und Tugend weithin sich vererbt,

¹ Hier die Versicherung, daß man ihn während der Unterredung nicht gefangen nehmen, sondern ruhig wieder ziehen lassen wird.

Wenn vor dem Sohn des Vaters Beispiel glänzt,
 Wenn unter Brüdern edler Wettkampf brennt,
 Wenn jeder eifersüchtig wacht und ringt
 Für solchen Adels unbefleckten Glanz:
 Und daraus fließt das Recht mir und die Pflicht,
 Dich abzumahn'n von verkehrter Bahn.

Mangold.

Geziemt es dir, mich abzumahn'n, dir,
 Dem Landsverwies'nen, dem Geächteten,
 Der unsres Stammes Auswurf ist . . .

Werner.

Dem du

In's Auge nicht zu blicken dich erkeest.
 Dein Blut, das ich gemahnt, hat sich empört
 Und hat die Wange dir mit Scham gefärbt;
 Folg' dieser Regung, laß den bessern Trieb
 Dich ganz ergreifen! Sei der Väter wert!
 Ja, Mangold, wenn du nicht den Feinden Ernsts
 Mit Leib und Seele schon verfangen bist,
 Wenn dir zur Ehre noch die Rückkehr blieb,
 So tritt zurück, aufrichtig, sonder Scheu!
 Die Leh'n, die dich verpflichten, gib sie heim!
 Die eitle Gnadenkette, wirf sie ab!
 Der schnöden Hauptmannschaft, die dich entehrt,
 Die deinen Stamm besleckt, entschlage dich!
 Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
 Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
 Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
 Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst;
 Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
 Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt,
 Er hat mich viel gemühet¹, nie gereut.
 Für diesen Dienst, Graf Mangold, werb' ich dich;
 Du wirst mir folgen.

Warmann.

Halt, Vermessener!

Willst du Verrat hier stiften? Hoff' es nicht!

¹ Mir viele Mühe gekostet.

Die Scharen, die du rings gelagert siehst,
Sind treu dem König wie Graf Mangold selbst.

Werner.

Mit diesen Söldnern hab' ich kein Geschäft,
Sie mögen thun, wofür man sie bezahlt.
Auch hab' ich nichts mit dir: du bist ein Mönch,
Du bist ein toter Schöpling unfres Stammes;
An dir nicht üb' ich der Verwandtschaft Recht.
Zu Mangold sprech' ich: er vielleicht wird einst
Stammvater eines grünenden Geschlechts;
Drum ziemt es mir zu sorgen, daß er nicht
Verräter zeuge, Schranzen, Mietlinge.

Warmann.

Graf Mangold, kaiserlicher Feldhauptmann,
Zu lange schon hörst du es mit Geduld,
Wie dieser Freche, dieser Rasende
Dich selbst und deines Amtes Würde schmächt;
Zu lange schon mißbraucht er dein Geleit,
Das dem Rechtlosen du nicht schuldig bist.

Mangold.

Von hinnen, Werner! Du erschienst zu spät:
Ich bin geschleudert, und ihr seid zermalmt.

Werner.

Ich geh'. Erfüllt hab' ich der Mahnung Pflicht;
Noch eine heischet unser Stamm von mir,
Auch der will ich genügen. Wenn dem Nar
Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's: wenn du
Mir in der Schlacht begegnest, sieh dich vor!

(Ab. Mangold und Warmann in das Gezelt.)

Dritte Scene.

Burg Falkenstein.

Ernst allein, am Fenster.

Ernst.

Es ist die Zeit jetzt, wo im offenen Land
Das reise Ahrenfeld den Schnittern winkt,

Wo in den sonnigen, belichten Gau'n
 Allwärts geerntet wird und eingeheimst.
 Ich bin vom Feld der Ernten ausgesperrt,
 Bin eingeschlossen in der Wildnis hier
 Und blicke von dem Felsen dieser Burg
 Hinunter in den Abgrund, wo der Strom
 Durch Trümmer und gestürzte Föhren tost;
 Die Tannentwälder überschau' ich, die
 Im Winter grün sind und im Sommer welk.
 Mir ist kein andres Erntefest bereit,
 Als wo die Schwerter statt der Sicheln sind,
 Und wo ich selbst die salbe Ähre bin.
 Der Türmer bläst. O, möcht' es Werner sein!¹
 Der Abend dunkelt, und mir bangt um ihn.
 Er ist's. Ja, nicht gefangen sein kann der;
 Die Fesseln sprängen ab von seinem Arm,
 Die Schlösser klrzten auf vor seinem Hauch:
 Die Freiheit mögt ihr binden, diesen nicht.

Werner tritt auf; der Saal füllt sich mit Kriegsleuten Ernst's.

Werner.

Herein, herein, ihr Männer! Kommt und hört!
 Euch alle gehet meine Rundschaft² an:
 Wir sind umzingelt, jeder Weg verbaut,
 Und kaum bin ich hieher noch durchgeschlüpft.
 Ja, dieser Kaiser schreitet raschen Schritt;
 Nichts rettet uns als schleuniger Entscheid.
 Schon weiß ich nicht zu schätzen ihre Zahl,
 Und jeder Tag verstärkt Mangolds Schar.
 Uns ist der Zuwachs abgeschnitten, wir
 Sind unsern Freunden aus dem Blick gerückt;
 Die uns erwarten, haben nicht Gewähr,
 Ob wir noch stehn, ob wir zertreten sind.
 Noch stehn wir, und noch ist uns freigestellt,
 Zu wählen zwischen Übergab' und Kampf,
 Und noch getröst' ich mich der Möglichkeit,
 Daß wir in einer heißen, blut'gen Schlacht
 Den Feind zernichten und, mit Sieg gekrönt,

¹ Der angekündigt wird.

² Hier im Sinne von: Bottschaft.

Vorbrechen in das Land, das uns erharrt.
 Wenn jetzt wir zaudern, bleibt uns keine Wahl
 Als zwischen Übergab' und Hungertod:
 Entschließt euch, Männer! Soll's gekämpft sein?

Warin.

Zum Kampf begehren wir.

Die Andern.

Zum Kampf! zum Kampf!

Ernst.

Ist einer unter euch, dem eine Braut,
 Ein Weib, ein Kind das Leben kostbar macht,
 Er zieh' im Frieden! Nicht verdenk' ich's ihm,
 Nicht heisch' ich so verzweifelten Entschluß.
 Ihr schweigt und steht. So ruf' auch ich: „Zum Kampf!“
 Der erste Morgenschein find' uns bereit!
 Ein jeder rüste sich, so gut er kann!
 Manch Waffenstück noch hängt in diesem Saal,
 Das unser Wirt uns willig überläßt.

Werner.

Du selber, Herzog, bist noch unbewehrt
 Und jedem bloßgegeben, der dich sucht:
 Laß mich dich wappnen für den heißen Tag!

Ernst.

Ist's eine Sturmhaub', ist's ein Bruststück nur,
 Genug, wenn es die Wetterseite schirmt.

Werner.

Die Brünne werd' um deine Brust geschwallt!
 Den Kettenpanzer werf' ich über dich,
 Den Sturmhut bind' ich unter deinem Kinn,
 Dein gutes Schwert häng' ich in diesen Gurt.
 Sei dieser Stahl wie unsre Treue stark!
 Sei'n diese Ringe fest wie unser Bund!

Adalbert tritt gewappnet aus der Schar, einen Jüngling an der Haub.

Adalbert.

Zum Ritter umgewandelt, tret' ich jetzt
 Vor dich, mein Herzog! Dir verdank' ich es,

Daß mir der Helm die Stirne wieder deckt,
 Daß mir das Schwert die Hüfte wieder schmückt.
 Wenn auch den Arm die Jahre mir geschwächt,
 Verschmäh' nicht meinen Dienst! Als Jüngling auch
 Geh' ich mich dir: sieh! dieser ist mein Sohn;
 Er sei der deine! Aus dem Klosterzwang
 Hat er sich losgerissen, Waffenwerk
 Hat er mit Fleiß erlernt. Nimm ihn hin!
 Verjüngt empfängst du mich, unschuldig noch
 Und unbefleckt von deines Vaters Blut.

Ernst.

Ich nehm' ihn. Füg' es Gott, daß ich ihn dir
 Zurück kann geben, wie ich ihn empfang!

Werner.

Der ich bis jetzt als Kriegsknecht dir gedient,
 Gewappnet als ein Ritter tret' auch ich
 Dir nun zur Seite, denn ein solcher Kampf
 Steht uns bevor, wobei es sich verlohnt,
 Im vollen Kriegeschmucke zu erscheinen.
 Beneiden aber muß ich diesen Mann,
 Der dir ein doppelt Leben widmen darf.
 Laß dir erzählen einen lust'gen Schwank,
 Weil jetzt die Zeit ist, Schwänke zu erzählen!¹
 Als Kaiser Heinrich² einst zu Regensburg
 Aufs Jagen ausritt, gab er den Befehl,
 Daß keiner von den Herren seines Hofes
 Sich folgen lasse mehr denn einen Knecht.
 Gleichwohl kam ihm der Graf von Abensberg
 Mit dreiunddreißig Reifigen getraht,
 Ein rüstig Häuflein, sauber angethan,
 Die Köpfe wohl gefattet und gezäumt.
 Da sprach der Kaiser: „Ist Euch unbekannt,
 Daß Ihr nur einen Diener bringen sollt?“
 Der Graf darauf: „Nur einen bring' ich mit.“ —
 „Wer sind die andern?“ — „Meine Söhne sind's:

¹ Die folgende Geschichte vom ersten Grafen von Abensberg ward mehrfach erzählt und oft bildlich dargestellt. Abensberg, Städtchen an dem Flüsschen Abens in Niederbayern.

² Heinrich II., der Heilige (s. S. 8, Anmerkung 1), ein Freund der Jagd.

Sie alle schenk' ich und befehl' ich Euch.
 Sie seien Euch im Frieden eine Bier,
 Im Krieg ein Beistand! Laß' es Gott gedeihn!"
 So sprach der Graf. O wär' ich reich wie er!
 O könnt' ich dir so vielfach Leben weihn!
 So aber steh' ich einsam auf der Welt,
 Von meinem Stamm hab' ich mich losgesagt,
 Geschleift ist meiner Väter alte Burg,
 Kein Haus hab' ich, kein Weib und keinen Sohn:
 Nichts hab' ich dir zu bieten als mich selbst.
 In meines Lebens ungeschwächter Kraft,
 Im Stolz der Freiheit, in des Herzens Blut,
 Im Klirren dieser Waffen werf' ich mich
 Dir in die Arme, dein bis in den Tod.

Ernst.

Hat je ein Herzog solche Schar geführt,
 So treuergeb'ne, so hochherzige?
 Ja, meine Würde fühl' ich: anders nicht
 Darf ich euch führen als in Fürstentracht,
 Damit ich, siegend oder sterbend, so
 Erscheine, wie es eurem Herzog ziemt.
 Erkennen soll man mich, damit das Schwert,
 Das mich begehret, keinen trifft von euch.
 Ein Scharlachmantel hängt an jener Wand;
 Legt mir ihn um! Es ist ein fürstlich Kleid.

Adalbert

(indem er Ernsten den Mantel umlegt).

Dein Vater trug's auf der unsel'gen Jagd.
 Die Zeit hat es entfärbt.

Ernst.

Dies blasse Rot
 Ist echte Farbe meines Mißgeschicks.

Warin.

Den Schild hier, drauf das Wappen Eures Stammes
 Erbleicht ist, trug der tapf're Hermann einst.
 Er würd' Euch angeboten, gält' uns nicht
 Für schlimmes Zeichen solch erlosch'nes Bild.

Ernst.

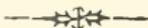
Gib her! Der letzte meines Stamms, geh' ich
Der Schlacht entgegen, die entscheiden wird,
Ob dieser welke Scharlach neu erblühen,
Dies trübe Wappen neu erglänzen soll.

Werner.

Heil unsrem Herzog!

Die Andern.

Heil dem Herzog Ernst!



Fünfter Aufzug.

Mangolds Lager.

Mangold und Warmann.

Mangold.

Der Kaiser kommt, und noch ist nichts geschehn.
Er drängt zu sehr; kaum bin ich angelangt,
Schon blickt er ob der Schulter mir herein.

Warmann.

Das ist das mächt'ge Wirken dieses Manns,
Daß überall mit seiner Gegenwart
Er jedes fördert und im Schwung erhält.
Jetzt muß ihm doppelt angelegen sein,
Daß du den Aufstand schnell und gründlich tilgst,
Seit Odo von Champagne sich erhob
Und selbst nach der ital'schen¹ Krone langt,
Die ihm der Erzbischof von Mailand² beut.
Wird Ernst gewaltig hier und Odo dort,
Und bleibt der Ungar forthin ungestraft,
So steht es schlimm mit kaiserlicher Macht.

Mangold.

Und doch, kann ich's erzwingen? Soll mein Volk
Murren gegen jene Felsenwand?
Sie halten keinen Mond sich auf der Burg,
Sie sind verloren, kommen sie ins Feld,
Gewiß ist ihr Verderben. Nur die Frist
Soll er mir gönnen, die notwendigste.

¹ D. h. Lombardischen.

² Aribert († 1045), aus einem angesehenen lombardischen Rittergeschlecht. Dieser Aufstand Odos fiel aber erst ins Jahr 1037 und bezweckte zunächst, während Konrads Abwesenheit in Italien Lothringen zu erobern.

Waimann.

Er weiß, wie leicht die Stunde neues bringt,
Und darum drängt er.

Eine Wache tritt auf.

Wache.

Herr, ein Überfall.

Die Vorwacht ist im Handgemeng', sie weicht.
Sie dringen wütend vor.

Mangold.

Willkomm'ne Mär'!

Zum Rückzug bläst das Horn! Dort unterhalb,
Am Schlund des Thales, ordne sich die Schar!
Dort wird sich brechen dieser tolle Sturm.
Die Zelte laßt! Bald wieder sind wir hier.
Du, Oheim, gehst, den Kaiser zu empfangen;
Sag' ihm, sein Auftrag sei vollzogen! Marsch!

(Reibe ab mit Gefolge.)

Kampfgetümmel hinter der Szene. Flüchtlinge eilen über die Bühne. Dann erscheinen Ernst, Werner, Adalbert, Warin und ihre Schar mit gezogenen Schwertern.

Werner.

Die Schlacht geht frisch, die Schwerter stehn im Saft¹.
Es kämpft sich rasch, wo Mut die Feldmusik,
Verzweiflung das Panier ist.

Ernst.

Dorthin schaut!

Werner.

Ja, dort ist Arbeit, dort ist Heldenwerk:
Lebend'ge Mauern, sechsfach aufgeführt;
Es muß ein starker Strom, ein wilder sein,
Dem man so mächt'gen Damm erbaut. Brecht durch!

Adalbert.

Ein Posten bleib' uns auf dem Hügel hier!
Man überfieht von ihm das ganze Thal:
Im Rücken droht Gefahr.

¹ Hier in übertragener Bedeutung: in Blüte, in Ansehen; sie gelten an diesem Tage etwas.

Ernst.

Du, Adalbert,
Bleib' selbst und warne! Keiner kennt wie du
Die Gegend.

Adalbert.

Ist mir nicht das Heil gegönnt,
Für Herzog Ernst zu stürzen ins Gefecht?
Soll ich unrühmlich auf der Warte stehn?
Mein Sohn, der du im Kampfe mich vertrittst,
Du bist ein Lehrling in der Waffenkunst;
Jetzt tummle dich! Es ist dein erster Strauß,
Es kann der letzte sein: an einem Tag
Mußt du erringen deine Meisterschaft.
Schwing' hoch dein Schwert, wirf sicher deinen Speer,
Triff unsre Feinde, triff den Herzog nicht!

Warin.

Zur Heilung, meine Kranken, führ' ich euch:
Man wird euch zapfen euer giftig Blut,
Man wird euch schneiden euer böß Geschwür,
Man wird euch kühlen euern Fieberbrand.
Der Fahne reiß' ich ab den Trauerflor:
Jetzt ist die Witwe wieder eine Braut,
Jetzt geht's hinab zum lust'gen Hochzeitsreih'n.

Ernst.

Ein Held, der in das Schlachtgewühl sich wirft,
Soll an die Frau gedenken, der er dient:
O Edelgard, geliebte Gottesbraut,
Aus deinen Schleiern blick' auf mich herab,
Dein ernstes Bild begeist're mich zum Tod!

Werner.

Allmächt'ger, Gott des Friedens und des Zorns,
Der du den Bach anschwellen kannst zum Meer,
Die stille Luft erregen zum Orkan,
Laß jetzt auch unsre, dieser Männer, Kraft
So riesenhaft anwachsen und erschwellen,
Daß uns das Ungeheure möglich sei!
Hinein! Für Herzog Ernst!

Die Andern.

Für Herzog Ernst!

(Alle ab, außer Adalbert mit einigen Kriegsleuten.)

Adalbert.

Sin braust der Sturm, die Wolke fährt dahin;
Wenn aber so der Menschheit Kraft und Blut
Dahinfährt ohne Wiederkehr, dann hebt
Ein menschlich Herz. Da stürmen sie hinab,
Und drunten¹ schon die Lanzen vorgestreckt,
Daran verbluten soll der Helden Brust.
Von Raubgebügel wimmelt schon die Luft,
Und durch die Wälder hallet Wolfsgeheul.

Ein Kriegsmann.

Jetzt, jetzt sind sie zusammen.

Andrer.

Welch ein Stoß!

Dritter.

Sie brechen durch.

Adalbert.

Ha! sind das Männer? Sind
Das Wellen, die des Schwimmers Arm zerwirft?
Durchbrochen ist das erste Glied.

Kriegsmann.

Schon tritt

Das zweite vor.

Andrer.

Seht mir den Werner, seht!

Adalbert.

Ein Todesengel, uns zum Hort gesandt,
Ragt er aus allen vor; sein blinkend Schwert
Fährt aus den Wolken, nicht den einzeln Mann
Schlägt er, er schlägt die ganze Schar.

Kriegsmann.

Wer liegt
Am Boden dort, zerspellt den blanken Schild?

¹ Ergänze: sinb.

Adalbert.

Der Mangold ist's.

Kriegsmann.

Er rafft sich wieder auf;
Er führt die dritte Reih' heran.

Andrer.

O schaut!

Die Unfern rasten.

Dritter.

Traun, kein Wunder ist's,
Wenn sie ermüdet sind.

Erster.

Sie sammeln sich.

O! die sind stark geschmolzen.

Zweiter.

Seht den Wall

Von Leichnamen!

Dritter.

O seht den Strom von Blut!

Adalbert.

Der Werner aber steht vor seinem Trupp,
Wie mit gespreizten Fittichen der Har
Die Brut umschirmt, wenn über seinem Horst
Ein fremder Vogel kampfandrohend schwebt.
Jetzt lüftet er die Schwingen, jetzt. Gebt acht!

Kriegsmann.

Sie holen aus, sie brechen furchtbar los.

Andrer.

Jetzt gilt's.

Dritter.

Jetzt ist's ihr Letztes.

Adalbert.

Jetzt wär's Zeit,

Der Bürde¹ los zu werden, die mich drückt.

Kriegsmann.

Sie sind umflügelt.

¹ Seine Gewissensbisse, oder die Ungeduld, hier unthätig Wache halten zu müssen, während die andern kämpfen

Andrer.

Sie sind mitten drin.

Adalbert.

Raum seh' ich noch des Herzogs rot Gewand.
Das Banner schwankt, ein Segelbaum im Sturm.

Kriegsmann.

Dort blickt man durch.

Andrer.

Sie sind auf einen Knau'l

Gerollt.

Adalbert.

Der Werner stemmt sich wie ein Mann,
Den eine Riesenschlang' umflochten hält,
Ihn selbst und seine Söhne, dem sie schon
Den Zahn ans Herz gesetzt, der sich aufbäumt
Und mit der letzten Spannung seiner Kraft
Die gräßliche Umkettung von sich drückt¹.

Kriegsmann.

Der Kampfplatz schließt sich wieder.

Andrer.

Jetzt sind sie

Verschlungen.

Dritter.

Nein, sie reißen sich hervor,
Den Rückzug haben sie sich frei gekämpft.

Adalbert.

Wo ist der Werner?

Kriegsmann.

Wo? Ich seh' ihn nicht.

Andrer.

Dort ist er.

Dritter.

Weh! sie führen ihn herauf;
Er ist getroffen.

¹ Anspielung auf die antike Sage von dem trojanischen Priester Laokoön und seinen Söhnen (Vergil's „Aeneide“, II, B 203—227).

Adalbert.

Ernst hat ihn im Arm,
Auf seiner Schulter hängt des Ketten Haupt.
Die Feinde stürmen nach: vergeblich wehrt
Der kleine Rest so großer Übermacht.

Ernst, den verwundeten Werner führend, tritt auf.

Ernst.

Nicht weiter bring' ich ihn: auf diesen Stein
Muß ich ihn niederlassen. Adalbert,
Hast du kein Kraut, das diese Wunden stillt?
O spar' es nicht für deinen Sohn! Der ist
Schon längst erschlagen. Rette meinen Freund!
Du gibst den Vater mir, den du mir nahmst.

Adalbert.

Reiß mir die grauen Locken aus! Versuch's,
Ob sie ihm stopfen seines Blutes Qualm¹!

Werner.

Ist's Leben noch nicht gar² und blutet doch
Aus so viel Wunden? Soll mich dieses Volk
Lebendig fangen? Brüder, stecht mich tot!
Kann ich noch leben und bin so zerhaun!
Bin ich ein Wurm, lebt jedes Stück von mir?
Hört ihr? sie kommen. Ernst, du bist mein Freund,
Schlag' mir den Schädel ein!
Jetzt reißt's. Gelobt sei Gott, ich sterbe frei!
Ernst, rette dich... (Stirbt.)

Ernst.

Er stirbt, der Werner stirbt!
Die Lüfte wehen noch, die Sonne scheint,
Die Ströme rauschen, und der Werner tot!

Adalbert.

Er ist geborgen. Herzog, laß ihn los!
Schon schwirret das Gefecht um unser Ohr;
Auch dort im Rücken dringt der Feind herauf.
Komm, folg' mir schnell! Ich weiß noch einen Pfad:

¹ Hier im Sinne von: Quellen, heftiger Andrang.

² Fertig, zu Ende (schwäbisch).

Durch Felsenklüfte schleicht er sich hinan.
 Laß mich dich retten, komm!

Ernst.

Ich wurzle hier.

Adalbert.

Komm, zaudre nicht! Die Rettung ist gewiß:
 Ein Felsstück, das wir rollen in die Schlucht,
 Sperret die Verfolger aus.

Ernst.

Du drängst umsonst.

Adalbert.

Sie ziehn sich rings herum: jetzt ist's zu spät.

(Der Rest von Ernsts Kriegsknechten erscheint, mit den Verfolgenden kämpfend.)

Hieher, ihr Brüder! Weichet fürder nicht!
 Hier um den Herzog! Wehrt euch auf den Tod!
 In manchem ist noch eine Reige Bluts,
 Noch mancher hält sich aufrecht wie ein Mann.
 Rührt diesen Toten an! Das kräftigt euch,¹
 Brecht ihm die Zähn' aus, sät sie in den Grund,
 So wachsen uns Geharnischte hervor!²

Graf Mangold tritt auf mit Kriegsvolk.

Mangold.

Dort steht er. O, wie klein sein Häuflein ist!
 Einst war er Herzog; es erbarmt mich sein,
 Und seine Mutter hielt mein Schwert umfaßt.
 Ergib dich! Widerstand ist Raserei:
 Sie bluten alle, die dir übrig sind.
 Tot ist der Werner, tot ist Kunrads Feind,
 Die Fackel und das Heerhorn alles Streits:
 Jetzt kann der Kaiser dir verzeihn.

Ernst.

Meinst du?

Nein, wenn der Letzte fällt, ich fechte fort.
 War ich sonst träge, jetzt bin ich ein Held.
 Hier muß ich sterben, bei dem Toten hier,

¹ Ein alter Volksglaube.

² Wie in den altgriechischen Sagen von Radmos in Theben und Jason im Pontusgebiete.

Hier hast' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
 Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
 Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
 Mein Erbgut, meine Blutsverwandtschaft, hier
 Mein Wappenschild und hier mein Herzogtum.

(Er wirft Schild und Fürstenmantel auf den toten Werner)

Mit diesem Mann hab' ich mein Lebenlang
 Geeifert und gewettet in der Treu',
 Der Tod nur hat dem Wettkampf noch gefehlt:
 Jetzt stürzt er in die Schlacht und stirbt für mich;
 Nicht lass' ich ihm den Preis: sterb' ich für ihn,
 Dann greifen beide nach dem Siegeskranz.
 Halt' vor!¹

(Er bringt auf Mangold ein. Gefecht.)

Mangold.

Verzweifelter!

(Sinkt getroffen zurück.)

Gott, steh' mir bei!

(Stirbt.)

(Mangold wird weggetragen, seine Krieger bringen auf Ernst ein. Gefecht.
 Ernst fällt. Der Kampf hört auf)

Adalbert.

Der Herzog sinkt.

Ernst.

Die Welt hat uns verworfen:
 Der Himmel nimmt uns auf. Mein Werner! (Stirbt.)

Adalbert.

Geächtet ward die Treue von der Welt:
 Zum Himmel, ihrer Heimat, schwebt sie auf.
 So grauenvoll hat dieser Kampf geendet,
 So blutig. Ich allein, der sich den Tod
 So heiß ersehnt, muß ohne Wunde sein
 Als jene, die des Sohnes Tod mir schlug.
 Tragt, Männer, diese Leichen weg! Der Tod
 Versöhnet Feinde. Laßt sie nicht dem Wolf
 Zur Beute, legt sie unter dies Gezelt! —
 Ihr zögert? Ha! weil sie geächtet sind.

¹ Den Schild; bedeck dich.

O, thut es doch! Der Priester spricht euch los,
Gott wird's verzeihen.

(Die Leichen werden in das Zelt getragen.)

Werft den Vorhang zu!

Warin tritt sehend auf, das Banner im Arme.

Kriegsleute.

Das Banner her!

Warin.

Solang' ich atme, nicht.

Ich hab' es durchgehau'n durch euer Heer,
Vom Fels bin ich gesprungen, durch den Strom
Hab' ich's gerissen. Lebt der Herzog Ernst?

Adalbert.

In diesem Zelte liegt er tot.

Warin.

Hier sei

Das Banner aufgepflanzt! Hieher gehört's,
Die Herzogsfahne vor das Herzogszelt.
Was ist's? Das Schwert entsinket meiner Hand,
Die Kniee brechen . . .

(Er sinkt an der aufgepflanzten Fahne tot nieder.)

Adalbert.

Treuer Fährich du!

Ein Ritter mit einigen Kriegsleuten tritt auf.

Ritter.

Der Kaiser naht. Es ruhe jeder Kampf!

Adalbert.

Hier ist schon Friede, hier ist tiefe Ruh'.

Der Kaiser, Gisela, Heinrich, Warmann mit Gefolge treten auf.

Runrad.

Was ist geschehn? Wo ist mein Hauptmann?

Adalbert.

Dort

Trägt man ihn tot hinab.

Warmann.

O Hoffnungen!

Gisela.

Wo ist mein Sohn?

Abalbert (das Zelt aufbedeckend).

Er schläft in Freundesarm.
(Wirft es wieder zu.)

Gisela.

Das war mein Ernst, er war's, ich hab's gesehen.
Der Herrmann tot und nun auch dieser tot,
Auch dieser, dieser, der mein Liebling war!
Weil er die meisten Schmerzen mir gemacht,
Darum hab' ich am meisten ihn geliebt.

Kunrad.

Herr Bischof, unbedenklich werdet Ihr
Die Toten von dem Kirchenbann befreien,
Damit wir christlich sie beerdigen.

Warmann.

Es soll geschehn.

Gisela.

Die Kerzen mögt ihr neu
Anzünd'n, das erlosch'ne Leben nicht.¹

(Zu Abalbert.)

Du, der du Wächter dieser Toten bist,
Ich kenne dich, sag' mir, wie starb mein Ernst?

Abalbert.

Er starb den Heldentod, den Freundestod:
Der Werner starb für ihn, für Wernern er;
Er wich von seines Freundes Leiche nicht,
Bis er als Leiche selbst darnieder sank.

Gisela.

O diesen Werner, dem ich oft gezürnt,
Weil er den Sohn mir ins Verderben riß,
Ich muß ihn lieben, weil er meinen Sohn
Geliebt hat und für ihn erschlagen ist.

Abalbert.

Für ihn erwürgt ist auch mein einzig Kind
Und, leb' ich selbst noch, ist's nicht meine Schuld.
Geschehen ist, zu was du mich erweckt:
Drum, wenn der Kaiser mir die Freiheit läßt,
So gönne du mir, daß ich meinen Sohn

¹ Vgl. die Rede des Bischofs Warmann S. 28

Bestatte, daß ich bei des Jünglings Grab
 Jetzt dürfe rasten und das meine haun!

Graf Hugo von Egisheim mit Gefolge tritt auf.

Hugo.

Erhab'ner Kaiser, Eureß Weges Spur
 Bin ich in großer Eile nachgereist,
 Um mich der Botschaft zu entledigen,
 Die mir so wichtig und so ernst bedünkt,
 Daß ich es wag', auf dieser blut'gen Statt
 Noch länger festzuhalten Euren Schritt.
 Die Urne hier, die dieser Kriegermann trägt,
 Schickt Euch zum Gruße Herzog Gozelo
 Von Lothringen, ein grauenvoll Geschenk:
 Sie birgt das Haupt des Odo von Champagne;
 Der Herzog schlug's ihm ab in wilder Schlacht¹,
 Dem Unglücksel'gen, den ich Freund genannt,
 Und dessen Kühnheit ich umsonst gewarnt.
 Ein zweites Angebinde sendet Euch
 Der König Rudolf, der in Gott entschlief;
 Hinscheidend übergab er's meiner Hand:
 Es sind die Reichskleinode von Burgund,
 Die Krone samt dem Zepter und dem Speer
 Des heil'gen Moriz². Nehmt sie huldreich an!

Konrad.

Nicht mich, den König Heinrich schmückt damit!

(Es geschieht.)

O Knabe, wüßtest du, wie sauer mir
 Die Frucht geworden, die du spielend pflückst!

Heinrich.

Mich schauert's, Vater, unter diesem Schmuck.

Gisela.

Das also, dieser Keif und dieser Stab,
 Das sind die hohen Dinge, derenthalb

¹ Am 15. November 1038 überfielen Gozelo und sein Sohn Gottfried von Bar den in ihr Land eingedrungenen Odo und sandten dann dessen abgeschneittenen Kopf an Konrad.

² Legendarischer Feldherr der Christlichen sogenannten „Thebaischen“ Legion in Agypten, die der römische Kaiser Diokletian niederzermalen ließ, als sie in Gallien nicht gegen die Christlichen Wagnaden kämpfen wollten (vgl. Ab. I, S. 375, Anm. 3).

So edles Leben hingebtet ist!
O Kaiser, staunen wird die Folgezeit,
Wenn sie vernimmt vom Aufschwung deiner Macht,
Von deines Herrscherarmes Festigkeit;
Doch rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Vom Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.
Ihr Männer, die ihr hier im Kreise steht
Und so mit tiefem Mitleid blickt auf mich:
Meint ihr, daß alles mir erstorben sei?
Hat so viel Wärme nicht ein Mutterherz,
Daß es beleben kann den toten Sohn?
Soll der mir tot sein, dessen Leben eins
Mit meinem ist, den meine Brust gesäugt?
Nein, leben, leben soll mein treuer Ernst:
Fortleben wird er in dem Mund des Volks,
Er lebt in jedem fühlenden Gemüt,
Er lebet dort, wo reines Leben ist.
Nicht wieder deckt mir diesen Vorhang auf,
Darunter Leiche neben Leiche liegt!
Dort oben öffnet sich ein himmlisch Zelt,
Wo Freund in Freundes Arm erwacht und wo
Der Frühgealterte verjüngt erscheint.



Ludwig der Baier.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

1818.

Personen.

Ludwig, Herzog in Baiern, nachher König.

Albrecht }
Stephan } seine unerwachsenen Söhne.
Otto }

Friedrich der Schöne, Herzog in Oesterreich, Gegenkönig.

Leopold, Herzog in Oesterreich, des vorigen Bruder.

Isabella, Friedrichs Gemahlin.

Der päpstliche Legat.

Friedrich von Zollern, Burggraf zu Nürnberg.

Siegfried Schweppermann, Ludwigs Feldhauptmann.

Dietrich von Plichendorf, Marschall von Oesterreich.

Adelram, Graf von Hals.

Albrecht von Hindsmanl.

Ein Schöffe von Landsbut.

Thomas, ein Bäcker von München.

Steffen, dessen Sohn.

Albertus, ein fahrender Schüler.

Der Burgvogt von Trausnitz.

Reichsfürsten. Der Prior von Maurbach. Ritter. Knappen. Kriegsvolk. Niederbairischer Adel. Abgeordnete bairischer Städte und andere Bürger. Frauen der Isabella. Edelknaben. Wächter.

Die Handlung beginnt im Jahr 1314.

Vorliegendes Schauspiel ist eines von denen, welche um die von der Hoftheaterintendanz zu München für dramatische Stücke aus der bairischen Geschichte ausgesetzten Preise erworben haben.

Nachdem dasselbe keinen der beiden Preise davongetragen, wird es durch den Druck der öffentlichen Würdigung übergeben.

Einleitung des Herausgebers.

Ende November 1817 schrieb die Intendanz des Münchener Hoftheaters auf den 1. Juni 1818 zwei Preise von 100 und 80 Dukaten für je ein Schauspiel aus, und die (Augsburger) „Allgemeine Zeitung“ vom 6. Dezember teilte unter „Deutschland“ die Bedingungen mit: „Die Schauspiele müssen einen edeln und erhabenen Stoff aus der bairischen Geschichte behandeln. Der Reichtum der bairischen Geschichte an großen und erhebenden Ereignissen und Momenten wird bei der Auswahl durch keine andre Rücksicht beschränkt, als durch sorgfältige Schonung aller bestehenden politischen Verhältnisse.“ Die Aufforderung schloß: „Möge diese Einladung ihren Zweck nicht verfehlen und unsre dramatische Litteratur mit neuen Meisterwerken bereichern! Dann wird die Eröffnung des königlichen Hoftheaters in München nicht für Bayern allein ein Fest dankbarer Huldigung sein.“

Uhländ faßte sofort den Plan, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen, und ergriff sehr bald die Geschichte des ersten Wittelsbachers, der die Hand nach der Kaiserkrone ausstreckte: vom 10. Februar bis zum 15. Mai 1818 — der erste Akt ward schon bis zum 24. Februar fertig — schrieb er „als ein Symbol der deutschen Stammeseinheit“ das Schauspiel „Ludwig der Baier“, obwohl er im Mai die Hochzeitsreise seiner Schwester¹ bis Karlsruhe mitgemacht hatte. Unter dem Motto „Poscimur“² sandte er das Drama zum Termin nach München. Obgleich die Publikation des Entscheids erst auf den Oktober anberaumt war, berichtete die „Allgemeine Zeitung“ schon am 31. August: „Zu der auf den 12. Oktober festgesetzten Eröffnung des neuen Hoftheaters zu München sind überhaupt 37 um den Preis werbende Schauspiele eingekommen, einige zu spät eingelaufene nicht mitgerechnet. Die zur Beurteilung und Entscheidung niedergesetzte Kommission bestand aus den Herren von Babo³, Mitglied der Akademie der Wissenschaften; Lamotte,

¹ S. Bd. I, S. 452, Anm. 1.

² Goraz, „Oben“ I, 32.

³ Franz Marius von Babo (1756—1822), bekannter Vertreter des Ritterdramas, bis 1810 Theaterkommissar und Intendant der Münchener Hofbühne.

Intendant des königlichen Hoftheaters; Hofbibliothekar Scherer; Sendtner, Redakteur der ‚Politischen Zeitung‘; Professor Speth; Hofschauspieler Zuccarini. Den ersten Preis erhielt ‚Haimeran‘, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Professor Andreas Erhard in München, den zweiten ‚Hiltrude‘, Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm von Managetta und Lerchenau, niederösterreichischer Landstand und Indigena Hungariae, zu Berlin wohnend.“ Weitere Bewerber waren von Aretin, J. A. von Destouches, J. G. Grötsch (dessen „Arnulph“, obwohl er keinen Preis gewann, trotzdem mehrfach aufgeführt wurde) u. a. Uhlands Schauspiel, das die heute verschollenen Konkurrenzstücke sichtlich in den Schatten stellt, blieb wohl unberücksichtigt, weil die bairische Regierung damals Oesterreich nicht verletzen durfte und eben mit der päpstlichen Kurie über das Konkordat verhandelte. Die Akten, in denen die Urtheile des Schiedsrichterkollegiums niedergelegt waren, hat ein Brand vernichtet.

Uhlands Drama erschien, nachdem der Verleger des „Herzog Ernst“, Winter in Heidelberg, abgelehnt hatte, zuerst Anfang 1819 bei Georg Reimer¹ in Berlin, dann 1846 mit der ältern Tragödie zusammen bei Winter als „Dramatische Dichtungen“. Obwohl es in der dramatischen Technik einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem Trauerspiel bezeichnet, fand es doch bis heute nur sehr geringe Beachtung, und insbesondere die Bühne hat sich eigentlich ganz zurückhaltend gezeigt. Wohl nur Otto Zahn² hat das Stück knapp nach Gebühr gewürdigt, abgesehen natürlich von Heinrich Weizmann, der sich um die Beachtung und das nähere Verständnis der beiden Hauptdramen Uhlands durch mehrere Arbeiten ungemein verdient gemacht hat. Auf sein Kapitel „Über Uhlands ‚Ludwig der Baier‘“³ und auf den Abschnitt „Die geschichtliche Grundlage der Handlung“⁴ sei hier ausdrücklich verwiesen und nur noch das „Chronicon Leobicense“⁵ von Johannes (1314–48 Abt des kärntischen Klosters Viktring) als Uhlands Hauptquelle namhaft gemacht.

¹ Vgl. die Briefe S. 401–403.

² „Ludwig Uhland“, S. 61–63.

³ „Ludwig Uhlands Dramatische Dichtungen“, Frankfurt 1863, S. 103–326.

⁴ In seiner Schulausgabe des Stückes, S. VII–LXXI.

⁵ Abgedruckt in J. F. Böhmers „Fontes rerum germanicarum“, Bb. I, S. 271–450.



Erster Aufzug.

Saal im Schlosse zu München.

Auf der einen Seite der Bühne die Abgeordneten bairischer Städte, deren Sprecher ein Schöffe von Landshut, auf der andern Kriegsgefangener Adel aus Niederbayern, worunter Graf Adelram von Hals¹.

Adelram.

Das sind ja wohl die vielgetreuen Städte?

Der Schöffe.

Sie grüßen die gestrenge Ritterschaft.

Adelram.

Der wack're Schöff' von Landshut, seh' ich recht?

Schöffe.

Zu Eurem Dienst, Graf Adelram von Hals!

Adelram.

Ihr seid wohl hergekommen uns zum Hohn?

Schöffe.

Wir kamen, weil der Herzog uns berief.

Adelram.

Des Fürsten Gnade macht die Bürger stolz.

Schöffe.

Ich merk', euch Herren ist's ein Dorn im Auge,
Daß wir die Schwerter an der Seite haben,
Indes ihr steht mit leerem Wehrgehäng'.²

¹ Die beiden Grafen von Hals waren die Führer der niederbairischen Adelspartei, die vom Tode Herzog Ottos von Niederbayern (9. September 1312) bis zum Oktober 1313 für Anschluß an Oesterreich eintrat.

² Da jeder gefangene Ritter das Schwert aushändigen mußte, wie noch heute der Offizier seinen Degen.

Bei Gammelsdorf¹, wo ihr die Schwerter strecket,
Dort standen wir euch Red' auf Stich und Hieb,
Doch hier ist Burgfried², in des Herzogs Saal;
Laßt ruhen hier das eitle Wortgefecht!

Abelram.

Gefangen sind wir, aber nicht gebeugt.
Das Kriegsglück wechselt, doch der Held ist der,
Dem nie das adlige Gemüt entsteht³.

Die Bürger.

Der Herzog!

Abelram.

Wirg dich, glühend Angesicht!

Herzog Ludwig⁴ tritt auf.

Ludwig.

Willkomm' in meinem Haus, ihr Abgesandten
Der bair'schen Städte! Heimatliches⁵ München,
Liebwerte Landshut, Mosburg, Ingolstadt
Und Straubing, all' ihr treuen, seid begrüßt!
Euch danken muß ich: darum hab' ich euch
Zu mir beschieden. Ja, das Vaterland
Habt ihr gerettet in der blut'gen Schlacht.
Auch euch beschied ich, Ritter Niederbaierns,
Nicht um zu danken: wenig Dank verdient,
Was ihr gethan an eurem Land und mir.
So ganz geblendet war't ihr, so bethört,
Daß ihr euch schartet unter Osterreichs Fahnen,
Daß ihr verheertet eurer Heimat Fluren
Und eure Brüder schluget mit dem Schwerte;
Nein, nicht geblendet war't ihr, nicht bethört:
Aus bösem Willen und aus gift'gem Neid
Habt ihr die Feinde selbst ins Land gelockt.
Meint ihr, weil jetzt dem Reich ein Kaiser fehlt,⁶

¹ Unweit der Einmündung der Ammer in die Isar, bei F Jared; daselbst siegte Ludwig von Baiern am 9. November 1313 glänzend über die Oesterreicher.

² Der Burgfriede verbot thätlichen Streit, namentlich Waffengebrauch im Bereiche der Burg (vgl. Goethe, „Torquato Tasso“, II, 3, 619 ff.).

³ Fehlt.

⁴ Ludwig der Baier (1287—1347), als deutscher Kaiser (seit 1314) Ludwig IV.

⁵ Er war in München geboren.

⁶ Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger, war am 24. August 1313 in Pisa (wohl an Gift) gestorben.

Es sei gelöst aller Ordnung Band
Und freigegeben jeder wilde Frevel?

Adelram.

Ein Wort der Gegenrede sei vergönnt
Den Angeschuldigten so schwerer That!
Nach Herzog Otten¹, Eures Vetter's, Tode
Geziemt' es uns, dem Adel Niederbaierns,
Den minderjäh'gen Fürsten einen Pfleger²,
Dem Lande zu bestellen einen Vogt.
Friedrich der Oesterreicher³ deucht' uns gut,
Der Fürsten Schwager⁴; ihn beschickten wir⁵
Und, weil man ihm des Landes Thor verschloß,
So wollten wir es mit den Schwertern öffnen:
Drum nicht Verräter sind wir, nein, Verfechter
Des teuren Vorrechts, das man uns gekränkt.

Schöffe.

Nein, Friedrich war der rechte Vormund nie:
Der edle Ludwig ist's, der vor uns steht,
Den Herzog Otto selber eingesetzt.
Zu seinem Sterbelager rief er uns,
Die Bürger, die von Landshut und von Straubing,
Und auf die Häupter der unmund'gen Waisen⁶
Ließ er uns angeloben, keinen sonst,
Als den erlauchten Ludwig, zu erkennen⁷,
Noch einzulassen. Und was wir gelobt,
Das haben wir behauptet.

Adelram.

Unerhört

In allen Zeiten, daß ein Baiernfürst
Je die Vollziehung seines letzten Willens
Den Bürgern übertragen!

¹ Regelmäßiger Genitiv des mittelhochdeutschen Otte; Otto († 1312) war Ludwigs Vetter und Titularkönig von Ungarn.

² Vormund.

³ Friedrich der Schöne (1286 - 1330), Herzog von Osterreich, Sohn König Albrechts I.

⁴ Insofern als am 9. Oktober 1312 Herzog Stephans von Niederbaiern Sohn Heinrich und eine Schwester Friedrichs verlobt wurden.

⁵ Am 1. September 1313.

⁶ Seines eignen 13 Tage alten Sohnes Heinrich des Natterbergers und seiner beiden Nessen, des 8jährigen Heinrich und des 4jährigen Otto.

⁷ Anzuerkennen.

Ludwig.

Unerhört

Ist manches, was die Zeit ins Leben treibt,
 Die nimmer rastende. Was herrlich war
 Und groß, das sinkt zusammen und vergeht;
 Was niedrig stand, erwächst und strebet auf.
 Auch unsre Städte, Frönerhütten einst,
 Sie dehnen sich, und weiter stets und weiter
 Zieht sich der Mauern und der Thürme Kreis:
 Dort schafft der Fleiß, dort rührt sich das Gewerb',
 Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunst,
 Dort knüpft sich der gesellige Verein,
 Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
 Von ihren Thoren strömt das Leben aus:
 Auf tausend Straßen bringt es durch das Land,
 Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom,
 Und Bahn getreten wird durch das Gebirg',
 Hoch über Felsen und der Alpen Eis.
 Indessen ihr, die ihr euch rühmen möchtet
 Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
 Von euren Horsten in das blüh'nde Thal;
 Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
 Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
 Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
 Nährt inn're Fehde, ruft den äußern Feind.
 Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil,
 Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeih'n?
 Wem soll der Fürst vertrauen, wessen Schutze
 Die Seinen anbefehlen, wann er stirbt?

Abelram.

Sprecht aus, gestrenger Herzog, welches Loß
 Uns zgedacht ist! Eure Rede läßt
 Kein mildes hoffen, doch wir sind gefaßt.

Ludwig.

Zuerst geziemt es mir, des Dankes Pflicht
 Zu zollen. Wad're Bürger, tretet vor
 Und nehmt sie hin, die Gaben meiner Liebe!
 Wo sich das Leben drängt, wo der Verkehr
 Sich mannigfach durchkreuzet und verschlingt,

Da brauch't's vor allem Ordnung und Gesetz,
 Damit ein jeder, ungeirrt vom andern,
 In sichern Grenzen wandle seine Bahn,
 Damit nicht die Verwirrung in Gewalt
 Sich löse, sondern im gemess'nen Recht.
 Dies wohl bedenkend, haben unsre Städte
 Vorlängst gebeten, daß die Satzungen
 Der Väter und was in der Zeiten Lauf
 Aus eignem Leben, aus des Volkes Art
 Hervorgegangen, daß es, unvermengt
 Mit fremder Weisheit¹, in des Landes Sprache
 Gesammelt werde und in Schrift gefaßt.
 Es ist geschehn: Das neue Rechtsbuch² liegt
 Hier aufgeschlagen. Schöpft alle draus!
 Ein reicher Quell des Segens sei es euch
 Und euren Kindern!

Schöpfe.

Und ein Denkmal sei's
 Des Fürsten, der dem Volk ein Vater ist!

Ludwig.

Je fester so im Innern euer Wesen
 Sich gründet, um so rüst'ger werdet ihr
 Dem Feind begeben, der von außen dräut.
 Längst seid ihr wehrhaft, ja, ihr habt's erwiesen,
 Als ihr gestürmet Ostreichs Wagenburg.
 Drum, daß dem Mute sein Wahrzeichen nicht,
 Der Ehre nicht ihr freudig Wimpel fehle,
 Hab' ich anstatt der Fahnen, die im Kampf
 Zerrissen wurden und in euern Kirchen
 Jetzt aufgehängt sind, diese neuen hier
 Geweiht und mit solchen Wappenbildern
 Geschnückt, die eurer Mannheit würdig sind.
 Nehmt hin!

(Die Fahnen werden den Bürgern übergeben.)

¹ Gemeint ist wohl: mit dem lateinisch abgefaßten „römischen Recht“.

² Ludwig ließ für die oberbairischen Städte ein Stadtrechtbuch (meist aus ältern Gesetzen und Verordnungen) zusammenstellen, und zwar zunächst das „stat puoch zu Muniichen, die alten geschriben recht der stat zu Muniichen“ (auch genannt „das versigelt buoch“), freilich erst Anfang Juli 1347; es war mehr als zur Hälfte dem Landrechtbuche von 1316 entnommen, daß der Zeit nach eher hierher passen würde.

Ein Bürger.

Was seh' ich?

Ludwig.

Tapf'res Ingolstadt,
Den Löwen¹ führ' ich selbst; den kühnen Panther²,
Den flammenspeienden, verleiht' ich dir.

Schöffe.

Mein Herzog!

Ludwig.

Landsküt, ritterlich hast du
Das Land behütet und des Landes Fürsten.
Drei Pickelhauben führtest du bis jetzt,
Drei Ritterhelme hab' ich dir gesetzt.³
Ja, wer wie ihr sein Rittertum bewährt,
Kann fordern, daß man ihn als Ritter ehrt.

Die Bürger (die Fahnen schwingend).

Dank, Herzog, Dank! Wo diese Banner wallen,
Da müssen Baier⁴ siegen oder fallen.

Adelram.

Kein Zweifel ist, wir sind hieher gestellt
Zu schmähhcher Demütigung. Und doch,
Ist keiner unter uns, den einst mit Stolz
Das Baierland den Seinigen genannt?
Hier dieser Puechberg, warf er vormals nicht
Die Österreicher in des Innstroms Wellen,
Daß Mann und Roß die jähe Flut verschlang?
Er selbst verschmäht zu sprechen, doch es spricht
Die Narbe, die des Helden Stirne furcht.⁵

¹ Das Wappen des Mittelöbacher Hauses.

² Es ist ungeschichtlich, daß das pantherähnliche Tier mit Vogelkrallen und Löwenhinterpranken der Stadt erst von Ludwig als Wappen verliehen worden sei.

³ „Weil die Landsküter wie Ritter für ihre drei jungen Fürsten gekämpft hatten“, sagt der Fürstenseiber Chronik. Auch diese Verleihung ist Fabel. Nach 1545 nennt ein urkundliches Holzschnittwerk das Stadtwappen „drei blau küt in weißem feld mit roten riemen“.

⁴ Diese Pluralform behält Uhland aus der älteren Sprache bei, ebenso die Schreibung mit i.

⁵ Hartlieb von Puechberg überschritt 1310 auf einer Schiffbrücke den Inn und verjagte Friedrich von Österreich, der das Schloß Schärding belagerte.

Ludwig.

Wohl traurig ist's, wenn rühmliches Verdienst
 Durch spät're Ungebühr verdunkelt wird,
 Erfreulich aber, wenn, noch unerstickt,
 Der bess're Geist zum Rechten sich ermannt
 Und alten Ruhm erneuet. Hört mich an!
 Der tapf're Fürst von Oesterreich, dem ihr
 Euch zugetehrt (den Städten zum Verdruß,
 Und weil er mehr als ich den Adel hegt
 Mit reichen Festen und mit Ritterspiel),
 Er ist mein Blutsfreund, ist mein Jugendfreund;
 An seines Vaters, König Abrechts, Hof
 Erwuchsen wir zusammen, Brüdern gleich¹.
 Drum, wenn ich auch sein Heer bekämpfen mußte,
 Doch lebt' im Herzen alte Freundschaft fort
 Und, als wir jüngst² zu Salzburg Aug' in Aug'
 Uns gegenüberstanden, knüpfte leicht
 Der Friede sich und die Verständigung.
 Getreu und redlich, wie er immer war,
 Hat er in den Vertrag euch eingeschlossen,
 Und ich versprach, euch zu begnadigen,
 In euer Eigenthum und eure Leh'n
 Euch wieder einzusetzen, wenn ihr neu
 Die Treue schwört, die ihr gebrochen habt.

Adeltram.

Ich bin bereit.

Mehrere Ritter.

Wir sind's.

Die Übrigen.

Wir alle sind's.

(Auf des Herzogs Wink werden den Rittern ihre Schwerter zugestellt.)

Ludwig.

So nehmet eure Schwerter denn zurück,
 Weht ihre Scharren aus und schwinget sie
 Hinfort fürs Gute, fürs Gemeinsame,
 Für des gesamten Volkes Heil und Ruhm!

¹ Mechthild, Ludwigs Mutter und Vormünderin, ließ diesen seit 1204 in Wien bei ihrem Bruder Abrecht erziehen, da ihr älterer Sohn Rudolf ihr jeden Einfluß und Ludwig jede Theilnahme an der Regierung verweigerte.

² Im April 1314.

Abeltram (mit gehobenem Schwert).

Und für den Herzog!

Die übrigen Ritter (ebenso).

Unser Blut für ihn!

Friedrich, Burggraf von Nürnberg¹, der mit einigen Rittern eingetreten ist,
kommt in den Vordergrund.

Der Burggraf.

Verzeiht, erlauchter Herzog, wenn wir uns
Zu drängen wagen durch der Männer Kreis,
Die hier um Euch in wichtigem Geding²
Versammelt sind!

Ludwig.

Herr Burggraf, schön willkommen!
Willkommen, edle Herrn! Was bringt ihr uns?

Burggraf.

Verkünder großer Zukunft nahn wir Euch.
Dem Manne gleicht Ihr, der sein früh Geschäft
Beschiedt, indes in seinem Rücken
Die Sonne, groß und herrlich, steigt heraus.

Ludwig.

Werbt Eure Botschaft³! Die Versammlung hier
Kann Euch nicht stören: Sind es doch die Meinen!
Was mir verhängt ist, das berührt auch sie.

Burggraf.

Seit vierzehn Monden ist das Reich verwaist⁴;
Wollt' einer sich des Thrones Stufen nahn,
Der andern Eifersucht riß ihn zurück.
Zu Trifels⁵, auf der alten Kaiserburg,
Dort liegen herrenlos die Reichskleinode
Im öden Saal, den Helbengeister hüten,
Derweil in deutschen Gauen überall

¹ Friedrich IV. von Hohenzollern (geb. 1282), Burggraf 1300–32.

² Unterhandlung, Beratung.

³ Werben in altertümlichem, gehobenem Stil s. v. w. etwas (geschäftig) ausrichten.

⁴ Vgl. S. 84, Anmerkung 6.

⁵ Schloß auf dem gleichnamigen Berge bei Annweiler in der Rheinpfalz, damals in den Händen der österreichischen Herzöge, jetzt in Trümmern.

Gewalt und Zwietracht ungebändigt toben.
 Da fanden endlich an dem Königsstuhl¹
 Bei Rheufe, wo die alten Bäume schatten,
 In großer Anzahl sich die Fürsten ein
 Und hielten Ratschlag ob des Reiches Not.
 Die Thronbewerber wurden dort erwogen:
 Savoyen² zog vorüber, Brandenburg³,
 Dann Böhmen⁴; lange blieb auf Österreich
 Der Blick geheftet. Da erscholl die Kunde
 Von Baierns Heldenwerk bei Gammelsdorf⁵,
 Und plötzlich war's, als ständest du,
 Erlauchter Ludwig, auf dem hohen Tritt⁶
 Des Königsstuhls, im Glanze deines Siegs.
 Von Mainz und Trier, von Brandenburg und Sachsen,
 Von Böhmen selber ward auf dich gestimmt,
 Und weichen mußten, die dir's neideten.
 Es ward der Tag der feierlichen Wahl
 Gesezet und der Auftrag mir erteilt,
 Dich einzuladen, daß du unverfehlt⁷
 Am neunzehnten des Weinmonds auf dem Felde
 Bei Frankfurt, das man Frankenerde nennt⁸,
 Erscheinst und der Wahl gewärtig sei'st.

Ludwig.

Hab' ich darum an jenem blut'gen Tag
 Den Frieden meines Landes mir erstritten,
 Damit ich, kaum vom Lager heimgekehrt,
 In neuen Aufruhr, neuen Kampf hinaus
 Gerissen werde? Nein, laßt ab von mir!
 Laßt mich genießen meiner Arbeit Frucht,

¹ Eine Stunde rheinaufwärts von Koblenz, 30 Schritte vom linken Ufer, zwischen Rheufe und dem Dorfe Kapellen.

² Graf Amadeus.

³ Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg.

⁴ Johann von Böhmen, der 17jährige Sohn des verstorbenen Kaisers Heinrich VII.

⁵ Vgl. S. 84, Anmerkung 1.

⁶ 18 Stufen hatte der Thron.

⁷ Das Datum nicht verfehrend, bestimmt.

⁸ Der gesetzliche Wahlort war das östlich von Frankfurt am Main gelegene Fischerfeld, noch 1263 urkundlich „Franken-Erbe“ genannt.

Laßt mich in meinem Kreise Segen haun,
Um meines Volkes Liebe laßt mich werben!
Die Königskrone gönn' ich andern gern.

Burggraf.

Das ist das Los der Besten, daß an sie
Vielfacher Anspruch sich begehrlieh drängt:
Wo Segen quillt, da waltet jeder hin.
Weil Ihr in Baiern fürstlich Euch erwiesen,
So heißet Deutschland Euch zum Könige.

Ludwig.

Glaubt mir, nicht mein Verdienst ist, was man sucht;
Weil Luxemburg die Oesterreicher fürchtet¹,
So sendet man nach mir. Sie irren sich,
Wenn sie für Friedrichs Feind mich halten. Nein,
Ich hass' ihn nicht, ob ich ihn gleich bekämpft.
Ruft ihn zum Throne! Viele sind ihm hold,
Denn er ist bieder, tapfer, mächtig, reich,
Und keiner huldigt freud'ger ihm als ich.

Burggraf.

Die Biederkeit ist Euch mit ihm gemein,
Die Tapferkeit habt Ihr an ihm erprobt,
Die Macht hat, wer den Mächtigen besiegt.

Ludwig.

Wo Bürger kämpfen für den eignen Herd,
Da weichet auch der überleg'ne Feind;
Doch, wer als Kaiser sich behaupten will,
Der prüfe wohl, was zu Gebot ihm stehe.
Mir ist ein schmales Erbe zugefallen:
Die Pfalz hab' ich zur Hälfte mit dem Bruder²,
Von Baiern ward mir kaum der dritte Teil,
Und meine Mittel hat der Krieg verzehrt.
Hinab durch Oesterreichs fruchtbare Gaue,
Zu Wiens prunkvoller Hofburg reitet hin!
Dort ist der Mann für einen Kaiserthron.

¹ Weil die Habsburger Heinrich von Kärnten, den rechtmäßigen Fürsten von Böhmen, gegen die dortige luxemburgische Herrschaft ausspielten.

² Kurfürst Rudolf I., der Stammler (1274–1319), Ludwigs älterer Bruder, zeitweilig gegen ihn auf Seiten Oesterreichs.

Burggraf.

Sei er an Schätzen reicher und an Macht!
 Ich streit' es nicht; auch sei Euch unverhehlt,
 Es wirbt für ihn der Erzbischof von Köln
 Und Euer Bruder, Pfalzgraf Rudolf, selbst.
 Doch eben jener Reichtum, jene Macht
 Sind schlimme Waffen in der Ehrsucht Hand;
 Den Ehrgeiz aber zeigt die Ungeduld,
 Womit der Herzog nach der Krone strebt,
 Die, unbegehrt, auf Euren Scheitel sinkt.
 Was dem bedrängten Reiche fehlt, ist nicht
 Ein Ritterspiegel¹ und ein Königsheld,
 Der seinen Namen zu den Sternen trägt:
 Es ist ein Pfleger alles Heilsamen,
 Ein Hort des Friedens und ein Vogt des Rechts,
 Ein ernster Rächer alles Übermuts.
 O Herzog, der, der in die Herzen schaut,
 Er sei mein Zeuge! Wenn auch, die mich sandten,
 Nicht alle reinen Eifers möchten sein,
 Doch komm' ich nicht ein Vöte der Partei,
 Ich komme, weil der inn're Geist mich treibt,
 Ich komm' ein Anwalt vieler Redlichen,
 Der treueste Freund des Reichs. Ihr seid berufen:
 Ihr dürft Euch nicht entziehen.

Ludwig.

Ich will's bedenken.

Burggraf.

Bedenkt, wo Zweifel ist! Doch hier ist keiner.
 Seht diese Männer! Allen ist es klar.

Abelram.

Wohl hat der deutschen Stämme jeglicher
 Dem Kaiserthronen seinen Mann geschickt:
 Hier ist der unsre. Diesen Wittelsbach,
 Dies edle Baierblut, ihn senden wir,
 Und nicht der Schlechteste wird er bestehn.
 Zeuch hin, erlauchter Ludwig, Baierns Ruhm!

¹ Das Ideal eines Ritters.

Und diese Schwerter, die wir deiner Huld
Verdanken, sei'n die Wächter deines Throns!

Der Schöffe.

Was du uns bist, das sei den Städten allen,
Die an des Reiches Strömen sich erbaut!
Zuech hin, verzage nicht an deiner Macht!
Für den die Liebe kämpfet, der ist stark.
Wohin du willst, laß diese Banner fliegen!

Burggraf.

Hört Ihr?

Ludwig.

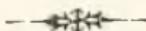
Ich höre, ja, mir hebt das Herz.
O Burggraf, welchen grenzenlosen Blick
Hast du mir aufgethan! Von Meer zu Meer
Verbreiten sich die Lande, mächtig schwellend
Ergießen Ströme sich, die Alpen weichen,
Italien dampft von Segen, raucht von Blut,
Hier leuchtet Rom, dort dämmeret Avignon¹,
Der heil'ge Vater thront, die Rechte segnet,
Die Linke blizet², Frankreich dräuet Sturm,
Der deutsche Boden dröhnt, die Fürsten kämpfen,
Das Schwert hebt Friedrich: Schwindel faßt mich an.
Doch wenn ich euch ins mutige Gesicht,
Ihr treuen Baier, blicke, wenn ich so
Die kräft'gen Händ' ergreife, da durchdringt
Mich hoher Mut und männliches Vertrau'n:
Auf solche Pfeiler gründend, steh' ich fest,
Von solchen Tittichen gehoben, schwing' ich
Furchtlos mich auf.

(Zu dem Burggrafen und dessen Begleitern.)

Geht hin! Ich werde kommen.

¹ Hauptstadt der gleichnamigen, zum Kirchenstaat gehörigen südfrenzösischen Grafschaft, 1309—76 Residenz der Päpste.

² Papst Clemens V. schwankte später zwischen Ludwig und dessen Gegner



Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Friedrichs von Österreich Lager vor Frankfurt¹.

Vor einem glänzenden Zelte sitzen zwei Edelknaben. Albertus², ein fahrender Schüler, tritt auf.

Albertus.

Zween Könige! Beglücktes Deutsches Reich,
 Seit vierzehn Monden bist du ohne Haupt,
 Und flugs erwächst dir ein gedoppeltes:
 Den Friedrich ruft man hier im Lager aus,
 Dem Ludwig läutet man in Frankfurt drüben;
 O freud'ge, wahrhaft königliche Zeit!
 Zwar heißt es, eine Doppelsonne sei
 Kein gutes Zeichen, und die Bienen dulden
 Zwo Königinnen nicht in einem Korb . . .

Erster Edelknabe (unterbrechend).

Wer seid Ihr, Freund?

Albertus.

Ein reisender Scholar.

Zweiter Edelknabe.

Er ist ein zierlicher und schmucker Mann.
 Der Mantel, der von seiner Achsel flattert,
 Ist einer Spinnewebe zu vergleichen,
 Recht duftig und durchsichtig, fast zu sehr.

¹ In Wirklichkeit vor dessen Vorstadt Sachsenhausen.

² Der Name dieser frei erfundenen Persönlichkeit soll an die den „fahrenden Schülern“ (herumziehenden, meist heruntergekommenen Studenten) beigelegte „Schwarze Kunst“ erinnern, deren Erfindung dem Albertus Magnus (s. S. 101, Anmerkung 1) zugeschrieben warb.

Erster.

Die Straußenfedern seiner Reifemütze,
In welchem Hühnerhof sind sie gepflückt?

Zweiter.

Das Tintenfaß, das ihm am Gürtel hängt,
Ist sicherlich der größten Weisheit voll.

Erster.

Die Weisheit wird wohl in der Kofle stecken,
Die er ins Wams sich eingenesselt hat.

Albertus.

Wenn euer Wiß, wie ich vermute, nun
Erschöpft ist, so vergönnet mir zu fragen:
Ist hier des neuen Königs Friedrich Zelt?

Zweiter Edelknabe.

Ei, dacht' ich's doch! Er suchet Hofdienst hier:
Gewiß, er hat ein sonderlich Geschick,
Den Fürsten aufzuwarten und zumal
Erlauchte Frau'n mit Anstand zu bedienen.

Erster.

Wenn anders nicht er hergekommen ist,
Dem König seine Kofse zuzureiten:
Er hat so recht ein reiterlich Gestell¹.

Albertus.

Die Stange² halten und die Schleppe tragen,
Das ist der Kern von eurer Wissenschaft.
Der Federhut, der goldgefrante Mantel,
Das ist an euch der wesentlichste Teil.
Doch wisset! Mäntel gibt's noch in der Welt,
Die nicht mit Gold beslittert und gleichwohl
In keiner Weise zu verachten sind.
Und weil ihr hier, des Königs Dienste wartend,
Verzehrt von Langerweil', im Sonnenschein
Euch dehnet und mit leerem Wiße spielt,

¹ Gestalt, Körperbau; jetzt nur noch scherzhaft.

² Die Gebißstange des Pferdes (Randare).

So will ich euch, zu bess'rem Zeitvertreib,
 Von derlei Mänteln wenigens erzählen.
 Ein Bischof hat zu Regensburg gelebt,
 Albertus Magnus¹, der in aller Kunst,
 Zumal der schwarzen, so bewandert war,
 Daß wohl kein Ränim'rer und kein Truchseß je
 Den König Wilhelm² trefflicher bedient
 Als jener Bischof: denn im tiefen Winter
 Schuf er den allerschönsten Garten, drin
 Die Bäume blühten und die Vögel sangen,
 Und auf den Schüsseln winkten Pflaum' und Traube,
 Die frischesten, darauf der Duft noch lag.³
 Albertus nun befand in seiner Jugend
 Sich auf der hohen Schule zu Paris⁴
 Und, als er dort des Königs Tochter sah,
 Ergriff ihn stracks das glühendste Verlangen.
 Was that er? Seinen Mantel spreitet' er
 Und flog im Mondschein in ihr Fenster ein,
 Und auf dem Mantel führt' er sie dahin.
 Als man hernach ihm auf die Sprünge kam
 Und er, des kühnen Raubes angeklagt,
 Vor dem notpeinlichen⁵ Gerichte stand,
 Da spreitet' er den Mantel wieder aus,
 Schwang sich durchs Fenster, flog bis Regensburg,
 Wo er zuletzt ein frommer Bischof ward.
 Wie ich nun dieses Mannes Namen trage,
 Trag' ich den Mantel auch von gleichem Zeug,
 Und ein verliebter Edelknabe wäre
 Von Herzen froh an solcher Spinnewebe,
 Darin man schöne Dirnen fängt. Nicht wahr,
 So was gefällt euch? Und zum Dank dafür
 Sagt an, wo ich den König Friedrich finde!

¹ Albertus Magnus (ca. 1193—1280), bedeutender und ungemein viel-jetziger Gelehrter, 1260—62 Bischof von Regensburg, schon bei Lebzeiten von Sage und Legende zum Wundergenie und Zauberer gemacht

² Wilhelm, Graf von Holland (geb. 1227), 1247—56 deutscher König.

³ Diese Geschichte soll Epiphania 1249 zu Köln gespielt haben.

⁴ Die folgende Anekdote, die wie die vorhergehende auch vom Doktor Faust ähnlich erzählt wird, hängt wohl damit zusammen, daß Albertus Magnus in Paris über den geheimnisvollen raptus mulierum disputiert haben soll.

⁵ Eigentlich hochnotpeinlichen, das über die höchste „Not“ (Strafe, den Tod, entschied.

Zweiter Edelknabe.

Er kommt.

Das Hauptzelt öffnet sich. Friedrich und Isabella¹ treten heraus
Erster (zu Albertus).

Hintweg!

Albertus (vortretend).

Mein Glückwunsch muß ihm werden,
Denn dazu bin ich eigens hergereist.

Friedrich.

Ist Leopold noch nicht zurück?

Die Edelknaben.

Nein, Herr!

Albertus.

Salve, surgens imperator,
Friderice, triumphator!
Salve, suavis Isabella,
Flos venuste, fulgens stella!
Salve . . .²

Friedrich.

Wir danken, Schüler. Doch für jetzt sind wir
Verhindert, deinen Glückwunsch anzuhören.

(Zu einem der Edelknaben.)

Führ' ihn zum Imbiß in das Speiszelt
Und heiß' ihm einen Wanderpfenning reichen!

(Albertus wird von dem Edelknaben nach einem Zelt im Hintergrunde geführt.)

Nicht heiter, Isabella, scheinst du;
Was ist es, das dein schönes Auge trübt?

Isabella.

Nur einen Mond erst bin ich dir vermählt
Und schon der Eifersucht dahingegeben.

Friedrich.

Der Eifersucht?

Isabella.

Kann ich es ruhig sehn,
Wie du, für andres lebend, mich vergiffest?

¹ Isabella (Elisabeth), geborne Prinzessin von Aragonien, 1315 mit Friedrich vermählt.

² In der ersten Hälfte den Hymnen auf die römischen Kaiser, in der zweiten denen auf Maria nachgebildet. Deutsch: „Heil, auftretender Kaiser, Friedrich, du Sieger! Heil, liebliche Isabella, anmutige Blume, schimmernder Stern! Heil...“

Das wache Träumen, den zerriff'nen Schlaf,
Die Ungeduld, das hastige Erglühn,
Und was man sonst der Liebe Zeichen nennt,
Find' ich an dir, und du verhehlest nicht,
Daß ganz dein Herz nun an der Krone hängt.

Friedrich.

Es ziehn die Ritter nach Turnieren aus
Und tummeln sich im raschen Lanzenspiel,
Damit sie den erkämpften Siegedank¹
In der Geliebten Schoße niederlegen:
So ring' ich nach der Krone, daß ich dir
Sie reiche, deiner Schönheit würd'gen Schmuck.
Du hast mir einst vertraut, wie dir's geträumt,
Als du daheim noch warst in Aragon,
Es werb' um dich ein König². Soll nun ich
Ein schlecht'rer sein, als den dein träumend Herz
Gerweissagt? Soll dir minder Ehre werden,
Als jener leise Traumewunsch ersehnt?

Isabella.

O das nicht ist's, wonach mein Herz verlangt,
Und wenn ich Macht mir wünschte, wär' es jene,
Die von den Frau'n der Vorzeit ward geübt,
Die zaub'rische, wodurch sie kühne Ritter
In wundervolle Gärten fesselten³.
Ja, aus dem wilden Streit der Ehrbegier
Würd' ich in leichter Wolke dich entführen
Und in ein Thal des schönen Heimatlandes,
Wo üppig Mandel und Granate blüht,
Würd' ich dich bannen und aus meinem Arme
Dich nicht entlassen, als zum heitern Kampf
Des Hirtenvolks um einen Blumenkranz.

Friedrich.

Nicht mich allein, die Welt bezaub're du!
Zu Wien in deiner kaiserlichen⁴ Burg,
Da sollst du thronen, und dein Zepher sei

¹ Kampfpreis.

² Isabella träumte einst, daß eines Königs Sohn sie ehelichen werde.

³ B. W. Armida in Torquato Tasso's Epos „Das befreite Jerusalem“.

⁴ Albrecht, Friedrich's Vater, war Kai er gewesen.

Ein Zauberstab, der rings in allen Landen
 Die Geister alles Schönen weckt und lenkt!
 Belebe den ersterbenden Gesang¹,
 In deine Thore laß die Säng' er ziehn;
 Von dir begeistert und durch dich geschmückt
 Entsende sie, damit in Ost und West
 Der neue Liederklang verkündige
 Die Zauber deiner Anmut, deiner Huld!

(Leopold² tritt auf.)

Mein Bruder!

Leopold.

Stör' ich nicht die Bärtlichkeit?

Friedrich.

Was bringst du? Öffnet Frankfurt?

Leopold.

Öffnet nicht,

Und schon ist Ludwig auf den Hochaltar
 Erhoben³; Glockenklang und Jubelruf
 Erhallen weit und summt mir noch im Ohr.
 Und jetzt nach Aachen soll's zur Krönung gehn.

Friedrich.

Mich hat der Erzbischof von Köln berufen;
 Wohlauf nach Bonn! Mir winkt die Krone dort.

Leopold.

Noch eines meld' ich, wenn's der Meldung lohnt.

Friedrich.

Was ist es?

Leopold.

Ludwig heut dir seinen Gruß
 Und ladet dich zu freundlichem Gespräch.

Friedrich.

Wohin?

¹ Den damals arg im Niedergang befindlichen Minnejang.

² Leopold I., der Glorreiche, Herzog von Osterreich und Steiermark (ca. 1290—1326), Kaiser Abrechts dritter Sohn, ritterlicher und kriegerischer Fürst, unermüdblicher Vorkämpfer für Friedrichs Thronansprüche.

³ Am 23. Oktober wurde Ludwig, dem alten Brauche der „Elevation“ gemäß, in der St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. auf den Altar gehoben und dem Volke gezeigt.

Leopold.

Hinab auf jenes grüne Feld¹.
Wenn er dich aus dem Lager reiten sieht,
So reitet er zur Stadt heraus.

Friedrich (zu einem Edelknaben).

Mein Pferd!

(Der Edelknabe ab.)

Leopold.

Halt, Bruder!

Isabella.

Hind're nicht, o Leopold,
Was diese Zwietracht zu versöhnen dient!

Leopold.

Reuch hin, mein Bruder, aber wanke nicht!
Der Augenblick erschien uns, der, versäumt,
Nicht wiederkehren wird. Dein stolzester
Gedanke, meines Strebens höchstes Ziel
Ist jetzt errungen, oder ewig nie.
O Friedrich, all mein Leben war ein Kampf
Für unsres Hauses Macht und Herrlichkeit.
Als ich ein Jüngling war, da lag vor mir
Ermordet unser königlicher Vater²;
Die alte Stammburg sah auf ihn herab,
Und in dem Schoß hielt ihn ein armes Weib.
Da ward Blutrache meine Jugendlust,
Und Blut vergoß ich, bis die Schwester sprach,
Die Agnes³: „Nun hab' ich im Mäientau⁴.“
Du kennst das nicht, dich hat dein Stern bewahrt,
Du sahst nicht des Vaters offne Wunden.

¹ Am Mainufer, unterhalb Frankfurts, lag früher eine ausgedehnte Weidewiese.

² Albrecht I., König seit 1298, wurde 1307 von seinem Neffen Johann Parricida an der Keuf angefaßt der Habsburg, der Stammburg des Hauses, ermordet.

³ Agnes, seit 1301 Witwe Andreas' III. von Ungarn, bei Schiller, „Wilhelm Tell“ V, 1, „die strenge“ genannt, sprach diese Worte, als sie nach der Einnahme der Burg Farwangen Rudolfs von Palm, der sich an dem Morde Albrechts I. beteiligt hatte, durch das Blut der 63 Hingerichteten schritt.

⁴ Albrecht hielt noch am Tage seiner Ermordung, 1. Mai, die sogenannte „Maifahrt“ (Maifest) ab. Über das „Baben im Mäientau“ s. Uhlend, „Schriften“ III, S. 409 u. 491, und sein Gedicht „Mäientau“ (Wb. I, S. 45).

Dann muß' ich's dulden, daß an Habsburgs Statt
 Ein Luxemburg¹ den Königsthron bestieg;
 Und doch hab' ich dem Luxemburg gedient:
 In Deutschland und in Welschland folgt' ich ihm,
 Aus Mailands Aufruhr hieb ich ihn heraus
 Und ließ mir einen goldnen Becher schenken².
 Zu Feld bin ich im Sommer und im Winter,
 Zu Pferde schlaf' ich, aus dem Helme trink' ich,
 Und als ein Mann, der keinen Sonntag hat,
 Trag' ich den grauen Reitermantel stets,
 Und eher soll kein Festgewand mich schmücken,
 Als an dem Tag, da du gekrönt wirst.
 Nicht für mich selbst arbeit' ich alles; du
 Bist unsers Hauses Blume: die Natur
 Hat dich mit ihren Gaben ausgestattet.
 Der Menschen Auge blickt mit Wohlgefallen
 Auf deine herrliche Gestalt, dein Haupt
 Verlangt die Krone, deine Schulter heißet
 Den Purpur: willig werden sie gehorchen
 Dem Manne, dessen Anblick sie erfreut.
 Ich bin ein Stiefkind; unansehnlich, bloß
 Zur Arbeit tüchtig ist mein Leib gebaut:
 Drum laß die Mühe mir, nimm du den Kranz;
 Doch nimm ihn, faß ihn fest und laß ihn nicht!

Friedrich.

Glaub' nicht, ich gehe hin, zu huldigen!
 Viel andres ist, was mir im Sinne steht.
 Nachgiebig war mir Ludwig stets bekannt:
 Vielleicht, daß meine Gegenwart auch hier
 Das Unerwartete bewirkt. Wohlan!
 Wir reiten unverweilt.

Leopold.

Soll ich's den Fürsten

Verkünden?

¹ Heinrich VII. (geb. 1269), regierte 1308–13.

² Leopold begleitete Heinrich VII. auf dem Feldzuge in Italien seit November 1310. Als er den von Guido von Thurn und dessen Mitverschworenen bedrängten Kaiser in Mailand am 12. Februar 1311 aus der Not befreit hatte, spendete ihm die Kaiserin am Epiphaniastage einen goldenen Becher.

Friedrich.

Ja, berufe sie sogleich!

Wer mit will folgen, schwinge sich zu Noß!

(Leopold ab.)

Du, Isabella, halte dich bereit!

Wenn wir zurück sind, bricht das Lager auf.

Leb' wohl, Geliebte!

Isabella.

Teurer, fahre wohl!

(Friedrich mit Begleitung ab.)

Unselige Verwirrung! Dürfen wir

Noch Lösung hoffen, oder schlingt um uns

Sich diese Zwietracht stets verderblicher?

(Zu Albertus, der eben wieder aus dem Zelte kommt.)

Tritt hieher, Schüler! Kennest du den Stand

Der waltenden Gestirne¹, weißt du mir

Zu sagen, wie die Sterne Friedrichs stehn?

Albertus.

Glorreich und festlich leuchten sie im Zeichen
Des Löwen;

(Seitwärts.)

aber in des Löwen Schweif.

(Isabella in ihr Zelt ab.)

Ja, wunderbar gezeichnet und verwoben

Ist das Geschick der beiden Könige,

Und wo die Sterne selbst so dunkel sind,

Bezieht es mir nicht, zu entscheiden, wem

Der Thron gebühre. Drum werd' ich hinüber

Nach Frankfurt mich verfügen und nun auch

Dem König Ludwig meinen Glückwunsch bringen. (Ab.)

¹ In jener Zeit begann die Astrologia, die Gestirndeutefunst, wieder ihr Umwesen zu treiben.

Zweite Scene.¹

Feld.

Von verschiedenen Seiten treten zugleich die Gegenkönige Ludwig und Friedrich, jeder mit seinem Anhang von Kurfürsten und anderen Reichsständen auf.

Ludwig.

Willkommen, Vetter!

Friedrich.

Dank für diesen Gruß!

Ihr habt gewollt, daß wir uns hier besprechen;
Was ist's, das Ihr mir zu eröffnen habt?

Ludwig.

Als wir zu Salzburg uns zum letztenmal
Begrüßten, damals wick ein böser Streit
Der ruhigen Betrachtung, dem verständ'gen
Gespräch, dem offenen Blick des Auges und
Der alten Freundschaft siegendem Gefühl.
Nun, da ein neuer Hader uns entzweit,
Schien mir's das beste, wenn wir abermals
Zusammenträten und der Sühne² pflegten
Mit treuem Herzen und mit klarem Geist.

Friedrich.

Als wir zu Salzburg uns zuletzt gesehn,
Da schien es wohl, die alte Freundschaft sei
Noch mächtig: die Gewohnheit früher Zeit
Erneuernd, teilten wir, wie in der Burg
Des Vaters einst, den Becher und das Lager,
Und im Gespräche bis zur Mitternacht
Vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt' ich dir den stolzen Wunsch,
Den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
Den Wunsch, daß ich gewürdigt möchte sein,
Zu steigen auf den unbefetzten Thron,
Ein Mehrer⁴ und Beherrlicher des Reichs.

¹ Diese Zusammenkunft ist Erfindung Uhlands.

² Vgl. S. 89, A m. 2.

³ Hier im Sinne von Versöhnung.

⁴ Semper Auctor, im Titel der römisch-deutschen Kaiser.

Ludwig.

Und damals sagt' ich dir (die Sterne schienen
In das Gemach), daß du vor allen mir
Der Liebste seiest, der Ersehnteste.

Friedrich.

Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun?
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin.

Ludwig.

Daß ich berufen ward, ich sucht' es nicht,
Ich hab' es nie geahnet, nie geträumt;
Doch ist's geschehn; es war ein ernster Ruf,
Ein solcher, dem der Mann gehorchen muß.
Bin ich der Würd'ge nicht, wirf mir's nicht vor,
Hier stehen sie, die mich nach ihrem Rechte
Gewählt . . .

Friedrich.

Die mich erkoren, stehen hier.

Ludwig.

Der Meinen zähl' ich fünf, der Deinen zween:
Die Mehrzahl ist uraltes Wahlgesetz.

Friedrich.

Dein Böhmen¹ und dein Sachsen² sind bestritten;
Bei mir erblickst du die Berechtigten.

Ludwig.

Was rüttelst du verjährten Anspruch auf?

Friedrich.

Dein Bruder selbst, der Pfalzgraf³, steht zu mir.

Ludwig.

Daß er mich neidet, das ist, was mich schmerzt.

Friedrich.

Getreuer hielt er mir sein Wort, als du.

¹ Johann von Luxemburg, König von Böhmen; der vertriebene rechtmäßige Herrscher, Herzog Heinrich von Karnten, stimmte für Friedrich.

² Herzog Johann der für Ludwig stimmte, war aber älter als Friedrichs Wähler Rudolf.

³ Kurfürst Rudolf (f. S. 92, Anm. 2).

Ludwig.

Ich weiß, was ich versprochen, nicht was er.
 Doch laß dir sagen! wenn die Männer hier,
 Die mich erwählten, wenn nur ihrer zweien
Es widerrufen, der beschworenen
 Verpflichtung mich entheben und zu dir
 Sich wenden, gerne tret' ich dann zurück,
 Vor dir, dem Kön'ge, beug' ich dann mein Knie
 Und nehme Baiern neu von dir zu Lehn.

Die Fürsten auf Ludwigs Seite.

Nein, nimmermehr! **Es** bleibt bei unsrer Wahl.

Ludwig.

O Friedrich, nun du selber siehst und hörst,
 Daß ich dir nicht gewähren kann noch darf,
 Besinne dich, steh' ab, bezwing' dich selbst!
 Du hast ja viel des Glückes: weit erschallt
 Der Ruf von deiner Tapferkeit und Macht,
 Den Schönen nennet preisend dich die Welt,
 Ein herrlich Weib ist Liebe dir und Stolz.
 Ist dir so reicher Segen nicht genug?
 Ist denn die Krone nur das volle Glück?
 O welches Heil bringt mir die Königswahl!
 Seit diesem Morgen erst gewählt, seh' ich
 Den eignen Bruder und den liebsten Freund
 Mir, feindlich grollend, gegenüberstehn.
 O bei der alten Liebe, bei den Banden
 Des Bluts, bei allem, was dir heilig ist,
 Beschwör' ich dich: laß es dahin nicht kommen,
 Daß wir, der Zwietracht Beispiel und Erwecker,
 Das Reich zerspalten in heillosem Kampfe,
 Daß ich die Würde, die man auf mich warf,
 Die ich nicht meiden kann, verfluchen muß!

Leopold.

Bethört dich, Bruder, dieses Gleisners Rede,
Es hilft ihn nichts: wenn du die Stelle räumst,
 So tret' ich ein. Die Fürsten, die das Wort
 Dir gaben, sie gelobten eidlich mir,
 Wosfern du dich entzögest, mich zu führen.

Die Fürsten auf Friedrichs Seite.

Er sagt die Wahrheit: wir beschworen das.

Friedrich.

Noch weich' ich nicht, noch bin ich Manns genug,
Den Gegner wegzudrücken, der mich stört.

Ludwig.

Ich aber fühl' in mir die Kraft, den Thron
Zu schirmen vor der Meut'rer Ungeßüm.

Der päpstliche Legat, welcher während des Bisherigen im Hintergrunde erschienen,
tritt zwischen die Streitenden.

Der Legat.

O Welch ein Fader, Welch verworr'ner Streit!
O ihr verblendeten, verirrtten Söhne
Der heil'gen Kirche, wahret eure Seelen,
Oh' noch die Schlange gänzlich sie umstrickt!
Was soll der Zank, was soll die Drohung hier?
Dorthin, von wannen alle Herrschaft stammit,
Dorthin, von wannen meine Sendung ist,
Zu Petri heil'gem Stuhle wendet euch!
Dort sisset der berechtigte Verweser
Des offnen Reiches, dort der wahre Richter
Der streit'gen Königswahl. Ihn gehet an,
Ihm traget eure Klage' und Antwort vor!
Und bei dem Fluch, womit die Kirche straft,
Vermesse¹ keiner sich der Reichsverwaltung,
Bevor der Richterspruch von dort erging!

Die Fürsten.

Wir leiden's nicht: den König wählen wir.

Legat.

Ist hier Empörung wider göttlich Recht?

Ludwig.

Seit ich berufen ward zur Königswahl,
Ist das mein täglich brünstiges Gebet,
Daß Gottes Geist erleuchte meinen Sinn,
Die Wahrheit zu erkennen und das Recht.
Das aber weist mir kein Himmelsstrahl,
Daß sich die Kirche weltlicher Gewalt

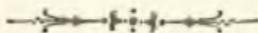
¹ Wäge sich an.

Anmaßen dürfe, daß der König, den
 Die deutschen Fürsten wählten, sich vom Papst
 Einholen müsse die Bestätigung.
 Nein, solchen Einspruch duld' ich nun und nie:
 Behaupten werd' ich, wie ich angelobt,
 Des Reiches Freiheit und des Königs Recht.

Friedrich.

Es ist kein Richter über uns, als der,
 Der von den Wolken her die Schlachten lenkt:
 Solch Gottesurteil nur kann hier entscheiden,
 Und König ist, wer sich als Sieger zeigt.
 Drum, Ludwig, wenn wir zween uns wiedersehn,
 So ist's im Schlachtfeld, mit geschwungnem Schwert.

(Alle nach verschiedenen Seiten ab.)



Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Ludwigs Lager bei Ampfing.¹ Gegen den Vordergrund das königliche Zelt.

Thomas, Bäcker von München, mit Schwert und Pickelhaube gewaffnet, steht vor einem Zelt. Steffen, sein Sohn, den Bündel auf dem Rücken, kommt aus dem Hintergrunde.

Thomas.

Dort kommt mir einer durch die Lagergasse,
Er ist von unsrer Zunft, ein Sauerbeck²;
Den sollt' ich kennen; freilich, muß ja wohl:
Ist's doch mein Sohn, mein eigen Blut, mein Steffen!
Gott grüß' dich, Steffen!

Steffen.

Grüß' Euch, Vater Thomas!

Thomas.

Das laß dir gut sein, Steffen!

Steffen.

Was denn, Vater?

Thomas.

Daß du nicht blieben bist in Feindesland.

Steffen.

Mir ging's halt wohl zu Wien: ein frommer³ Meister,
'ne gute Kost . . .

¹ Dorf in Oberbayern, Bezirk Mühldorf, an der Zien; zwischen Ampfing und Mühldorf am 23. September 1322 Sieg Ludwigs des Bayern über Friedrich den Schönen.

² Noch jetzt in Bayern gebräuchlicher Familienname, Brotbäcker im Gegenjatz zum „Süßbeck“ (oder „Feinbeck“), dem Zuderbäcker; Beck ist allgemein oberdeutsch.

³ Nach älterem Sprachgebrauche s. v. w. tüchtig, trefflich.

Thomas.

Man sieht's, hast zugelegt.

Steffen.

Da hört' ich, daß die Münchner ziehn ins Feld:
Da ward mir's heiß im Ofen, macht' es kurz,
Den Bündel schnürt' ich . . .

Thomas.

Nun, jetzt bist daheim.

Sieh! hier ist München: dieses große Zelt,
Das ist das Schloß, da wohnt der König drin,
Der Ludwig; und die Zelte da herum,
Das ist die Stadt, da wohnen unsre Bürger,
Und er wohnt mitten drin just wie zu München¹,
Er hat die Stadt mit sich genommen wie
Die Schneck' ihr Haus. Das wollt' ich fragen, ei!
Was gilt² das Korn da drunten?

Steffen.

Dürst mir glauben,
's gilt dort nicht halb so viel wie hierzuland'.

Thomas.

Ja, hier ist teure Zeit.

(Halblaut.)

Der Bäcker selbst
Gewinnt nichts mehr; ist Feierabend jetzt,
Gibt nichts zu backen mehr.

Steffen.

Der leid'ge Krieg
Währt gar zu lang.

Thomas.

Jawohl, die beiden Herrn,
Sie thun sich alles bitt're Herzeleid.

Steffen.

Ist halt nicht recht; sind doch gesippte³ Freunde!

Thomas.

Sind leibliche Geschwisterkinder; doch

¹ München, die Hauptstadt von Oberbayern, war seit 1255 Residenz.

² Alttertümlich und vollstümlich für: kostet.

³ Verwandte.

Bei solchen Herren kommt's darauf nicht an.
Weißt du, wie's angegangen ist?

Steffen.

Wie denn?

Thomas.

Der Ludwig ward zu Aachen in der Kirche
Gekrönt, wie sich's gehört, der Friedrich aber
Im Stoppelfeld, und weil kein Thron da war,
Mußt' er sich auf ein Mehlsfaß niedersetzen¹.

Steffen.

Zu Wien, da sagten sie, der Ludwig sei
Nicht mit der rechten Krone . . .

Thomas.

Das macht nichts.

Der Ludwig trieb den Friedrich aus dem Feld.
Dem Friedrich ging es schlimm und seinen Rittern,
Denn keine Stadt wollt' ihnen Herberg' geben;
Sie hätten viel fürs schwarze Brot gezahlt,
Sie mußten Rüben aus den Äckern rupfen².

Steffen.

Der Friedrich aber sei in kurzer Frist
Zurückgekommen mit gewalt'ger Schar,
Und bei 'ner Stadt (sie heißen's Speier) habe
Der Ludwig auf dem Judenkirchhof sich
Behelfen müssen.³

Thomas.

Friedrich, der ging fehl,
Als er 'mal in ein bairisch Lager kam
Statt in sein eignes. Damals sagt' er nicht,
Er sei der König.

Steffen.

Dann zu Schillingsfürst
Sei Ludwig unsanft aufgewacht, als schon

¹ Friedrich ward, nach den Berichten eines gegnerischen Geschichtschreibers, am 25. November 1314 bei Bonn „im Felde auf einem Faße gekrönt“.

² Geschichtlich.

³ Im März 1315 zog sich Ludwig, als Leopold sein Heer gegen Speier führte, auf den Judenfriedhof in einer Vorstadt zurück, der durch eine Mauer geschützt war.

Die Dielen brannten¹. Wieder anderstwo,
Da sei das Wasser angelaufen² . . .

Thomas.

Meinst

Bei Landsberg?

Steffen.

Daß der Ludwig bis zum Bart
Im Rassen stand.

Thomas.

Ist nichts, nur bis uns Knie.
Bist österreichisch worden? Scheint mir fast.

Steffen.

Warum bin ich herausgelaufen, Vater,
Wenn ich kein Baiern bin? Doch spricht nur fort!
Erzählt mir weiter von dem großen Krieg!

Thomas.

Weißt du's von Eßlingen?

Steffen.

Das weiß ich nicht.

Thomas.

Dort lagen sie einander gegenüber
Und, als man abends dann von beiden Seiten
Die Gäl' im Neckar in die Schwemme ritt,
Da hub sich mitten in dem Strom ein Krieg,
Davon bei hundert Ross' erstochen wurden
Und stundentweit der Neckar floß wie Blut.³

Steffen.

Das ist ein Graus.

Thomas.

Ja, das ist eine Not.
Das Allerschlimmste kommt uns aber noch;
Den Rüben und den Gäulen gilt's nicht mehr:

¹ Graf Kraft von Hohenlohe, Herr der Feste Schillingsfürst, ließ 1314 Ludwigs Quartier in Herrieden anzünden.

² Ende Oktober 1315 setzte die kleine Wertach das Wechsell von Buchloe bis Landsberg unter Wasser.

³ Mitte September 1316 (oder 1318). Eßlingen, Oberamtsstadt im württembergischen Neckarreis, am Neckar, ehemals freie Reichsstadt.

Jetzt gilt's den Männern. Dort bei Mühldorf¹ drüben,
Da steht der Feind, und gestern abend ist
Der alte Kriegshauptmann hier angelangt,
Der Schweppermann von Nürnberg.

Im Hintergrunde erscheint Ludwig mit dem Burggrafen und Schweppermann².

Steffen, schau'!

Dort kommt er mit dem König. Auch der Burggraf
Von Nürnberg ist dabei. Da ist's nicht richtig,
Die kneten was zusammen. Ja, der Alte
Versteht das Handwerk; wo man den erblickt,
Da geht was los.

Steffen.

So komm' ich eben recht.

Thomas.

Gib acht, man wird dir Arbeit geben, Bursch!
Streif' nur die Ärmel auf!

Steffen.

Jetzt geht's aufs Ziel.

Wir fehlten noch, der Schweppermann und ich.

(Thomas und Steffen treten in ein Zelt, während die andern näher kommen. Schweppermann stellt sich seitwärts und sieht, ohne an dem Gespräche teil zu nehmen, zwischen den Zelten hinaus.)

Ludwig.

Habt Dank, Herr Burggraf, daß Ihr diesen Mann
Mir zugeführt! Mit Sehnsucht harrt' ich sein.
Der Böhmenkönig kam mit seinem Heer,
Der Erzbischof von Trier mit seinen Scharen,
Fußvolt und Reiterfähnlein zogen stündlich
Ins Lager ein: nur ihn vermißt' ich noch.
Ist denn ein König nicht der Geist, der alles
Zu überschauen und zu ordnen weiß?
Ist großer Hülfsmacht nicht der Eine gleich,
Der vieles aus dem Wenigen erschafft?
Schon hat er ja so einfach und so klar

¹ Vgl. S. 109, Anm. 1; bei Mühldorf waren schon 1319/20 die beiden Parteien zusammengestoßen, und zwar zu Ludwigs Ungunsten.

² Seisfried Schweppermann, aus Nürnberger Patriziergeschlecht, 1315 erwähnt als Kämpfer in des Burggrafen Friedrichs Dienst auf Ludwigs Seite, gestorben 1337, erst von der Überlieferung des 15. Jahrhunderts in den Vordergrund gerückt.

Den Plan der Schlacht mir hingebreitet, hat
Die Dinge so lebendig und gegliedert
Bors Auge mir gestellt, daß ich mit Staunen
Erkenne des Gedankens Siegerkraft.

Schweppermann.

Ein schönes, breites Feld, die Behenwiese¹,
Die Ströme wohlgeführt, die Höh'n bequem.

Burggraf.

So stand er da, die Hand ans Kinn gelegt,
Mit unverwandtem, scharfem Auge spähend,
Als ich zu Nürnberg in sein Stüblein trat,
Ihn zu berufen zu dem Feldherrnamt,
Und, wie er dort auf eine Tafel blickte,
Die er mit festen Strichen sich beschrieb,
So faßt er hier die weite Gegend auf.
Sein frisches, müßeloses Alter schien
Mir längst für großen Endzweck aufgespart.
Warum auch sollten die Erfahrungen
So thatenreichen Lebens ungenützt
Zu Grabe gehen? Wenn sich lebensmüd'
Ein Greis gottseligen Gedanken und
Bußfert'gen Übungen ergibt, der hat
Sich für die andre Welt schon angeschickt:
Doch wer, wie dieser, stets von irdischen
Entwürfen, kriegerischen Plänen glüht,
Der ist bestimmt, die grauen Locken noch
Zu krönen mit der letzten vollsten That.

Schweppermann.

Heut' wär's zur Schlacht ein heller, lust'ger Tag.

Burggraf.

Ein Ritter sprengt heran.

Ludwig.

Das ist der Pfleger²
Von Neustadt, Albrecht Rindsmaul.

¹ S. v. w. bunte Wiese (althochdeutsch fêh); in der Angabe eines Zeitgenossen „uf der gickelvehen wise“.

² Hier s. v. w. Verwalter.

Albrecht von Hindsmaul tritt auf.

Albrecht.

Ist er hier,

Der König?

Ludwig.

Hieher, Ritter Albrecht!

Albrecht.

Erlauchter Herr!

Ludwig.

Was habt Ihr uns zu melden?

Albrecht.

Wir haben einen Boten aufgesischt,
Der diesen Brief zum Herzog Friedrich trug
Von Leopold. Lest selber!

Schweppermann (aufmerksam).

Ha, von dem!

Ludwig (nachdem er gelesen).

Ja, der hat Gutes vor: er rückt heran
Mit großer Macht aus Schwaben und vom Rhein.
Nach Fürstfeld hat er sich hingezogen
Und will vom Bruder wissen, wann und wo
Die Heere sich verein'gen sollen.¹

Schweppermann.

Jetzt

Ist jeder Augenblick uns kostbar. Laßt
Das Heer sich scharen! Längst schon regt sich's drüben;
Der Bienenstock will lassen²: jetzt ist's Zeit.
Wenn wir die Schlacht anbieten, kommen sie.

Ludwig.

Jetzt, Schweppermann, leg' ich in deine Hand
Des Reiches Schicksal und das meine. Keinem,
Mir selber nicht, vertrau' ich so, wie dir:
Sei du, nächst Gott, der Lenker dieses Tags,
Der langen, schweren Streits Entscheidung bringt!

¹ Friedrich blieb vier Tage unthätig in seinem Lager, da er Nachricht hatte, daß Leopold mit einem großen Heere aus Elsaß und Schwaben in Eilmärschen anrückte. Die Ludwig ergebenen Mönche des Klosters Fürstfeld, wo Leopold wartete, griffen dessen Boten auf

² Mundartlich für „schwärmen“.

Hier hängt die Königsrüstung: trag' sie du
Zum Zeichen deiner vollsten Gewalt!

Schweppermann.

Vergleichen Harnischs bin ich ungewohnt.

Ludwig.

So sollen meine Waffenträger dich
Begleiten mit dem königlichen Schmuck.
Ich aber will so, wie du hier mich siehst,
Im blauen Waffenrock zu Felde gehn;
Inmitten meines treuen Baiervolks
Will ich mitstreiten wie ein anderer Mann.
Mit weiser Umsicht ordne du das Heer!
Mit kräft'gem Eifer will es ich durchdringen:
Sei du das Haupt der Schlacht und ich das Herz!

(Ludwig mit dem Burggrafen in das königliche Zelt, Schweppermann nach der entgegengesetzten Seite ab.)

Zweite Scene.

Friedrichs Lager.

Friedrich und der Marschall Dietrich von Blichendorf¹ treten auf

Friedrich.

Was habt Ihr einzuwenden, Marschall?

Dietrich.

Vieles:

Mir scheint die Zeit nicht günstig, noch der Ort.

Friedrich.

Nicht länger wollen meine Ritter harren,
Sie brennen nach der Schlacht.

Dietrich.

Ich kenne das:

Auch ich bin jung gewesen.

Friedrich.

Und die Völker,
Die mir mein Oheim, König Karl², gesandt,

¹ In den Chroniken: Marschall Dietrich von Blichdorf.

² Karl II. Robert (geb. 1292), 1309–42 König von Ungarn.

Die Ungarn, Raizen¹, Serben und Bulgaren,
Sie lieben nicht die Raft, und säum' ich noch,
Sind sie entflohen auf den flücht'gen Roffen.

Dietrich.

Solch Heidenvolk², es bringt uns wenig Segen:
Sie plündern Klöster, rauben Kirchen aus.
Laßt diese hin, erharret die bess're Hülfe,
Die Herzog Leopold uns bringt!

Friedrich.

Zu lang'

Verweilet er. Kein Bote kommt von ihm,
Und keiner kehrt zurück, den ich gesandt.

Dietrich.

Er bleibt nicht aus; er hat Euch nie gefehlt.
Und ziehn wir übern Innstrom uns zurück,
So stehn wir ungeschädet, bis er kommt.

Friedrich.

Zurück? Nein, wahrlich nicht!

Dietrich.

Bedenklich ist

Die Stellung hier, von Strömen eingeklemmt,
Von Inn und Isar. Wenn die Schlacht mißlingt,
Sind wir verloren: eine Brücke nur
Zum Rückzug, die vom Drang³ zusammenbricht.

Friedrich.

Dem Feinde soll man Brücken, goldne, haun⁴;
Wir brauchen keine. Vorwärts blickt der Held:
Das Rettungsschiff, das nur dem Flüchtling frommt,
Zertrümmert er.

Dietrich.

Das Glück ist keinem pflichtig:
Drum ist die Vorsicht für das Unglück gut.

Friedrich.

Kann ich es länger dulden, weiser Freund,
Daß ich ein König und auch keiner bin?

¹ Slavische Völkerschaft in Ungarn.

² Die Kumanen in Friedrichs Heer waren wirklich noch Heiden. Dietrichs Erwiderung beruht auf Thatfachen.

³ Anbrang (der Fliehenden).

⁴ Man soll ihn bestechen.

Soll ich den Gegner suchen stets und meiden?
 Nein, die Entscheidung ist uns beiden not,
 Die Völker fordern sie, und wie wir heut'
 Uns gegenüberstehen, Macht an Macht,
 Ist es ein gleicher, heldenwüth'ger Kampf.

Dietrich.

Der Landmann hat fürs Wetter seine Zeichen,
 Der Schiffer seine Boten für den Sturm:
 Ein alter Kriegermann hat die seinen auch.
 Nicht ich allein hab' Euch gewarnt: als Ihr
 Im Kloster Admont¹ übernachtetet,
 Da sah der Abt² zu den Gestirnen auf,
 Und fröhlich blickt' er nicht zurück.

Friedrich.

Ich glaube
 Den Zeichen gern, wenn sie mir günstig sind:
 Heut' sind es fünfzig Jahre, daß der Erste
 Von Habsburgs Stamm zum König ward gewählt³,
 Heut' schwebt die Krone über Osterreichs Haupt.

Dietrich.

Wenn sonst den Fürsten Eures Stammes ein Kampf
 Bevorstand, fragten sie den goldnen Ring,
 Das Kleinod Eures Hauses: glänzt' er hell,
 So galt's für gutes Zeichen, war er trüb,
 Für schlimmes. Ja, vor jener Marchfeldschlacht⁴,
 Drin Ottokar erlegen ist (es war
 Mein erster Strauß in König Rudolfs Dienst),
 Da leuchtete das Gold wie Sonnenschein
 Und so bei Gellheim auch, wo Euer Vater
 Den Adolf schlug und sich die Kron' errang⁵.

Friedrich.

Seht hier! am Daumen trag' ich diesen Ring.

¹ Benediktinerstift im steirischen Kreise Stubenberg, an der Enns, 1074 gegründet.

² Engelbert. Inbessen that nicht er, sondern Emicho von Alzei, Friedrichs Bote an Heinrich von Kärnten, die Prophezeiung

³ Rudolf von Habsburg, am Michaelstage (29. September) 1273.

⁴ 26. August 1278; Ottokar Přemysl, König von Böhmen.

⁵ Am 2. Juli 1298 besiegte und tötete Albrecht von Osterreich den deutschen König Adolf von Nassau bei Gellheim an der Ruhr.

Dietrich.

Der ist ja bleich wie Erde.

Friedrich.

Muß er nicht?

Ihn trugen Helden, Sieger, Könige:
Wie könnt' er glänzen an des Enkels Hand,
Der zaubernd vor dem Gegenkönig steht?

(Man hört hinter der Bühne einen Marsch, von Blasinstrumenten gespielt.)

Doch hört! es nahet schon der Krieger Schar,
Die ich nach alter Sitte vor dem Treffen
Zu Rittern schlagen will. Geht Ihr hinüber
Zu meinem Bruder Heinrich, nehmt die Fahne
Von Oesterreich und steht dem Jüngling bei!
Er soll des rechten Flügels¹ Führer sein,
Den linken Flügel führet Salzburg² an,
Das Reichspanier wird in der Mitte wanken.
Sowie der Ritterschlag vollzogen ist,
Ertönt zum Ausbruch der Trommetenstoß.
Ja, tapftrer Plichendorf, erfahrner Held,
Ein Kleinod meines Hauses seid auch Ihr:
Laßt Euer Heldenauge hell mir glänzen!
Das soll mir gute Vorbedeutung sein.

(In das Hauptzelt abgehend.)

Man wappne mich!

(Aus dem Hintergrunde kommt der Zug der zum Ritterschlag bestimmten Knapen. Sie sind sämtlich mit weißen Waffenröcken bekleidet, weiße Federn auf der Sturmhaube, das Schwert am Halse hängend, in der rechten Hand goldne Sporen, in der linken einen silbernen Gürtel. Musik.)

Dietrich (seitwärts stehend).

Da ziehen sie heran,

Die Jünglinge, wie Opfer aufgeschmückt,
In weißen Waffenröcken, bald vielleicht
Gerötet von dem frischen Herzensblut.
Das ist ein Reideck, dies ein Stralensfels,
Die sind von Achdorf, der von Hohenstein,
Der edelsten Geschlechter Sprößlinge.
O Mütter, Bräute, weinen werdet ihr!

¹ Wo die Steirer standen; Herzog Heinrich, der Freundliche (gest. 1327), ward nach der Niederlage gefangen nach Böhmen geführt.

² Der Erzbischof von Salzburg mit Reiterei.

Nachdem sich die Knappen im Vorgrund in einem Halbkreis aufgestellt haben, tritt **Friedrich** in prächtiger Rüstung, mit gezogenem Schwert, aus dem Zelte. Die Knappen werfen sich aufs Knie. Friedrich tritt in ihre Mitte.

Und dort aus dem Gezelte tritt der König.

Ha, wie er glänzt in Schönheit und in Pracht!

Von Golde schimmert Rüstung und Gewand,

Der Helmbusch wallt, das Schlachtschwert leuchtet hell:

Seit ich ihn kenne, so erschien er nie.

Sucht er auf sich zu locken die Gefahr?

Meint er, zu siegen durch die bloße Macht

Der herrlichen Erscheinung? Hüt' ihn Gott!

(116.)

Friedrich.

Die ihr mich grüßet mit gebog'nem Knie,

In Kleidern weiß und rein wie frischer Schnee,

Als ob ihr, allen Makels abgethan,

Eintreten wolltet in ein neues Leben,

Sagt, was begehrt ihr?

Die Knappen.

Herr, den Ritterschlag.

Friedrich.

Was ihr begehrt, ist eine hohe Sache,

Die nur ein Tadelloser bitten soll.

Doch weil mir euer adeliger Stamm

Bekannt und eure Tugend ist bewährt,

So soll euch des Begehrs willfahret sein,

Wosfern ihr das zu halten mir gelobt,

Was ich euch heiße.

Die Knappen.

Herr, wir sagen's zu.

Friedrich.

So schnallt euch denn die goldnen Sporen fest!

Und soll es sein, als hätt' ich's selbst gethan.

Der Sporn der Ehre wed' euch das Gemüt

Zu löblichem und tugendsamem Werk!

(Sie schnallen sich die Sporen an)

Habt ihr's vollzogen?

Die Knappen.

Herr, es ist geschehn.

Friedrich.

Jetzt gürtet euch den Silbergürtel um!
Und soll es gelten, als hätt' ich's gethan.
Der Gürtel deutet euch die fromme Zucht,
Die euch vor Übelthat bewahren soll.

(Sie gürteten sich.)

Seid ihr gegürtet?

Die Knappen.

Herr, es ist geschehn.

Friedrich.

An euern Gürtel hänget nun die Wehr!
Und sei's, als hätt' ich selbst sie dran gehängt.
Gespornt von Ehre und mit Zucht gegürtet,
Ist euch das Schwert ein Rüstzeug rechter That.

(Sie stecken die Schwerter an.)

Seid ihr bewehret?

Die Knappen.

Herr, es ist geschehn.

Friedrich (mit hochgehaltenem Schwert).

Im Namen Gottes und Sankt Michaels
Und Sankt Georgs¹, des Ritters, schaff' ich euch
Zu Rittern mit dem Schlage meines Schwerts.

(Er schlägt einen der Knappen über die Schulter.)

Und, wie ich dieses Jünglings Schulter traf,
So traf ich alle mit dem einen Schlag.
Seid echte Ritter, tapfer, fromm und treu!
Seid Gottes Diener, ehret reine Frau'n,
Die Witwen schüzet und die Waisen schirmt,
Der Unschuld helfet und das Unrecht straft!
Wenn euch der König ruft zu Schlacht und Streit,
Zieht aus die ersten, kehrt die letzten heim!
Vor allem heute, wo der höchste Kampf
Gestritten wird, der Kampf um Kron' und Reich,
Seid unverdrossen, seid wie Löwen kühn!
Denn darum schuf ich jetzt zu Rittern euch,
Daß euer neues, frisches Rittertum
Belebend ströme durch mein ganzes Heer.

¹ Die beiden Patrone des Ritters als des Schülers der Kirche.

Das Schwert laßt blißen! Braust dahin gleich Wettern!
Die Fahnen flattern, die Trommeten schmettern.

(Trommetenschall. Die Knappen springen und stürmen mit geschwungenen Schwertern nach allen Seiten ab. Friedrich in das Felt.)

Dritte Scene.

Anhöhe.

Schweppermann, Albrecht von Münsau, Alبران von Hals und andere Kriegskente treten auf. Waffenträger mit der königlichen Rüstung stellen sich hinter Schweppermann.

Schweppermann.

Hier ist der rechte Blic, hier will ich stehn.
Die Böhmen brechen los; so seh' ich's gern.
Sankt Wenzels¹, ihres Heil'gen, Tag ist heute:
Drum schickt' ich die voran. Herr Albrecht!

Albrecht.

Hier!

Schweppermann.

Ihr seid ein sicherer und bedachter Mann;
Euch hab' ich was Besondres ausgesucht:
Gebt Ihr mir auf den freud'gen² Friedrich acht!
Euch stell' ich eigens ihm zum Gegner auf.
Setzt Eure Ruhe seiner Hitz' entgegen,
Ermüdet ihn, nehmt seiner Blößen wahr!
Doch Ihr versteht mich. Wählt Euch selber aus,
Wen Ihr zu Eurer Hülfe tauglich glaubt!

Albrecht.

Wie Ihr befehlt.

(Er geht mit einigen Rittern ab.)

Schweppermann.

Da drunten steht's nicht gut.
Hilf, heil'ger Wenzel! Böhmen, haltet aus!
Sind euch der Ungarn Pfeile allzu dicht?
Erschrecken euch die langen Bärte? Wetter!

¹ Wenzel I., den am 28. September 936 sein Bruder Boleslav ermordete, sprach die Kirche als eifrigen Förderer des Christentums unter den Slaven heilig.

² Hier s. v. w. mutig, unerjrocken.

Dort fallen Östreichs schwere Reiter ein:
 Ha, das gibt Lücken, das ist ein Gedräng',
 Ein Wirbel. Nun ist's klar: die Böhmen weichen.

(Zu einem Ritter.)

Die Baiern sollen vor, links in die Flanke.

(Der Ritter ab.)

Da rennt ein Bote her. Was gibt's?

Ein Ritter (tritt auf und meldet).

Herr Hauptmann,

Das Böhmenheer ist überrannt, gefangen
 Der Vortrab. König Johann lag am Boden;
 Des Marschalls Pferd, des Blichendorfs, trat schon
 Auf ihn. Ein fremder Ritter half ihm auf.
 Schickt Hülff!

Schweppermann.

Ist schon gesorgt: die Baiern kommen.

Seht Ihr? Sie reiten schon. Ha, wie das stäubt!
 Nun muß sich Östreich wenden, wie ich's will.
 Jetzt, Sonne, die du hell am Himmel brennst,
 Jetzt, frischer Wind, der du die Wolken jagst,
 Als Bund'sgenossen führ' ich euch zum Kampf.
 Wirf, Sonne, deine Strahlenpfeile scharf,
 Recht in des Feindes Augen, blende sie!
 Wind, wirble du den Staub von Baierns Hüften,
 Erstick' in dichten Wolken Östreichs Stolz!

Adelram.

Ha, wie die Baiern stürmen! Feldhauptmann,
 Warum ist mir's versagt, mit meinen Brüdern
 Den Kampf zu teilen und den Ruhm?

Schweppermann.

Geduld!

(Ein Ritter tritt eilig auf.)

Was Neues?

Ritter.

König Ludwig wird vermißt;
 Die Kunde fliegt durchs Heer und lähmt den Sieg.

Schweppermann.

Das wär' ein Strich durch meine Rechnung. Nein,
 Der König darf nicht fehlen: um den König

Ist's ganze Spiel. Ein König muß mir her.
Sind Kön'ge hier so teuer? Stampften doch
Die Ross' auf einem! Her, ihr Waffenträger!
Ihr habt den König: hier der Kronhelm, hier
Der Panzer, hier das Reichsschwert, hier der Schild;
Der Schein ist alles. Wer will König sein?
Man beut's nicht alle Tage. Wer will's sein?

Adelram.

Gilt, wappnet mich!

(Er wird während des Folgenden mit den königlichen Waffen bekleidet.)

Ich will die tote Hülle
Beleben. Was ist königlicher Geist,
Wenn's das nicht ist, was jetzt die Brust mir schwellt?
Hier bin ich; dort mein Leibroß: frisch hinauf!

(Ab.)

Schweppermann.

Da jagt er schon hinab, der König, der
Aus meiner Stirn mit Helm und Harnisch sprang.
Hört ihr sie jauchzen? Seht ihr, wie der Kampf
Von seinem Anblick plötzlich sich erfrischt?
Noch eins ist übrig: pflanzt das Zeichen auf,
Die rote Fahne!

(Es geschieht.)

Seht! im Holze drüben
Da rührt sich's; Panzer, Helme schimmern durch,
Das ist der Burggraf. Seinen Hinterhalt
Verläßt er, wird sie in die Seite fassen.
Er kommt von dort, woher der Leopold
Erwartet wird; ein österreichisch Banner
Hab' ich ihm aufgesteckt. Schon seh' ich's wehn.
Nun ist gethan, was meines Amtes war,
Das Werk im Gang, die Räder alle rollen,
Und nichts mehr hemmet ihren raschen Schwung.
Und jetzt hinunter in das Feld der Schlacht!
Helf' Gott, daß wir den guten Ludwig finden!

(Alle ab.)

Vierte Scene.*

Schlachtfeld.

Friedrich, mit einer Kriegsschar, worunter mehrere der neuen Ritter zu bemerken sind, wird im Getümmel der Schlacht auf die Bühne geworfen

Friedrich.

Wohin noch wirft uns dieser tolle Sturm?
Das wogt und brandet wie die hohle See.

Albrecht von Hindesmaul mit Kriegsleuten tritt auf.

Albrecht.

Ich hab' ihn wieder. Kämpft nicht dieser Mann,
Als wollt' er alles thun mit seiner Hand?

(Geplänkel zwischen Albrechts und Friedrichs Kriegern.)

Friedrich.

Bist wieder hier, du neckendes Gespenst?
Verfolgst mich stets und hältst mir niemals stand.
Will dich 'mal fassen.

(Er dringt auf Albrecht ein.)

Albrecht.

Brüder, weicht ihm aus!

(Sie zerstreuen sich.)

Friedrich.

Und alles wieder wie vom Wind verweht!

Ein Ritter (auftretend).

Herr, Guer Bruder Heinrich ist gefangen.

Friedrich.

Und Plichendorf?

Ritter.

Er ließ die Fahne nicht,
Bis Heinrich, schwer bedrängt, sie an sich riß
Und sich damit den Böhmen übergab.

Ein andrer Ritter (hereineilend).

Frohlockt, ihr Männer! Herzog Leopold!
Er ist uns nah', schon sah ich sein Panier.

* Der Verfasser denkt sich diese, meist in äußerer Handlung bestehende Scene so dargestellt, daß sie mittelst klarer Gruppierung und bezeichnenden, zusammengreifenden Spiels in den Hauptzügen schon als Pantomime sich verständlich mache.

Friedrich.

Jetzt ist's gewonnen. Frisch auf, Ritter!

(Er will zu neuem Angriff abziehen. Adelram, in der königlichen Rüstung mit geschlossenem Helmsturz¹ hereinstürmend, vertritt ihm den Weg.)

Adelram.

Halt!

Mit mir hast du zu thun: Die Krone gilt's.

Friedrich.

Die Krone, Ludwig! Rasch! Ich oder du.

(Zweikampf. Adelram fällt.)

Adelram.

Gott, sei mir gnädig!

Die Österreicher.

Heil! Heil! Östreich Heil!

Ein Ritter (tritt auf).

Betrogen sind wir: Leopold ist's nicht;

Der Burggraf ist's, die Franken. Rettet euch!

(Flüchtige eilen über die Bühne. Von drei verschiedenen Seiten bringen zu gleicher Zeit Albrecht von Minßmann, der Burggraf und Schweppermann, jeder mit seinem Kriegshaufen, auf Friedrichs Schar ein.)

Albrecht (zu den Seinigen).

Jetzt dringt auf ihn! Jetzt muß er unser sein.

Friedrich.

Den Freund erschlug ich: meine Kraft ist hin.

Hinweg, verfluchtes Schwert!

(Er wirft sein Schwert Albrecht vor die Füße.)

Die Baier.

Sieg, Baier, Sieg!

Der Burggraf (den gefallenen Adelram erblickend)

Unsel'ger Sieg! Da liegt der König tot.

(Während der Burggraf sich trauert über die vermeintliche Königsleiche hinbeugt, deutet Schweppermann mit den nachstehenden Worten nach dem Hintergrunde, wo Ludwig erscheint, von den jauchzenden Münchern auf der Schulter getragen und umdrängt. Unter den Bürgern sind Thomas und Steffen.)

Schweppermann.

Schaut hin! Hoch lebe König Ludwig!

Die Baier.

Hoch!

¹ Wifler.

Thomas (vortretend).

Wir haben ihn herausgehau'n, wir Münchner,
Die Bäckerzunft, mein Steffen hat's gethan¹;
Der war der hitzigste. Sein Meisterstück
Hat er gemacht.

Die Baiern.

Hoch König Ludwig! hoch!

Friedrich.

Erstehn die Toten? Ludwig ist's, er ist's.

Ludwig (sich Friedrich nähernd).

Wir sehn Euch gerne, Vetter! Fürchtet nicht
Für Euer Leben! Ritterliche Gast
Sei Euch versprochen! Senket nicht den Blick!
Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held!

(Zu den Baiern).

Wer sing den Herzog?

Einige.

Wir.

Albrecht.

Nein, ich.

Andre.

Nein, wir.

Ludwig.

Entscheidet, Friedrich!

Friedrich.

Weist die Schilder vor!

(Nachdem er die Wappen überblickt, klopft er auf Albrechts Schild, worauf ein
Wölfekopf mit einem Ring gemalt ist.)

Hier, diesem Ruhmaul muß' ich mich ergeben.

Ludwig.

Mein tapftrer Albrecht, führt den Herzog hin,

¹ In einem Volksliede jener Zeit heißt es:

„Unglich thut ob den Kaiser schweben,
Der Feind hetzt ihn gar hart umgeben,
Da solches die Welher Knecht ersahen,
Theten sie sich den Kaiser nachen.“

Ludwig verlieh den Münchener Bäckern ein Haus im „Thal“ daselbst, das Recht einer geistlichen Gesellschaft und den kaiserlichen Adler als Bannerzeichen.

Bringt ihn nach Trausnitz¹, auf mein festes Schloß!
 (Friedrich wird von Albrecht abgeführt.)

Laßt Eure Hand mich drücken, Schweppermann!
 Ihr zittert?

Schweppermann.

Herr, das ist der Zoll, den ich
 Dem Alter schuldig bin. Die morsche Hütte
 Erbebt, wenn Mächt'ges sich in ihr bewegt.
 Laßt jetzt dem Kriegsgebrauch sein Recht geschehn!
 Zum Zeichen, daß das Feld gewonnen ist,
 Laßt auf der offenen Walfstatt hier das Mahl
 Uns halten!

Burggraf.

Wird ein mag'rer Imbiß werden.

Schweppermann.

Wir haben Eier.

Ludwig.

Jedem Mann ein Ei,
 Dem frommen Schweppermann zwei²!

Schweppermann.

Auf meinen Grabstein schreibt mir diesen Spruch³!

¹ Eigentlich Trausennitz, herzogliche Burg, starkbefestigt, in der Oberpfalz, nördlich von Nabburg, am Westrande des Böhmerwaldes.

² Dieser von der geschichtlichen Sage berichtete und früh von Historikern, wie Aventin, übernommene Spruch ist hier wörtlich, ohne Rücksicht auf das Versmaß eingefügt.

³ Die Worte stehen wirklich auf dem Grabe Schweppermanns zu Kastel bei Amberg.



Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Gehölz.

Herzog Leopold sitzt in tief sinniger Stellung in einem offenen Zelt, das gegen den Hintergrund unter den Bäumen steht. Zwei Pilgerinnen, die eine ver-schleiert, treten im Vordergrund auf.

Erste Pilgerin.

Wir sind am Ziel, und weil mein helles Auge
 Euch statt des eignen nachtumhüllten dient,
 So wisset, Herzog Leopold ist hier!
 In einem Zelte, das von allen andern
 Besondert unter dunkeln Bäumen steht,
 Sieht er, gebogen auf sein bloßes Schwert,
 Und starrt mit wildem Blick den Boden an.
 So, hört' ich sagen, siz' er manches Mal
 Seit jenem Unglückstage, da sein Bruder
 Gefangen ward; dann fahr' er plötzlich auf
 Und tobe blutig durch des Gegners Land.
 Ich wag' es nicht, dem Schrecklichen zu nah'n;
 Wollt Ihr ihn wecken?

Zweite Pilgerin.

Herzog Leopold!

Erste.

Er hört nicht. Jüngst in Basel¹ sei's geschehn,
 Daß man zu seiner Ehre Fackeltanz

¹ Am 11. Mai 1315 heirateten Friedrich und Leopold in Basel, letzterer eine Prinzessin von Savoyen; dieser Tag kann hier natürlich nicht gemeint sein. Eher ist an Leopolds Aufenthalt in Basel auf seiner Reise zum Papst in Avignon im Winter 1323/24 zu denken. Freilich fanden derartige Fackeltänze eigentlich nur bei Hochzeiten statt.

Anstellte: Festlich klang das Saitenspiel,
 Die schönsten Frauen zogen ihn zum Reih'n,
 Doch freudlos, ohne Lächeln schritt er hin.
 Versucht es nochmals! Besser, sollt' ich meinen,
 Als jenen Freudenschall verstehet er
 Den Laut des Schmerz'es.

Zweite.

Herzog Leopold!

Leopold (vortretend).

Wer ruft? Wer nannte mich? Ein flehend Weib!
 Hintweg! such' nicht Barmherzigkeit bei mir,
 Dem unbarmerzig die Gestirne sind!

Zweite Pilgerin (sich entschleiern)

Kennst du mich?

Leopold.

Isabella!

Isabella.

Ja, ich bin's,
 Die Witwe, die elendeste der Frau'n.

Leopold.

Was willst du?

Isabella.

Meinen Jammer will ich dir
 Verkünden, will dir klagen meine Not:
 In jener Stunde, da mir Botschaft kam
 Von Friedrich's Unsieg und Gefangenschaft,
 Da riß ich ab mein fürstliches Gewand,
 Und mein Geschmeide trat ich in den Staub;
 Im rauhen Pilgermantel zog ich aus,
 Und wo ein Gnadenbild den Gläub'gen winkt,
 Da wallt' ich hin und seufzt' und betete.
 Mit Fasten und Kasteiung quält' ich mich,
 Und meiner Thränen heiße Quelle floß
 So unverfieglich, daß die Augen wund
 Mir wurden und der Blick mir dunkelte.
 Und als ich heute nach durchweinter Nacht

Dies Mädchen fragte: „Tagt's noch immer nicht?“
 Da sprach sie: „Strahlt die Sonne denn nicht hell?“
 Ich aber sah nicht mehr den goldnen Strahl.
 Und ist's ein Wunder, wenn mir alles Licht
 Dahingeschwunden mit dem schönen Freunde,
 Der meiner Augen Trost und Wonne war?

Leopold.

In jener Stunde, da mir Ludwigs Sieg
 Berichtet ward, stemmt' ich auf einen Stein
 Den Knäuf des Schwertes, und mit offner Brust
 Wollt' ich hinein mich werfen. Was sie dort
 Verhinderten, noch kann es hier geschehn:
 Hier klirrt mein Schwert, und siehst du nicht die That,
 Doch kannst du tauchen in mein heißes Blut
 Und kannst befühlen die erstarrte Hand.

Die Begleiterin.

Weh' uns!

Isabella.

Halt' ein! Den Weibern überlaß
 Die Werke der Verzweiflung und des Grams!
 Nicht also küßest du das große Leid,
 Das du mir angethan. Den Gatten hast
 Du mir gerissen in den wilden Kampf;
 Du hast ihn mir verloren, als du ihm
 Befehl am großen Tage der Entscheidung:
 Von dir verlang' ich ihn; den Gatten gib
 Mir wieder und mit ihm der Augen Licht!

Leopold.

So manches Jahr hab' ich ihm treu gedient,
 Manch lange Winternacht, manch schönen Mond
 Hab' ich gelegen vor den festen Städten
 Und vor den Burgen seiner Feinde;
 Doch er, um einen Tag, um wenig Stunden,
 Die er auf mich soll warten, wirft er hin
 Der jahrelangen Mühe teuren Preis.
 Und dennoch ward ich nicht der Arbeit laß,
 Und alles setz' ich dran, ihn zu befreien:

Nach Avignon bin ich gewandert, habe
 Den Staub geküßet von des Papstes Sohlen,
 Bis er den Bannstrahl warf auf Ludwigs Haupt¹;
 Dem Könige von Frankreich beugt' ich mich
 Und bot ihm Deutschlands Kron' und sah ihn drob
 In eitler Lust sich spreizen wie ein Pfau;
 Nach Prag hin eilt' ich, und dem Luxemburg
 Gab ich zerrissen hin den alten Brief,
 Der unser Recht auf Böhmens Thron verbürgt²;
 Und wieder kam ich, überfiel den Baier
 Vor Burgau³, trieb ihn schmähslich in die Flucht,
 Verheere sein Gebiet mit Schwert und Brand
 Und lass' ihn nimmer sich des Sieges freun.
 Doch wenn das alles uns nicht fruchten will,
 Wenn keine Macht der Erd' uns Hülfe schafft,
 Wenn nicht den Himmel dein Gebet erweicht,
 So bleibt nur eines noch: die Hölle nur
 Ist übrig, und auch diese reiß' ich auf.

Die Begleiterin.

Grau'nvolle Stunde!

Isabella.

Sprich! was hast du vor?

(Die Bühne verbunkelt sich. Unter den Bäumen erscheint Albertus, in den Mantel gehüllt.)

Leopold.

Schon lagern sich die Schatten auf das Land,
 Das Nachtgeflügel rauschet in den Zweigen,
 Und dort schon harret der Meister schwarzer Kunst,
 Der mir gelobt, den Bruder zu erlösen.
 Tritt vor, Albertus! Ja, ich traue dir:
 Ich hab's erfahren, mächt'ger find auf Erden

¹ Johann XXII. (Papst seit 1316), gänzlich abhängig vom König von Frankreich, hatte Ludwig am 23. März 1324 gebannt. Zu Avignon (s. S. 94, Anm. 1) schlossen im Winter 1323/24 mit ihm Karl IV. von Frankreich, Johann von Böhmen, Robert von Neapel und Leopold einen Vertrag, demzufolge Karl Kaiser werden, Italien an den Papst und Robert, Norddeutschland an Böhmen, Süddeutschland an Oesterreich fallen sollte.

² Vgl. S. 92, Anm. 1 und S. 105, Anm. 1.

³ Feste Burg in Schwaben, an der Minibel, von den Oesterreichern damals als Ausgangspunkt für Überfälle besetzt gehalten und vom 10. November 1324 bis zum 10. Januar 1325 von Ludwig belagert.

Des Abgrunds Geister als die himmlischen.
Bist du bereit, die Wand'ring anzutreten?

Albertus.

Noch eines fehlt mir.

Leopold.

Was?

Albertus.

Ein Zeichen, Herr,

Daran er wisse, wer mich abgeschickt:

Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswert,

Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'

Ergreift und die Beschwörung wirksam macht.

Leopold.

Dir, Isabella, fehlt's am wenigsten

An solcher Losung. Zög're nicht! Du bist

Der Nacht verfallen und des Lichts beraubt.

Isabella.

Die Sterne schau' ich nicht, doch weiß ich wohl,

Sie gehn jetzt glänzend auf ob meinem Haupt;

Mein Aug' ist dunkel, doch im Innern leuchten

Die Angedenken sel'ger Liebeszeit.

Bei was ich den Gemahl beschwören will,

Hat mit der Hölle Mächten nichts gemein:

Ja, ich beschwör' ihn bei dem Ahnungstraume,

Der mir ihn wies, bevor ich ihn gekannt,

Bei der Begegnung, als er, hergesprengt

An meinen Wagen, die Umhüllung hob

Und, froh erschreckend, eins das andre sah;

Bei jenen Wonnethränen, die mir quollen,

Als er zuerst an seine Brust mich schloß;

Beim goldnen Liebessterne, der so hell

In unsre Hochzeitkammer funkelte;

Bei jeder Stunde des verschwund'nen Glückes

Und jetzt bei diesen blindgeweinten Augen,

Bei diesen Seufzern, dieser Seelenangst;

Bei all' der Sehnsucht, all' der Liebe, die

Mein glühend Herz beseligt und verzehrt.

Leopold.

Und ich beschwör' ihn bei den Todeswunden
 Des Vaters, bei den eignen Wunden, die
 Zu Nacht mich schmerzen, daß ich ächzen muß,
 Bei der gebroch'nen Lanzenspitze, die
 Mir in der Seite steckt¹, bei diesem Schwerte,
 Daß ich am bösen Tag auf mich gezückt,
 Bei den Gespenstern der Erschlagenen,
 Die mich verfolgen, bei den Feuerbränden,
 Die ich in Städt' und Dörfer schleuderte,
 Bei allem, was mir auf der Seele brennt,
 Bei allem, was an meinem Leben frißt:
 Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raferei.

(Leopold geht in das Zelt zurück, die Frauen und Albertus nach verschiedenen Seiten ab.)

Zweite Szene.

München. Saal im Schlosse.

Ludwig und der Burggraf treten im Gespräch auf.

Ludwig.

Und welchen Eindruck macht der Kirchenfluch,
 Den unter schnödem Vorwand Papsst Johann
 Auf mich gelegt?²

Burggraf.

Die Schwachen sind geschreckt;
 Doch eine Wache mächt'ger Geister steht
 An Eurer Seite: was Johann von Gent³,

¹ Diese Thatsache beruht wohl auf einem bestimmten Ereigniß, vielleicht auf dem energischen Eingriff Leopolds zum Schutze Heinrichs VII. in Mailand (vgl. 2. Aufzug, 1. Szene, S. 102 und Anm. 2), wozu der Chronist erzählt: „Die Speere werden wie Regengüsse gegen ihn gerichtet“.

² Vgl. S. 132, Anm. 1.

³ Johann von Gandun (in der Champagne), Ludwigs gelehrter und freigeistiger „Hoftheolog“, gestorben 1328.

Was Wilhelm Occam¹, was Marsilius² schreibt,
 Es greift um sich, das freie Wort, und weit
 Wird es noch wirken in der Zeiten Lauf.
 Mit Recht hat Occam einst zu Euch gesagt:
 „Schützt mich dein Schwert, so schücket dich mein Wort.“
 Die kräftige Berufung³ auch, die Ihr,
 Erlauchter Herr, ins Reich ergehen liebet,
 Hat manchen Zweifel siegreich weggeräumt.
 Zumal die Städte sind im Eifer stark:
 Zu Regensburg⁴, zu Landshut, wie Ihr wißt,
 Versagte man den widerspenst'gen Brüdern⁵
 Das Opfer, bis der Hunger sie bewog,
 Das heil'ge Amt zu halten nach Gebühr;
 Zu Straßburg griff das Volk den Pred'germönch,
 Der an die Kirchenthür den Bannbrief schlug,
 Und stieß ihn nieder in des Rheines Tiefen.⁶

Ludwig.

Den Eifer lob' ich, aber nicht die That;
 Doch gleicher Sinn belebt die Fürsten nicht:
 Sie wanken. Was zu Rhense⁷ jüngst geschah,
 Wißt ihr Bescheid darüber?

Burggraf.

Leopold,

Die Vorhand nützend, die ihm der Entsch
 Von Burgau gab, berief sogleich nach Rhense
 Die Unzufriednen. Frankreichs und des Papsts
 Gesandte, stets zu unfrem Unheil wach,

¹ Der englische Scholastiker Wilhelm von Occam (1270—1328), Provinzial des Franziskanerordens, blieb, aus Avignon entflohen, bis zu seinem Tode bei Ludwig.

² Marsilius von Padua (etwa 1270—1342), Ludwigs Leibarzt, veröffentlichte 1324 unter Beihilfe des Johann von Sandun die lateinische Schrift „Defensor pacis adversus usurpatam Romani pontificis jurisdictionem“, wofür beide gebannt wurden; auch war er ein hinreißender Redner.

³ Ludwig ließ nach einer vergeblichen Gesandtschaft an den Papst im Winter 1323/24 eine „Protestation“ gegen den über ihn verhängten Bannfluch durchs Reich verbreiten.

⁴ In Regensburg hungerte man die Geistlichen aus, bis sie den Gottesdienst wieder abhielten.

⁵ Den päpstlich gestunten Dominikanern.

⁶ Man warf ihn in den Strom und schlug ihn mit einem Ruder tot.

⁷ Leopold und die Erzbischöfe von Mainz und Köln kamen mit Vertretern des Papstes und des Königs von Frankreich Anfang 1325 in Rhense zusammen.

Er schienen, und gehandelt ward, daß Karl
 Von Frankreich sollte Deutschlands König sein.
 Da trat ein Mann hervor, Berthold von Bucheck¹,
 Vom deutschen Haus² zu Koblenz Kommentur,
 Und edeln Zornes sprach er: „Wollt ihr den
 Zum König, der nicht unsre Sprache spricht,
 Noch die Gewohnheit unsres Lebens teilt?
 Wenn Ludwig weichen soll, ist Deutschland jetzt
 So arm an Männern, daß ihr auswärts blickt?“
 Sie schwiegen, die Versammlung war gelöst.

Ludwig.

Der hat gesprochen, wie ein Deutscher soll.
 Ich muß ihn rühmen, wie es auch mich kränket,
 Daß solche Männer meine Gegner sind.

Burggraf.

Die für Euch stehen, sind sie schlecht'rer Art?

Ludwig.

Die Guten kenn' ich, und vor allen du,
 Mein treuer Zollern, führst mit vollem Recht
 Die Säul' im Wappen³, denn du bist bewährt
 Als eine feste Säule meines Throns.
 Auf deine Schulter lehn' ich mich auch jetzt,
 Und dir, dem Freunde, will ich anvertraun,
 Was ich vor andern tief verschweigen muß:
 Ja, wiss' es! Seit der unglücksel'gen Stunde,
 Da du in meine Halle tratst und mich
 Zum Thron beriefest, ist kein froher Tag
 Mir noch geworden, und des Sieges selbst,
 Des heißerkämpften, hatt' ich nicht Gewinn:
 Der Feinde hab' ich mehr noch als zuvor;
 Die Kampfgenossen reißen gierig mir

¹ Bruder des Mainzer Erzbischofs Matthias oder Matthäus, Burgunder.

² Niederlassung des Deutschritterordens; Kommentur s. v. w. Komthur; einem solchen war ein bestimmter Verwaltungsbezirk eines Ritterordens anvertraut.

³ Ein unaufklärbares heraldisches Mißverständnis Uhlands. Weder im Wap-
 pen der Grafen von Hohenzollern noch in dem der Burggrafen von Nürnberg,
 noch endlich im preussischen Königs wappen findet sich etwas einer Säule Ähn-
 liches. Sollte Uhland den Bradenrumpf mit Haupt, der den gevierteten Schild
 des erstgenannten krönt, für eine Säule angesehen haben? Übrigens hatte der
 Burggraf Friedrich gerade 1317 sein Hauswappen an Luthold von Regensburg
 verkauft.

Am Siegeskranz, und jeder will sein Theil;
 Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
 Der kehrt sich ab und sucht ihn anderwärts.
 Und der Gefangene, was hilft er mich?¹
 Er ist mir, was dem Geizigen sein Schatz:
 Ein freudenlos gefährlicher Besitz,
 Des Tages Sorge und die Qual der Nacht.
 O Bollern, Gutes kam mir stets von dir,
 Nur damals nicht, als du die Königskrone
 Mir aufstodst. O wie oft schon sann ich nach,
 Mich zu entlasten des unsel'gen Schmucks!
 Ausbieten möcht' ich sie der Welt und rufen:
 „Will einer friedlos sein, der nehme hin!“²
 Ich weiß, was du mir sagen willst; ich weiß,
 Jetzt eben in den Tagen der Gefahr
 Und der Bedrängnis, die mich neu umgibt,
 Die ich in deiner Tröstung selbst erkannt,
 Darf ich nicht weichen und nicht lässig sein.
 Auch reißt in mir seit kurzem ein Gedanke,
 Davon du hören solltest, sah' ich nicht
 Die Ritter dort sich meiner Schwelle nahen.

(Albrecht von Rindsmant mit einigen Rittern wird in der Galerie gesehen.)

Herein, ihr Herrn!

(Sie treten ein.)

Ihr seid ein seltner Gast,
 Herr Albrecht! Seid von Herzen mir willkommen!

Albrecht.

Erlauchter Herr, ein böser Handel ist's,
 Was diesmal mich nach München führt: man will
 Mir an die Ehre tasten.

Ludwig.

Wer will das?

Albrecht.

Entrüstet Euch darüber nicht! Ich hoff',
 Es wird sich geben, wenn Ihr mich gehört.

¹ Wie das unpersönliche „es hilft nichts“ mit dem Accusativ verbunden.

² Vielleicht ist dabei auch an seine ständige Bedrohung durch Mordelmsörder und Giftmischer zu denken.

Ludwig.

Ich höre.

Albrecht.

Als wir in der Winterzeit
 Vor Burgau lagen und mit wenigem
 Erfolg das Sturmzeug um die Mauern stellten,
 Da fror es manchen Ritter in die Behe
 Und, mißgemut darüber, drohten sie,
 Wenn in drei Tagen nicht das Thor sich öffne,
 So gelt' es des gefangnen Friedrichs Haupt.
 Drei Tage schwanden und noch drei dazu,
 Wir lägen, glaub' ich, noch vor Burgaus Feste,
 Hätt' uns nicht Leopold den Weg gezeigt¹.
 Nun biß es unsern Rittern weidlich aus²,
 Daß sie umsonst gedroht, und Leopold,
 Der böse Spötter, sprach: „Es hat nicht not:
 Der König Ludwig kann das Blut nicht sehn.“
 Die Ritter murrten: „Kann er doch das Blut
 Der Baier sehn, das täglich für ihn fließt!
 Warum nicht Friedrichs? Sollt' ihm's wirklich so
 Am Lösegeld gelegen sein, daß er
 Um dessenthalb des Feindes Leben fristet
 Und unfres opfert? Ward denn Friedrich nicht
 Auf offner That ergriffen als ein Feind
 Des rechten Königs und des Reichs? Warum
 Soll er nicht bluten und durch seinen Tod
 Uns Frieden schaffen?“ Also murmeln sie,
 Und, weil auch mir, dem Friedrich sich ergab,
 Ein Teil des Lösegelds gebühren würde,
 So werfen sie mir vor, ich sei von denen,
 Die Euch das raten, daß man säuberlich
 Den Herzog auf der Trausnitz heg' und pfllege.
 Darum hab' ich hieher mich aufgemacht
 Und trete jetzt vor Euch mit diesen Rittern,
 Die ich zu Zeugen mir erbeten habe:
 Auf meinen Anteil an dem Lösegeld
 Verzicht' ich feierlichst. Gott sei's gedankt!

¹ D. h. uns vertrieben.

² Wohl eine selbstgeschaffene, an Schwäbische Ausbrüche anklingende Wendung; Gegensatz von: vorbeissen; es ärgerte sie.

Ich habe noch zu leben ohne das.
 Dies Schwert, das des gefang'nen Friedrichs war,
 Leg' ich in Eure Hand. Mir ziemet nicht
 Das Urtheil, was hier besser sei zu thun;
 Nach Eurer Weisheit mögt Ihr das ermessen.
 Drum nehmt dies Schwert! Ob Ihr damit den Herzog
 Enthaupten laßt, ob nicht, mir gilt es gleich.

(Er legt das Schwert von sich.)

Ludwig.

Was meiner Ehre, was der Euren ziemt,
 Es wird geschehn. Gesagt ist mein Entschluß.
 Herr Burggraf, macht Euch fertig und auch Ihr,
 Herr Albrecht, einen Ritt mit mir zu thun!

(Er geht durch eine Seitenthür ab, die andern durch die Galerie.)

Dritte Scene.

Burg Trausnitz.

Nacht. Der gefangene Friedrich liegt schlafend in einer Nische. Der Burgvogt und drei Wächter mit einer Leuchte treten auf und sehen sich im Gemach um.

Burgvogt.

Ist alles richtig?

Erster Wächter.

Ja, er schläft, Herr Burgvogt!

Burgvogt.

Die Lamp' ist ausgegangen. Frischt sie auf,
 Damit er Licht hat, wenn der Sturm ihn weckt!
 Ist wildes Wetter.

Zweiter Wächter (nachdem er angezündet).

So, die Lampe brennt.

Burgvogt.

Jetzt macht die Kunde weiter! Nein doch, halt!
 Laßt uns den Herzog nochmal recht beschaun,
 Ob er's auch ist! Der Teufel hat sein Spiel.
 Kommt, leuchtet her! Ja, seht nur selbst! er ist's.

Erster Wächter.

Man kennt ihn an der bleichen Farbe.

Burgvogt.

Still!

Er regt sich.

Dritter Wächter.

Ruhig schläft der Herzog nie.

Burgvogt.

Ja, Vorsicht ist uns not: ein sorglich Ding
Ist solche Wache, wo der Kopf drauf steht. (Sie gehen ab.)

(Man hört in der Entfernung Donner, der sich halb verstärkt und bis gegen das Ende der Szene von Zeit zu Zeit wiederholt. Friedrich erhebt sich vom Lager.)

Friedrich.

Hat's nicht gedonnert? Ja, es hallen noch
Die Berge dumpf. Man sagt wohl, Märzendonner
Bedeut' ein fruchtbar Jahr. Was soll er mir
Für Früchte künden? Nein, ich kann es nicht
Ertragen, dieses Wetter. Als der Schnee
Noch friedlich über Höh'n und Thälern lag,
Und als das Eis des Stromes Wellen band,
Daß sie nicht flossen und nicht rauschten, da
Konnt' ich mich schicken in mein Kerkerleben.
Am Morgen und am Abend ging ich still
In die Kapell' hinüber zum Gebet,
Den Tag entlang ließ man zum Zeitvertreib
Mich Pfeile schnitzen, Pfeile sonder Ziel.
Doch diese Frühlingsstürme, Märzendonner,
Sie rühren mir das Blut auf: mächtig regt
Die Jugend sich, die Thatenlust erwacht.

(Donnerschlag. Im Fenster erscheint Albertus.)

Ha, Welch ein Schlag! Die Fenster klirren auf.
Was seh' ich? Ist's ein Mensch, ist's ein Gespenst?
Sag' an! wer bist du?

Albertus.

Frag' nicht, wer ich sei!
Willst du befreit sein, thu', was ich dich heiße!
Umfasse mich behend! Den Mantel schlag' ich
Dir um: der Sturmwind führt uns durch die Luft.

Friedrich.

Du bist mir fremd.

Albertus.

Du hast mich einst gesehn.
 Komm, Friedrich, komm! Das Nachtgewitter braust,
 Der Regen rauscht, und morgen steht die Welt
 Im vollen Frühling wie ein Mädchen, dem
 Die erste Liebe plötzlich überkam.
 Seht, Friedrich, ist es Zeit zum Kampf und Strauß,
 Seht reiten alle Ritter, Friedrich, komm!

Friedrich.

Ich will nicht.

Albertus.

Deine Schönheit ist gewelkt,
 Der Frühling blüht, auch sie wird neu erblühen.

Friedrich.

Du lockst vergeblich.

Albertus.

Frühling ist es, komm!
 Vor Sehnsucht stirbt dein Weib; sie hat sich blind
 Geweint, ja, blind, und weint noch immer fort
 Und girrt im Dunkeln wie die Nachtigall
 Und träumt von Königen.

Friedrich.

Weißt du von dem?

Albertus.

Ja, Frühling ist es, deinen Bruder brennen
 Die Wunden, und die Lanzenspize sticht.
 Komm! Dieser Mantel trägt dich sicher hin.

(Geräusch vor der Thür.)

Friedrich.

Gott sei gedankt! die Kunde kommt. Entfleuch!
 Du bist verloren.

Albertus.

Wähnest du wohl gar,
 Daß ich sie fürchte?

(Der Burgvogt und die Wächter treten ein.)

Fort, ihr Clenden!

(Donnerschlag.)

Mit diesem Donner werf' ich euch zu Boden.

Die Wächter.

Hilf, heilig Kreuz!

Burgvogt.

Flieht! zur Kapelle! flieht!

(Burgvogt und Wächter ab.)

Albertus.

Hast du's gesehn? Da sind sie hin. Doch jetzt
Ist's höchste Zeit. Komm, Friedrich! Deine Feinde
Sind nah', die Brücke fällt, das Burgthor knarrt,
Die Hufe klirren. Friedrich, rette dich!
Man will dich töten.

Friedrich.

Ob durch Zauber du,
Ob durch Verwegenheit die Zinn' erstiegst,
Fahr' hin, Versucher! Mich verlockst du nicht;
In rechtem Kampf hat Ludwig mich gefangen,
Und nicht will ich entweichen wie ein Dieb!
Die Wächter!

Der Burgvogt und die Wächter treten auf, mit Kreuzfahne, Weißkessel und Rauch-
faß bewaffnet.

Die Wächter.

Alle gute Geister loben

Den Herrn.

Burgvogt.

Das Kreuz voran! Nur lech' voran!
Spricht, spricht den Unhold! bläst den Rauch auf ihn!

Albertus.

Ich muß von hinnen. (Er verschwindet.)

Burgvogt.

Su, der ist hinab,
Die Höll' hat ihn verschlungen. Wie das kracht
Und brauset! Jetzt wird's ruhig, jetzt wird's hell.

(Klopfen an der Thür.)

Friedrich.

Man klopft. Wer draußen?

Die Wächter.

Alle gute Geister!

Albrecht von Rindsmann tritt ein.

Albrecht.

Was gibt's hier?

Burgvogt.

Scheucht ihn! Spritzt ihn! Räuchert! Spritzt!

Albrecht.

Seid ihr von Sinnen? Was soll dieser Spuk?

Ein Wächter.

Der Pfleger ist's.

Friedrich.

Herr Ritter, es ist gut,

Daß uns ein Mann von kühlem Blute kommt:

Das Grauen dieser Nacht hat wunderbar

Die Geister aufgestört. Was führt Euch her?

Albrecht.

Der König ist im Schloß.

Friedrich.

So ist's doch wahr!

Albrecht.

Er möcht' Euch sprechen.

Friedrich.

Wißt Ihr, was er will?

Albrecht.

Ich weiß es nicht. Ein tief Geheimnis ist's;

Darum ist er die Nacht geritten.

Friedrich.

Ha,

Was soll das?

Albrecht.

Drüben auf dem Saal erwartet

Der König Euch. Wollt Ihr mir folgen, Herr?

Nehmt Euch zusammen, daß Ihr nicht erschreckt,

Wenn Ihr Unliebes zu vernehmen habt!

Friedrich.

Ich weiß es schon, beschlossen ist mein Tod.

(Er geht mit Albrecht ab.)

Ein Wächter.

Herr Burgvogt, so nachdenklich?

Burgvogt.

Ja, ich hab's:

Der Geist hat meinem Neffen gleich gesehn,
Dem ungerat'nen, der bei Nacht und Nebel
Von hier entwich. Schon neulich deucht' es mich,
Als sah' ich drunten ihn im Zwinger¹ schleichen.
So muß ich noch die Schmach an ihm erleben,
Daß, wenn der Teufel auf der Erde spukt,
Er sich die Larve nimmt in unsrem Stamm!

(Ab mit den Wächtern.)

Vierte Scene.

Saal.

Ludwig und der Burggraf treten von der Seite auf.

Burggraf.

Wollt Ihr Euch keine Ruhe gönnen, Herr,
Nach dieser stürm'schen Reise? Hestig war
Das Nachtgewitter, das uns überfiel.

Ludwig.

Die Seele, die auf Großes ist gespannt,
Erwehrt sich leicht des Anspruchs der Natur
Und achtet wenig auf den äußern Sturm.
Der Herzog kommt. Bereitet Ihr indes,
Was ich Euch anbefahl! (Der Burggraf ab.)

Friedrich und Albrecht treten von der andern Seite ein.

Ludwig (zu Albrecht).

Laßt uns allein! (Albrecht ab.)

Mein Vetter, wie erging es Euch? Ich hoffe,
Daß meine Diener keinen Anlaß Euch
Zur Klage gaben. Meine Weisung war,
Euch jegliche Bequemlichkeit zu schaffen,
Die mit der Sicherheit verträglich sei.
Ihr schweigt?

¹ Gang zwischen der äußern und innern Mauer.

Friedrich.

Ha, sprich nur, sprich es aus!
 Verbirg nicht länger unter glatten Mienen
 Das Todeswort, das du im Sinne trägst!
 Ich weiß, du lechzest längst nach meinem Blut;
 Warum noch erst des Lebens mich versichern
 Und hier mich hegen als ein Opfertier?
 Hab' ich gezaudert, als ich in der Schlacht
 Dich zu erreichen hoffte? War ich träg',
 Das Schwert zu bohren in des Gegners Brust?
 Wenn du noch atmest, ist es meine Schuld?
 Drum säum' auch du nicht, rufe deine Henker!
 Hier ist mein Haupt, sieglos, doch ungebeugt.

Ludwig.

Man riet mir, Euch zu töten, es ist wahr,
 Und wahr ist's, dieser endlos blut'ge Streit
 Verhärtet auch des mildern Mannes Sinn;
 Doch so ist noch der meine nicht verwildert,
 Daß dieses schöne Haupt mir dürste fallen,
 Dies edle Haupt, der höchsten Krone wert.

Friedrich.

Was ist es andres, das Euch hergeführt?

Ludwig.

Weil es dahin gekommen zwischen uns,
 Daß Liebe nichts mehr gilt, daß Freundesrede
 Für Trug und Heuchelei geachtet wird,
 So laßt mich das nur Euch vors Auge stellen,
 Was Euer Vorteil und auch meiner heißt!
 Es sei Euch unverhalten¹, schwer bedrängt
 Bin ich von Feinden: mich gefährdet sehr
 Des Papstes Fluch, die Rache Leopolds.
 In solcher Not kann ich an niemand besser
 Mich wenden als an Euch.

Friedrich.

Ihr spottet mein.

¹ Unverhohlen.

Ludwig.

Denn seht! je später sich mein Thron befestigt,
Je länger dauert Eure Kerkerhaft;
Je wilder mich der Gegner Mut bestürmt,
Je fester muß ich Eure Bande schmieden,
Und so verzehren wir uns beiderseits,
Ich, der ich Frieden will, in stetem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
Drum, wenn uns beiden Hilfe werden soll,
So muß der eine zu dem andern stehn,
Und deshalb komm' ich her und ruf' Euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei!

Friedrich.

Was nennt Ihr Euch den Thron verbürgen?

Ludwig.

Dies

Sind die Bedingungen: entsagen müßt Ihr
Dem Königsnamen, müßt die Krone mir
Ausfolgen, die man für die rechte hält¹,
Müßt Eure Brüder² zum Gehorsam bringen,
Die Feinde mir bekämpfen und auch den,
Der Papst sich nennt³; was Ihr dem Reich entrissen,
Müßt Ihr zurück ihm stellen . . .

Friedrich.

Meine Burgen
Zum Pfand Euch übergeben, meinen Schatz
Als Lösegeld . . .

Ludwig.

Verkennt mich nicht! Das Eure
Soll Euch verbleiben und, was Ihr verlor,
Wird Euch zurückgegeben, Euer Lehn
Bestätigt, Lösegeld bezahlt Ihr nicht,
Und alle, die mit Euch gefangen wurden,
Sind mit Euch freigelassen. Unterpfang
Begehr' ich keines: Eure Treue bürgt;

¹ Vgl. oben S. 111.

² Heinrich und Albrecht.

³ Ludwig und seine Anhänger erkannten den in Avignon residierenden Papst nicht mehr an.

Nur Euer Wort verlang' ich, daß, wenn Ihr
 Nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
 Ihr Euch bis auf die nächste Sonnenwende
 Unfehlbar in die Fängnis¹ wieder stellt.
 Auf die Entscheidung durch das Schwerd habt Ihr
 Das Recht zur Krone selbst uns ausgesetzt:²
 Mir fiel der Sieg, mein Recht nur sprech' ich an.

Friedrich.

Ob Eurer Gründe siegendes Gewicht,
 Ob der geheime Zauber dieser Nacht
 Mein widerstrebendes Gemüt bezwang,
 Ich muß mich unterwerfen; nehmt mein Wort:
 Was Ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
 Kann ich es nicht, so lehr' ich auf die Zeit.

(Handschlag.)

Ludwig.

Wohlan denn!

(Gegen den Hintergrund rufend.)

Herzog Friedrich wandelt frei.

(Hinter der Scene wird eine Orgel angespielt.)

Friedrich.

Was soll das Orgelspiel?

Ludwig.

Der fromme Prior
 Von Maurbach³, Euer Freund und Beichtiger,
 Der Lehrer unsrer Jugend . . .

Friedrich.

Ist er hier?

Ludwig.

Er ist's. Ja, dieser echte Gottesknecht,
 Ein Gegenbild zu dem von Abignon,
 Ein Friedensbote, der im Heile nur
 Und nicht im Fluch die Macht der Kirche zeigt,
 Er ging von Euch zu mir, von mir zu Euch;

¹ Mittelhochdeutsche Form für Gefängnis, sowohl Haft als Kerker.

² Vgl. oben, S. 108.

³ Gottfried, Prior des Kartäuser Klosters Seib ober St. Johannsthal, von Friedrich dem 1314 erbauten und reich beschenkten Kloster Maurbach ober Allerheiligenthal bei Wien vorgefetzt.

Zu trösten sucht' er, zu besänftigen,
 Neu anzuknüpfen das zerriff'ne Band.
 Auch diese Sühne¹, die wir jetzt vollbracht,
 Wünscht er zu heil'gen: sein Begehren ist,
 Daß wir auf unsern Bund die Hostie nehmen.

(Gegen den Hintergrund.)

Man öffne!

(Die Flügelthür in der Mitte geht auf, und man sieht in die erleuchtete Schloßkapelle. Am Altar steht der Prior von Murbach, an den Stufen des Altars Dietrich von Plichendorf, der Burggraf und Albrecht von Rinbäum. Orgelspiel, das bis zum Ende des Aufzugs fortbauert.)

Seht Ihr dort den edlen Greis?

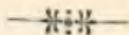
Schon harret er auf uns am Hochaltar,
 Und dort auch stehet Euer Plichendorf.
 Mit Euch befreit, soll er uns Zeuge sein.
 O möchte dieses heil'ge Mahl in uns
 Die Funken alter Liebe neu erwecken!
 Folgt mir! Die Orgel hallt, der Priester winkt.

Friedrich.

Führwahr, ein mächt'ger Wohlklang muß es sein,
 Der meiner Seele tiefen Mißton lösen,
 Ein kräft'ger Himmelsfriede, der die Brust,
 Die stürmisch wallende, mir stillen soll.
 Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
 Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen
 Und wie ein Nar, gebrochenen Fittiches,
 Zum Himmel aufzublicken, o es ist
 Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
 Den Mann die Thräne. Kommt! Ich bin bereit.

(Sie gehen ab nach der Kapelle. Die Orgel verhallt.)

¹ Veröhnung



Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Garten.

Friedrich und Isabella sitzen auf einer Rasenbank.

Isabella.

Kein Lenz noch hat so innig mich entzückt
 Und, seh' ich nicht der Bäume Blüten schmuck,
 Der Wiesen junges Grün, der Blumen Schmelz,
 Des Himmels Glanz, der sich im Teiche spiegelt,
 So ward mir dennoch überschwenglich Glück:
 Von linder Luft umhaucht, von Balsamdüften
 Umwölkt, von Nachtigallen eingesungen,
 Ruh' ich an des Geliebten Brust, die Hand
 Des Langentbehrten drück' ich an mein Herz.
 Und diese Blindheit, was noch ist sie mir,
 Als eine Dämm'ung, Liebenden erwünscht?
 Jetzt wein' ich Thränen, die nicht brennen, die
 Mein Aug' erfrischen wie der Abendtau,
 Und manchmal ist's, als wollt' es sich erhellen,
 Als bräch' aus dem Gewölk' ein holder Stern:
 Gewiß, mein Friedrich, blickst du dann auf mich
 Mit Blicken deiner Liebe. Ja, er wird
 Die Nacht noch teilen, dieser Liebesstrahl.

Friedrich.

O Isabella, wünsche nicht zu sehr,
 Das Licht zu schaun! Erschrecken würdest du,
 Wie schmäählich man dich blindes Weib getäuscht:
 Statt deines Gatten, der ein stolzer Held,

Der ein gekrönter König war, hat man
 Dir einen hingeschoben, der vor Scham
 Das Haupt muß senken.

Isabella.

Senke du das Haupt
 Auf meine Brust! Fragt Liebe denn nach Kronen?

Friedrich.

Das ist noch Spur von meiner bessern Zeit,
 Daß Weibesliebe mich nicht glücklich macht,
 Seit unter Männern ich entwürdigt bin.

Isabella.

Entwürdigt?

Friedrich.

Aller Herrlichkeit entkleidet,
 Nicht mehr gefangen, doch darum nicht frei;
 Denn frei ist, wer das Höchste darf erstreben,
 Ich aber bin der Scholle jetzt verhaftet,
 Mein Herzogtum ist meines Wirkens Grenze,
 Nur abwärts darf ich steigen, nicht hinan.

(Leopold und der Legat kommen den Garten herauf.)

O daß sich jetzt auf meine Augen schnell
 Das Dunkel würfe, was die deinen hüllt!
 Denn welchen Blicks empfang' ich jene zween,
 Die dort sich nahn?

Isabella.

Wer sind die beiden? sprich!

Friedrich.

Mein Bruder und der päpstliche Legat.

Leopold.

Willkommen in der Freiheit! Daß ich spät
 Erscheine, Bruder, halt' es mir zu gut!
 Die Sorge deines Diensts verweilte mich.

Legat.

Empfangt, erlauchter Herr und hohe Frau,
 Den Glückwunsch des erfreuten Kirchenhaupts!
 In dieser schlimmen Zeit hat lange nichts

Des heil'gen Vaters Herz so froh bewegt
Als die Verkündung dieser Wiederkehr.

Friedrich.

So freundliche Gefinnungen sind jetzt
Uns zwiefach dankenswerth. Doch, Leopold,
Du scheinst mir krank.

Leopold.

Nicht wahr, ich passe schlecht
In diesen Garten, der voll Blüte steht?
Der Winterfeldzug¹ hat mir zugesetzt.

Friedrich.

Es bricht nun eine Zeit des Friedens an,
Es kommen Tage, wo die Helden ruhn;
Auch du, mein Leurer, kannst den Harnisch jetzt,
Den festgewach'snen, dir vom Leibe lösen;
Die saft'gen Kräuter, die der Frühling zeugt,
Kannst du auf deine Wunden drücken, kannst
Im warmen Sprudel eines Felsenquells
Die Glieder dir erfrischen.

Leopold.

Scherzest du?
War je zum Kampf geleg'ne Zeit wie jetzt?

Friedrich.

Es scheint, du hast vergessen, was ich schrieb
Von den Bedingungen, woran ich selbst
Die Lösung aus dem Kerker mir geknüpft.
Schon haben unsre Brüder sich gefügt;
Auf deine Ankunft, die wir längst erharren,
Ist des Vergleichs Vollziehung ausgesetzt.
Konnst' ich das Opfer bringen, warum du
Mir widerstreben? Nein, verhindre nicht
Die endliche Befriedung dieses Streits!
Hilf mir erfüllen, was ich zugesagt!

Leopold.

Ich weiß nur, daß du frei bist, andres nicht.
Du bist es unbedingt; er mußte dich

¹ Er hatte den Winter 1324/25 unablässig in Schwaben und am Bodensee gegen Ludwigs Partei gekämpft

Entlassen, auf der Brust stand ihm das Schwert:
 Wo keine Wahl ist, ist auch kein Beding.
 Drum mutig! Auf des Glücks geschwungnem Rade
 Sind wir jetzt wieder oben: du bist frei,
 Der Papst ist dir gewogen, und er wird
 Als König dich erkennen; Ludwig ist
 Im Bann, und an des Reiches Grenze tobt
 Ein neuer Feind: der Polen und der Reußen
 Unbänd'ge Scharen fallen in die Mark
 Von Brandenburg, der heil'ge Vater selbst
 Hat sie berufen¹; Ludwigs junger Sohn
 Schreit dort um Hülf'; in Schwaben, hier bin ich.
 Hab' ich gesäumt, so geschah es nur,
 Damit ich vielfach, tausendarmig dir
 Mich stelle: hinter mir schon braust mein Heer,
 Die Lust, die mir im Nacken weht, ist schon
 Das Schnauben ihrer Koffe. Darum frisch!
 Reuch an den goldnen Harnisch, laß den Hengst
 Sich bäumen! Jauchzen hör' ich schon dein Volk,
 Die Ritter sind zu Roß, genesen sind
 Die Wunden, die Erschlag'nen springen auf.
 Steig' wieder, Sonne, die gesunken war!
 Hinab muß Ludwigs bleicher Stern.

Friedrich.

Du weißt

Mich gut zu fassen, du verstehst den Klang,
 Der tief in meiner Seele widerhallt.
 Vergeblich: meine Treue steht zu Pfand.

Legat.

Den Zweifel, der Euch das Gewissen drückt,
 Vergönnt, daß ich mit sachter Hand ihn löse!
 Was Ihr verheißen, war von Anbeginn
 Unhaltbar, nichtig, ohne Rechtsbestand.
 Durch ungerechten Zwang, durch Drohungen,
 Die auch den festen Mann erschüttern . . .

¹ Im Sommer 1325 fielen die vom Papst aufgehetzten Litauer in Brandenburg ein, mit dem der König seinen jungen Sohn Ludwig Lehnth hatte.

Friedrich.

Nein,
Die Furcht ist's nicht, was zu Entschlüssen mich
Zu drängen pflegt. Mein Wort, ich gab es frei.

Legat.

Doch wem habt Ihr's gegeben? Ihm, dem Feinde
Der Kirche, dem Verstoß'nen, Fluchbelad'nen.
Schon längst erging der päpstliche Beschluß,
Der männiglich von Pflicht und Huldigung,
Selbst von beschwornen, gegen ihn entbindet,
Und eben das ist meiner Sendung Zweck,
Von jeglicher Verpflichtung, jedem Eide,
Wodurch Ihr Euch gebunden möchtet glauben,
Im Namen apostolischer Gewalt
Euch loszuzählen, wie andurch geschieht.

Friedrich.

Noch hab' ich nicht gebeten, meiner Pflicht
Mich zu entheben, und ich werd' es nie.

Legat.

Ob Ihr es bittet, wünschet oder nicht,
Die Kirche darf nicht dulden, daß Ihr dem
Verfangen bleibet, dem sie fluchen muß.
Mißfällig und zu großem Argerniß
Ersah aus Euren Briefen Papst Johann,
Daß Ihr mit Kirchenfeinden Einung pflegt,
Daß Ihr ihm selber anzufinnen wagt,
Sich dem verworfnen Manne zu versöhnen.
Drum wisset! wenn Ihr dem Vergleiche lebt,
Wenn Ihr, was Gott verhüte! wiederkehrt
In Ludwigs Haft, so fällt auf Euer Haupt
Derjelbe Bannstrahl, der auf jenen fiel.
Erwägt es, Herr, und wenn Ihr's wohl erwogen,
Bescheidet mich! Indes gehabt Euch wohl!
Der Himmel lenke gnädig Euern Sinn! (216.)

Leopold.

Von diesem hast du Frist gewonnen; ich
Darf keine dir gewähren: augenblicks

Muß mir Entscheidung werden, denn gezählt
 Sind meine Stunden, Gile thut mir not.
 Ja, wiss' es, Bruder! dieser Frühling ist
 Mein letzter, wenn es je mir Frühling war,
 Und um zu sterben, brauch' ich jetzt nicht mehr
 Mein Schwert zu wenden gegen meine Brust:
 In meinem Marke wühlt der Tod, die Kraft
 Geht mir versiegen, unsterblich flackert noch
 Die Lebensflamme auf dem verglühten Stoff.
 Drum zaud're nicht! Ich ford're jetzt den Sold
 Für eine frühverzehrte Jugend, für
 Ein Leben, das in deinem Dienste schwand:
 Nur diesen Lohn begeh'r ich, daß zuletzt
 Du noch hintretest vor mein brechend' Aug'
 Im Glanz der Krone, die ich dir erkämpft.

Friedrich.

Was ich dir schuldig bin, ich hab' es nie
 Verleugnet; tief und ewig ist mein Dank.
 Könnt' ich, was du von deinem Leben mir
 Geopfert, aus dem meinem dir erstatten,
 Könnt' ich als Leiche vor dir niedersinken,
 Damit du blühend ständest und verjüngt!
 Doch eines ist, was ich versagen muß:
 Der Ehre wank' ich nicht, und wär's dein Tod.

Oscold.

Mein Atem, wenn er gleich sich mühsam hebt,
 Ist doch so wirksam noch, daß er ein Heer,
 Ein mächtiges, befehlet und bewegt;
 Noch kann er Sturm erregen, und er wird's.
 Du bist mein Feind, denn du bist Habsburgs Feind;
 Nicht Ludwigs, mein Gefangner bist du jetzt.
 Versuch's, stell' dich zur Wehre, ruf' dein Volk
 Zu Hülf! Der Bannstrahl zischt: du stehst allein.

Friedrich.

Meint ihr, ihr Thoren, daß ich mir die Kron'
 Aufdrängen lasse? Wenn ich eifrig war,
 Sie zu erstreben, standhaft werd' ich sein,

Sie abzutwehren. Gile, heb' dich weg!
Noch bin ich Herr, von dir noch unbeseigt.

Leopold.

Du sollst mich wiedersehn. Solang' mein Puls
Noch zuckt, werd' ich dein Verfolger sein;
Wie ich dir diene, werd' ich dich bekämpfen,
Und sink' ich in der Schlacht des Bruderkriegs
Entseelt vom Hock', und wälzen sie auf mich
Den Stein des Feldes, glaube nicht, ich könn'
Im Grabe rasten! Rastlos wird mein Geist
Dich suchen und dich quälen.

(Friedrichs Hand krampfhaft fassend.)

Leb' ich noch?

Bin ich nicht Leiche schon? Ist diese Hand
Nicht starr, mein Hauch nicht Grabeshauch, mein Blick
Nicht Hölle?

Friedrich (zurückschaudernd).

Weg!

Isabella.

Ihr Heil'gen, steht uns bei!

Leopold.

Berschling' mich, Abgrund! Stürme, reiße mich hin! (ab.)

Friedrich.

Nun, Isabella, hast du selbst gehört,
Ich hab' es mit Verzweifelnden zu thun,
Und rascher That bedarf es. Nimmermehr
Will ich das Werkzeug fremder Plane sein;
Mit jenem Handschlag in des Baiers Hand
Hab' ich mir selbst mein Schicksal festgesetzt,
Und nimmer soll mich dieser Vorwurf treffen,
Daß ich den Zwang, den ich vermeiden konnte,
Zum Vorwand eines Treuebruchs gebraucht.
Noch bin ich frei, noch einen Augenblick:
Noch bin ich nicht vom Bann gezeichnet, noch
Von meines Bruders Scharen nicht umringt,
Und diesen Augenblick der Freiheit nütz' ich,
Zurückzuschreiten in den Kerker.

Isabella.

Weh'!

Du wolltest?

Friedrich.

Ja, ich will. Das ist mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß
Und atme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.
Leb' wohl, mein Herz! Zu Koffe schwing' ich mich:
Das Thor ist offen und die Straße frei.

Isabella.

Treuloser, meiner Blindheit solltest du
Ein Führer sein und läßt mich hilflos stehn;
Du solltest heilen mein verweintes Aug'
Und gibst ihm neue Zähren, heißere.
Du darfst nicht fliehen, nein, ich lass' dich nicht

Friedrich.

Was klammerst du dich fest? Es ist umsonst:
Ich gab mein Wort.

Isabella.

Nichts weiter als ein Wort?
Was ist ein Wort denn gegen meine Liebe?
Ein totes Wort, ein Schlag der hohlen Hand,
Was soll das gelten, wo das Leben glüht?
Ein Wort soll in der Fülle deiner Kraft
Hinab dich in das Grab des Kerkers bannen,
Soll aus dem Licht des Frühlings, aus dem Atem
Der Liebe dich in Nacht und Molder ziehen?
Nein, Friedrich, nein. Versangen bist du mir,
In meiner Liebe Kreisen wandelst du,
Du lebst von meinem Leben, nimmer läßt
Mein Herz das deine . . .

Friedrich.

Bluten, brechen muß

Dein Herz und meines; dazu liebten wir.
Laß mich!

Isabella.

Dein Wort hast jenem du verpfändet,
Du gabst auch mir ein Pfand, ein teures Pfand.
Ja, Friedrich, was ein süß Erröten dir
Gestehen sollte, jetzt verzweiflungsvoll
Muß ich's zum Ohr dir schreien: ich bin Mutter.

(Sie wirft sich vor ihm nieder.)

Verlaß mich nicht in dieser finstern Nacht!
Dein Knie umfaß' ich, o verlaß mich nicht!

Friedrich.

Ich muß, es wird zu spät, ich muß; mich brennt
Der Boden hier. Laß, laß mich! lieg' im Staube!
Du bist des unglücksel'gen Friedrichs Weib.

(Ab. Isabella wird von ihren herbeieilenden Frauen aufgehoben und hinweggeführt.)

Zweite Scene.

Saal im Schlosse zu München.

Ludwig tritt auf, setzt sich nieder und blickt nachdenklich in die Galerie hinaus,
wo seine Söhne, Albrecht, Stephan und Otto¹, Ball spielen.

Ludwig.

Dort spielen meine Knaben, lustig fliegt
Der bunte Ball herüber und hinüber.
In meiner Knabenzeit, da schlug ich so
Mit Friedrich und mit Leopold den Ball;
Doch andres Spiel begann uns, ernsteres:
Gewaltig Schicksal warfen wir uns zu,
Und müde bin ich von so strengem Spiel.

(Mehrere Bürger von München nähern sich durch die Galerie.)

Die Bürger kommen. Seid mir schön begrüßt,

¹ Die sechs Söhne, die Ludwig hinterließ, waren: Ludwig der Brandenburger, Stephan mit der Haist, Ludwig der Römer, Wilhelm, Albrecht und Otto.

Getreue Münchner! Laßt mich wissen, was
 Euch Anlaß gab, mich um Gehör zu bitten!

Erster Bürger.

Wir sind schon fast beruhigt, hoher Herr,
 Seit wir nur Euer teures Antlitz schaun.
 Es hatte durch die Stadt sich das Gerücht
 Verbreitet, daß Ihr plötzlich in der Nacht
 Hinausgeritten zu dem Heere, das
 Nach Brandenburg bestimmt ist, Eurem
 Erlauchten Sohn zur Hülfe. Billig ist's,
 Daß dem bedrängten Sohn der Vater helfe;
 Doch hier auch drohet neuer Überfall:
 Der alte Dränger Baierns, Leopold,
 Ist, wie Ihr wißt, mit großem Heereszug
 In Schwaben eingerückt.

Zweiter Bürger.

Zugleich verlautet,
 Daß Friedrich, Eurer Großmut ungedenk,
 Von neuem sich als König zeigen will.

Erster.

Nun ist Euch wohl bekannt, erhab'ner Herr,
 Daß Euren Bürgern nichts zu kostbar ist
 Für Euch und Euer Recht.

Zweiter.

Mit Gut und Blut
 Sind wir zu jeder Stund' Euch dienstbereit.

Erster.

Dagegen ist uns nichts so unentbehrlich
 Als Eure Gegenwart.

Zweiter.

Ja, Herr, in Euch
 Ist unsre Stärke.

Erster.

Darum waren wir
 Bestürzt, zu hören, daß Ihr plötzlich uns
 Verlassen, um nach Brandenburg zu ziehn.

Wir sind getrost, Euch noch bei uns zu sehn,
 Und bitten aus getreuem Herzen: bleibt
 Uns gegenwärtig! und wenn Kampf beginnt,
 So steht an unsrer Spitze wie vordem!

Die Andern.

Das bitten wir. Das bitten alle Baier.

Ludwig.

An jenem Tag, da mich der Fürsten Bote
 Zur Königswahl beschied und ich erbangend
 Abwehrte den erhabenen Beruf,
 Da standet ihr mit andrer Städte Bürgern
 In diesem Saal und riefst mir freudig zu
 Und drängtet euch ermutigend um mich.
 Ihr habt's gewollt: ich stieg auf Deutschlands Thron,
 Und meine Sorge, die euch eigen war,
 Hat fortan unter viele sich geteilt.
 Wo immer, sei's an Deutschlands fernster Mark,
 Ein Feind sich rühret, dahin muß ich blicken
 Und, wo am schwersten dräuet die Gefahr,
 Da muß ich sein mit meiner Gegenwart.
 Und jetzt, in diesem ernstestn Augenblick,
 Wo dort und hier nach mir gerufen wird,
 Steh' ich noch spähend, wo am dringendsten
 Des Königes Erscheinen nötig sei.
 Der Burggraf führt das Heer nach Brandenburg;
 Es kann geschehn, daß ich ihm folgen muß,
 Doch nicht als ob mich's dorthin stärker ziehe,
 Weil dort mein Sohn gefährdet ist; auch hier
 Sind meine Kinder: alle lieb' ich gleich.
 Herein, ihr Knaben!

(Seine Söhne kommen herbei.)

Stellt euch her zu diesen!

Sie sind die Meinigen, wie ihr es seid,
 Und ruft des Reiches Not mich anderwärts,
 Ihr bleibt bei ihnen als ein Unterpfind,
 Daß euch und ihnen eine Sorge gilt.
 Und mehr nicht, wahrlich, können sie verlangen,
 Als daß ich so für ihre Sicherheit

Bedacht sei, wie ich's für die eure bin.
Seid ihr zufrieden, Bürger?

Die Bürger.

Herr, wir sind's.

Ludwig.

Wohlan, so sagt den Euren, was ich sprach!

Es ist ein Schweres, mit gebeugtem Geist
Der Andern Mut noch hülfreich aufzurichten.
In Zeiten allgemeiner Drangsal ist
Fürwahr der König der Bedrängteste,
Auf den sich jeder wirft mit seiner Not.

(Die Bürger ab.)

Albrecht.

Du bist so traurig, Vater! Komm heraus,
Sieh unsrem Spiele zu! Du liebst es sonst.

Stephan.

Sei ohne Sorgen, Vater! Laß ihn kommen,
Den Leopold! Du hast ja um die Stadt
Die große neue Mauer lassen baun.¹

Otto.

Bleib' du, schick' mich dem Bruder in die Mark!

Albrecht (am Fenster).

Ei, welch ein schöner Ritter auf dem Hof!
Sein goldfarb Roß ist ganz mit Schweiß bedeckt.
Der muß ja vornehm sein: der Marschalk selbst
Hält ihm den Bügel.

Ludwig.

Führt ihn gleich mir her!

(Die Knaben ab.)

Ich wart' auf Botschaft; gute kommt nicht leicht.
Doch wenn das Unheil ganz sich dargelegt,
Kann erst die volle Abwehr wirksam sein.

(Friedrich wird von Ludwigs Söhnen durch die Galerie geführt.)

Die Knaben.

Hier ist er.

¹ Schon seit 1301 besaß München eine neue starke Umfassungsmauer.

Friedrich.

Ja, hier bin ich.

Ludwig.

Täuschet mich

Mein Auge? Friedrich?

Friedrich.

Freu' dich nicht, erschrick

Ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,

Daß unversöhnlich deine Feinde sind.

Unmöglich war mir der Bedingungen

Erfüllung, meine Rückkehr selbst ist Flucht.

Ludwig.

Bewundern muß ich dich.

Friedrich.

Als ich den Bruder,

Der sich mir aufgeopfert, von mir stieß,

Als ich mich losriß von der blinden Gattin,

Damals, im ersten Schmerze, schien mir's wohl,

Als hätt' ich Übermenschliches gethan;

Doch, nun ich's recht betrachte, that ich nichts

Als das Geringste, was ein Mann kann thun:

Ich hielt, was ich versprochen. Größ're Thaten,

Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,

Bereitete mein feindliches Geschick.

Doch, daß ich mindestens mein Wort gelöst,

So gut ich konnte, davon zeuge dir

Die Krone hier!

(Er bedt die Krone auf, die er unter dem Mantel mitgebracht.)

Sie ist das Einzige,

Was deinen Feinden zu entreißen war;

Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,

An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.

(Er legt sie von sich.)

Ich selbst bin dein Gefang'ner wie zuvor.

Laß mich zur Trausnitz führen! Mich verlangt

Nach Einsamkeit: mein Leben ist verlebt.

Ludwig.

Du ein Gefang'ner? Nein, du bist ein Sieger.
 Bei Mühlendorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
 Jetzt durch die Macht der Treue siegest du;
 Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz:
 Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
 Ja, Friedrich, als du tratst in diesen Saal,
 Da hub es sich zu hellen an, und jetzt
 Ist mir es klar geworden wie der Tag:
 In welcher Blendung irrten wir, in welcher
 Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
 Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
 Wir trieben uns durch Fluten und durch Flammen,
 Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
 Und mit uns lernten unsre Völker sich
 Berkennen, hassen und bekämpfen, sie,
 Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
 Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
 Und doch so nahe lag die Lösung; nicht
 Im Schwertkampf, nicht in List noch Zauberei,
 Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens:
 Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,
 Wann wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
 Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
 Wann Heer dem Heere schon die Stirne bot.
 Als wir noch waren wie die Kinder hier,
 Die dich mir eben zugeführt, da wußten
 Wir bess're Wege: damals hatten wir
 Die Schüssel und den Becher und das Bett
 Gemeinsam, und warum nicht jetzt den Thron?
 O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
 O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum;
 Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist,
 Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's:

Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
 Wir sollen's beide haben als ein Mann
 Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
 Der unser einem feindlich sich erweist;
 Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
 Uns halten; in dem Siegel unsrer Macht
 Soll beider Name sich verschlingen, und
 Wir selbst auch sollen fest verslochten sein
 Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
 Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
 Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,
 Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser großer Ahn,
 Der königliche Rudolf¹, schaut hernieder
 Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
 Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemut,
 Jetzt bin ich stark, jetzt führ' ich selbst mein Heer
 Gen Brandenburg und bin des Siegs gewiß.
 Dir, Bruder, übergeb' ich unterdes
 Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
 Ich kann dir Leureres nicht anvertraun,
 Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
 Der so in allem mein Vertreter und
 Verweiser wäre, so mein andres Selbst.
 Wenn Leopold herangezogen kommt,
 Mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm du
 Entgegen in der Königswürde Schmutz!
 Und lächeln wird sein finst'res Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist,
 Ob im feindseligen Treiben dieser Erde

¹ Rudolf von Habsburg, beider Großvater.

So herrlicher Entschluß bestehen kann:
Genug, es ist in dieser großen Stunde,
Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werse mich an deine Brust.

(Sie umarmen sich. Die Knaben drängen sich mit Zeichen der Freude an sie.)

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk!



Dramatische Fragmente.

Einleitung des Herausgebers.

Diejenigen dramatischen Arbeiten Uhlands, die nicht zu vollkommener Ausführung gediehen sind, setzen sich zusammen aus Bruchstücken, die vom Verfasser selbst in den „Gedichten“, und aus solchen, die im Auftrage der Witwe durch Keller¹ veröffentlicht worden sind. Im ganzen waren es 24 dramatische Stoffe, die Uhland behandelt oder doch in Erwägung gezogen hat; sie umfassen einen Zeitraum von 15 Jahren (1805—20) und verteilen sich folgendermaßen: 1805: „Achilleus' Tod“, „Speerwurf“ (?); 1807: „Selgo“, „Alfer und Auruna“, „Franceska da Rimini“; 1808/9: „Eginhard“ (nebst Nachspiel), „Die unbewohnte Insel“; 1809: „Der Bär“, „Die Serenade“, „Tamlan und Jannet“, „Benno“; 1810: „Der eifersüchtige König“; 1814: „Normännischer Brauch“, „Karl der Große in Jerusalem“; 1816: „Konradin“, „Ernst, Herzog von Schwaben“, „Die Weiber von Weinsberg“; 1817: „Die Nibelungen“; 1818: „Ludwig der Baier“, „Welf“, „Der arme Heinrich“; 1819: „Otto von Wittelsbach“, „Bernardo del Carpio“; 1820: „Johannes Parricida“. Dazu kommen eine Bearbeitung des „Thyest(es)“, eines fünfsätzigen Greuelstückes des römischen Tragikers Seneca, und Ansätze zu einer Verdeutschung der „Spanish Tragedy“ des Thomas Kyd, eines Zeitgenossen Shakespeares. Von all diesen Stücken sind außer der „Thyest“=Übersetzung nur „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“ äußerlich und innerlich vollendet und auch vom Dichter selbst herausgegeben worden; „Eginhard“ („Schilbeis“) und „Tamlan und Jannet“ („Das Ständchen“) wurden teilweise, die Bruchstücke „Normännischer Brauch“ und „Konradin“ vollständig in spätern Ausgaben der „Gedichte“ mitgeteilt. Auch „Benno“ und „Der Bär“ („Die Bärenritter“) sind äußerlich abgeschlossen, aber ganz gewiß nicht endgültig. An letzterm hat Justinus Kerner mitgearbeitet, wie er auch für die „Serenade“ einiges beisteuerte und den „Eginhard“ unmittelbar veranlaßte.

¹ „Uhland als Dramatiker mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt“, Stuttgart 1877.

Man erkennt, wie sich Uhlands dramatische Poesie, ausgehend von gründlicher Lektüre altklassischer Schriftwerke, allmählich ins Sagenreich der germanischen Vorzeit und in die Ritterwelt des Mittelalters verliert, um sich dann endlich vor allem auf dem Gebiete der heimischen Geschichte in patriotischer Begeisterung zu bewegen.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die dramatischen Fragmente und Entwürfe Uhlands macht es klar, daß jedes Urteil über den Dramatiker Uhland, das sich nur auf den „Herzog Ernst“ und „Ludwig den Baiern“ stützt, unzulänglich sein muß. Die Kritiker, die ein solches Urteil zu fällen versuchten, beachteten aber in der That meist nur jene zwei, und infolgedessen wurde über dem Dramatiker Uhland mit geradezu erstaunlicher Einmütigkeit fast allgemein der Stab gebrochen. Selbst der feinsinnige Friedrich Vischer, ein genauer Kenner seines Landmannes, spricht sich in seinen „Kritischen Gängen“¹ wie folgt aus: „Uhland vermag diese Versetzungsfähigkeit [in andere Charaktere] nicht so weit auseinander zu legen, als das Drama fordert. Man bedenke nur das eine: der Dramatiker muß vermögen, auch dem Zerrissenen, dem Schlechten, dem Frivolen Gründe zu leihen. . . . Sie sollen nicht verkannt werden, diese hohen Bilder der Treue, . . . aber es fehlt ihnen die dramatische Dialektik.“ Mit vollem Recht sagt dagegen Vorberger²: „Es wiederholt sich hier dieselbe Erfahrung, die man auch schon bei Lessing und Schiller hat machen können, daß man von einem großen Dramatiker nur wenig kennt, wenn man nur seine fertigen Stücke kennt; es kommen so viele Umstände zusammen, die die Ausführung eines dramatischen Planes hindern, daß notwendigerweise die wirklich vollendeten Dramen nur einen kleinen Bruchteil der von einem großen Dichter ausgedachten Pläne bilden müssen.“ Fast übertrieben günstig sogar ist die Anschauung eines Stimmführers des anbrechenden Jungdeutschthums, Ludolf Wienbargs, wenn er in seinem Werke „Die Dramatiker der Jetztzeit“³ sagt: „Man ahnt nicht, daß er ihnen seine Jugendkraft geschenkt und daß man, wenn man gerecht sein will und sein Urteil nicht bloß durch die Vollendung der Form leiten läßt, in ihnen den treuen, starken, unverfälschten, keck und sinnig gestaltenden Dichter für ebenso einzig und eigentümlich auf dem dramatischen Gebiete anerkennen muß, wie auf dem lyrischen“, und gar⁴: „Uhland, der gefeierte Balladendichter, ist nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der unbe-

¹ Neue Folge, Bd. IV, S. 146 f.

² „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. VII, S. 217.

³ 1838, erstes Heft, S. 12.

⁴ Ebenba, S. 18.

kannte oder kühl und schüde beseitigte Dramendichter! . . . Uhland war von Geburt Dramatiker und hätte sich ohne Zweifel zum bedeutendsten aufgearbeitet, wäre ihm die gebührende Anerkennung zu teil geworden. Ohne seine Dramen kann man ihn nicht messen; und hat man dieses Maß, so weiß man, was an ihm verloren gegangen.“

Unsre Auswahl enthält die hervorragendsten dramatischen Fragmente Uhlands, soweit sie nicht zu abgerissen oder schattenhafte Entwürfe sind. Für „Franceska da Rimini“, den ersten geschichtlichen Stoff¹, der den Dichter beschäftigte und ihm von Sackendorff in einem Briefe vom 25. Januar 1807 empfohlen worden war, gibt er selbst als Quelle an: „Eine der berühmtesten Stellen der ‚Comedia divina‘ (Vgl. A. W. Schlegels Übersetzung dieser Stelle: ‚Soren‘, 1795, 3. St., S. 40 ff., Bouterwek, ‚Geschichte der Poesie und Beredsamkeit‘, 1. Bd., S. 125).“ Nach Beendigung eines vollständigen Entwurfs begann am 25. Mai 1807 die Ausarbeitung, die aber am 28. Juli abgebrochen wurde; noch am 6. Februar 1810 schreibt der Dichter an Karl Mayer: „Zu größerem, z. B. der ‚Franceska‘, fehlt mir Muße, innere Ruhe, Lebensanregung; ich kann alles nur fragmentarisch treiben.“ — Am 10. Juni 1809 meldet Uhland an Justinus Kerner, der im April nach der von Leopold Richter herausgegebenen „Riesengeschichte oder Kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhardt aus Böhmen, wie er des Kaisers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen u. s. w.“² zwei Schattenspiele entworfen hatte, von einer dramatischen Skizze „König Eginhard“, „die aber vielleicht immer Skizze bleibt“. Uhland hatte bereits im April Kerners Dichtung sein übermütiges „Nachspiel zum König Eginhard“ angehängt und am 5. und 6. Mai einen Auszug aus jenem Richterschen Volksbuch angefertigt. Zum letzten Male erwähnt wird der „Eginhard“ in einem Briefe Uhlands an Karl Mayer vom 6. Februar 1810, wo er die Dramatisierung „ausgeführt“ nennt. — Zuerst am 18. April 1809 erscheint bei Uhland das ausgelassene Singspiel „Der Bär“ oder „Die Bärenritter“, mit Kerner verfaßt: das burleske Element soll von letzterm, der Text der Arien von Uhland stammen.³ Am 22. Februar 1810 schreibt Uhland an den Freund: „Der Bär‘ mag . . . alle möglichen Gebrechen

¹ Vgl. Fränkel, Herrigs „Archiv“, Bd. LXXX, S. 34; S. M. Prem, „Martin Greif“ (1892), S. 98 f.

² Zu diesem Stoff vgl. Fränkel, „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“, neue Folge, Bd. III, S. 202.

³ Das Material zur Feststellung der Verfasserschaft am vollständigsten bei Bogberger, „Archiv für Litteraturgeschichte“, Bd. VII, S. 221–223. Der Besitzer der Originalhandschrift, Hofrat Dr. med. Theobald Kerner in Weinsberg, J.

haben, einzelnes darin ist nach meiner Überzeugung doch gut: die Duette ‚Ja wir hörten stets ein Brüllen‘ u. s. w. [S. 229], ‚Als ich noch ein Knabe war‘ u. s. w. [S. 238], die Verwandlung Manuels [S. 248 u. 257].“ Die von Uhlands früh verstorbenem Freunde Fritz Knapp¹ komponierte Posse ward im Sommer 1813 der Stuttgarter Hofbühne eingereicht, aber von dem Zensor, Friedrich von Matthisson, „zu gemein“ befunden. Die Quelle der originellen Fabel ist unbekannt, die Verkleidung als Bär vielleicht eine Ableitung von G. B. della Porta's „La Chiappinaria“ (Rom 1609) oder erfunden in Anlehnung an die in der Hirtenpoesie häufige Verkleidung Verliebter in Wolfsgewändern. — „Tamlan und Jannet“ entstand aus einer von Gonz übersehten altschottischen Ballade, „The young Tamlan“; das Original dieser Ballade lernte der Dichter erst später kennen.² — „Benno“, 1809 in zwei Tagen zu Papier gebracht, ist das einzige Stück, das Uhland in Prosa verfaßt hat, „eine Art Trauerspiel, nur ungefähr so groß als in gewöhnlichen Dramen ein Akt und ziemlich grell“³, wohl die älteste neudeutsche „Schicksalstragödie“ und im Stoffe selbständig. — „Normännischer Brauch“ erwuchs 1814/15 aus Uhlands Bekanntschaft mit den altfranzösischen Fabliaux⁴, doch ist das Thema frei erfunden. — Der Entwurf zu „Konradin“ datiert von 1816⁵, die Ausföhrung aber begann erst Anfang Dezember 1819. Noch 1854 spricht sich Uhland dahin aus, er wisse, da er sich selbst „an einem ‚Konradin‘ versucht habe, . . . aus Erfahrung, daß dieser geschichtliche Gegenstand für das Drama günstiger zu sein scheint, als er es wirklich ist“. Die Unterlage bildete wohl, einem Briefe an Kerner vom 1. Juli 1818 zufolge, die „Anleitung zur deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie“ von Simon Friedrich Hahn (1721—42).

Kerner's Sohn und Uhlands Pate, nennt („Ludwig Uhland im Kerner-Hause“, „Die Gartenlaube“ 1887, S. 280 a) das Stück „eine flüchtige Jugendarbeit von Uhland und Kerner, welchen das Zusammenbüchten viele Freude machte“, und bezeichnet die Arie „Wann die Trommeln wirbeln“ (s. unten, S. 236) als Kalle's (s. S. 381, Anm. 1) und Kerner's „Graf Albert's“ „fast ganz“ als Uhlands Arbeit.

¹ Vgl. Vb. I, S. 55, Anm. 1.

² Vgl. „Schriften“, Vb. IV, S. 264—268.

³ Uhland an Karl Mayer, 6. Februar 1810.

⁴ Vgl. dazu Keller, „Uhland als Dramatiker“, S. 311 f.; Fränkel, Herrigs „Archiv“, Vb. LXXX, S. 62; E. Grisebach, „Die treulose Witwe“ (Wien 1873), S. 80, und „Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltliteratur“ (2. Aufl. 1889), S. 53.

⁵ Uhland an Justinus Kerner, 28. März 1816.



Franceska da Rimini.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Dante.

Guido da Polenta, Herr von Ravenna.

Lanciotto da Rimini }
Paolo da Rimini } Brüder.

Franceska, Guidos Tochter, Lanciottos Gemahlin.

Nicolo, Ritter.

Rosa.

Claros, der Spanier.

Die Scene ist auf einem Schlosse Guidos und in der Gegend.
Angefangen Montag, den 25. Mai 1807.

Plan der Tragödie.

Der Stoff, der dieser Tragödie zu Grunde liegen soll, ist kürzlich dieser: Franceska, Tochter des Guido Novello da Polenta, Herrn der Stadt Ravenna, war mit Lanciotto, Sohn des Herrn von Rimini, einem mächtigen und tapfern Ritter, vermählt. Allein er war lahm und ungestalt; sein Bruder Paolo, schön, edel und von milden Sitten, sah seine Schwägerin oft. Sie lasen einst zusammen in dem Ritterbuche von Lancelot vom See, wie er um die Minne seiner Königin warb, wie er beglückt wurde und Genevra (auch sie war vermählt) ihm den ersten Kuß gab¹. Auch ihr Bündniß schloß ein Kuß, sie lasen fürder nicht zur selben

¹ Lancelot vom See, einer der 12 Ritter von des Britenkönigs Artus Tafelrunde, hatte ein heimliches Liebesverhältniß mit dessen Gattin Genevra oder Genevra. Diesen Stoff behandelte in einem Rittergedicht zuerst Walthar Map französisch, nach ihm um 1194 Ulrich von Hazilhofen deutsch.

Stunde. Ihr Verständniß endigte sich damit, daß Lanciotto einst sie überraschte und beide ermordete.

Dante, der in der Verbannung von seiner Vaterstadt seine letzten Lebensjahre am Hofe Guidos in Frieden und Ehren zubrachte, der vielleicht Francesca selbst gekannt hatte, läßt im fünften Gesang seines Inferno¹ den Schatten der Francesca selbst ihre Geschichte erzählen. Noch in der Verdammnis bleibt sie ihrer Liebe treu und wandelt mit ihrem Paolo unter den Schatten. Eine der berühmtesten Stellen der „Comedia divina“. (Vgl. A. W. Schlegels Übersetzung dieser Stelle. „Horen“ 1795, 3. St., S. 40 ff.² Bouterwek, „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“, 1. Bd.)

Dieser Stoff soll nun in der Tragödie auf die zu erzählende Weise ausgeführt werden.

Was dem Zeitpunkte vorausgeht, wo die Tragödie beginnt, aber natürlich in derselben an passenden Orten eingeschaltet wird besteht in folgendem:

Guido und der Vater Paolos und Lanciotts, zwei alte, Freunde, hatten ihre Kinder zusammen erzogen und schon frühe Paolo, den ältern Bruder, und Francesca füreinander bestimmt. Diese Bestimmung wurde durch frühzeitige Liebe zwischen diesen beiden begünstigt. Wie jedoch Paolo in die Jünglingsjahre tritt, will er sich zuvor durch ritterliche Thaten seiner Geliebten würdig machen. Er zieht nach Spanien auf Abenteuer. Die Nachricht von seinem Tode verbreitet sich, Francesca betrauert ihn tief. Nach Verfluß eines Jahres dringen jedoch die Väter, welche dem Wunsche, sich durch Verwandtschaft zu verbinden, treu geblieben, in sie, sich dem zweiten, Bruder Lanciotto, zu vermählen; sie gibt nach. Aber nicht lange, so kehrt der totgeglaubte Paolo herrlich zurück. Er kömmt gerade den Tag vorher an, ehe Guido zur Feier seines 70. Geburtstages auf einem seiner Landsitze ein Turnier anstellen will. Paolo hat Francesca gesehen, aber nur unter den Umgebungen des Hofes. Der traurige Umstand, daß sie demjenigen, den sie allein liebt, entrisen und seinem Bruder vermählt ist, wird zwar von allen tief gefühlt, aber absichtlich mit Stillschweigen

¹ „Hölle“, der erste Teil der „Divina comedia“.

² A. W. Schlegels „Werte“, III 245 ff

bedeckt. Die Tragödie selbst nun nimmt den festlichen Geburtstag Guidos ein und spielt auf dessen Landsitze und in der Gegend.

Die Charaktere sind nach leichten Umrissen diese:

Franceska, ein Gemüt, dessen Natur Freude und Liebe ist. Ihr Unglück kämpft zwar beständig gegen diese ihre natürlichen Neigungen; allein sie brechen doch immer mitten aus der Trauer bald sanfter, bald heftiger hervor.

Guido. Der Charakter seiner Tochter ist ein Bild des seinigen. Ein heitrer Greis, prachtliebend, der noch seinen 70. Geburtstag durch ein glänzendes Fest feiert.

Paolo, ein herrlicher, glänzender Ritter. Er hat während seiner Ritterzüge das Bild seiner Dame stets im Herzen getragen. Auch jetzt, da Franceska ihm entrissen ist, kann er sie nach dem Geiste des Rittertums als seine Dame betrachten, ohne Ansprüche auf sie zu machen. Das Rittertum soll in ihm in seiner ganzen idealischen Blüte erscheinen.

Claros, Paolos Knappe, ein Spanier, spricht und handelt im Geiste seines Herrn, nur daß in ihm die Chevalerie mehr phantastisch und beinahe barock erscheint.

Lanciotto, ein düsterer, schwermütiger Charakter; er trägt zwar innerlich ein tiefe Blut der Liebe, aber zugleich herrscht in ihm ein abstoßendes Prinzip, das ihn verhindert, sich dem geliebten Gegenstand zu nahen und sich innig mit ihm zu verknüpfen. Das gleiche setzt er an andern voraus. So sieht er allen Dingen nur die dunkle Seite ab, die Welt ist ihm in einem beständigen Zugrundegehen. Er liebt Franceska und haßt sie zugleich; resignierend oder vielmehr verloren gebend und doch eifersüchtig. Daß er, der Erzählung nach, lahm und ungestalt ist, fällt hier weg.

Nicolo, einer der ehemaligen Gespielen Franceskas und der Brüder, gleichfalls in Franceska verliebt. Sein Reid gegen Paolo sticht mit der großen Eifersucht Lanciotts mächtig ab.

Dante, ahnungsvoll, Astrolog, die Begebenheiten poetisch ins Gemüt auffassend.

Erster Akt.

Erste Szene.

Piniengang. Im Hintergrund eine Kapelle. Frühmorgens. Dante kommt von der Kapelle her aus der Messe. Er macht den

Prolog durch Ahnung eines Unglücks unter dem heitern Schein des Frühlings und des Festes. Er geht ab. Francesca und Rosa, ihre Freundin, kommen gleichfalls aus der Kapelle. Francesca spricht, wie der Aufenthalt auf dem väterlichen Schlosse, wo sie ihre Kinderjahre hingebracht, ihre Seele mit Heiterkeit erfüllt. Bald aber wird sie düster, indem sie auf Paolo und ihre zwar friedliche, aber unglückliche Ehe mit Lanciotto zu reden kommt. Rosa sucht sie zu trösten, besonders mit Hinweisung auf die Freuden des ritterlichen Festes, als dessen Königin Francesca erscheinen soll, was auch seine Wirkung nicht ganz verfehlt, besonders als nun Claros hinzukommt und mit einer abenteuerlichen Anrede Francesca einen Handschuh übergibt, den sie in der Kirche zurückgelassen und den Paolo gefunden. Zugleich aber läßt sich der Ritter diesen Handschuh zurückerbitten, als Pfand, daß er im Turnier sie als seine Dame betrachten und zu ihrer Ehre streiten dürfe. Sie gibt den Handschuh zurück. Claros ab. Francesca ist erheitert, sie will sich heute ganz der Freude hingeben. Sie geht ab mit Rosa.

Zweite Szene.

Paolos Zimmer. Er bezeugt seine Freude über den erhaltenen Handschuh. Claros wappnet ihn zum Turnier. Es ist von Paolos Ritterzügen die Rede, und wie treulich er stets seine Dame im Herzen getragen. Er ist erfreut, Francesca, die ihm entrissen ist, doch heute, auch nach der strengsten Sitte, als seine Dame betrachten zu dürfen. Man hört Trommetenschall. Paolo ist gewappnet und geht voll ritterlicher Kampflust ab.

Vielleicht wird dieser erste Akt noch dahin erweitert, daß auch Guido und Lanciotto darin auftreten.

Zweiter Akt.

Ein großer Saal.

Nicolo erscheint, von einem Knechte geführt. Er ist soeben von Paolo im Turnier vom Pferde gestochen worden und hat sich dabei den Fuß verletzt. Er ist äußerst beschämt. Er hatte sich heute vor Francesca als einen recht gewaltigen Ritter erweisen und ihr zeigen wollen, wieviel sie verliere, daß sie ihn nicht als ihren Anbeter anerkenne. Sein schmachlicher Fall hat ihm seine Pläne zu nicht

gemacht. Er ist voll Rache gegen Paolo und will bemerkt haben, daß Franceska diesem günstig sei. Lanciotto tritt auf, gleichfalls von Paolo besiegt. Er erzählt, daß seine Lanze auf Paolos Brust zersplittert und er dadurch aus dem Sattel gekommen. Er wundert sich, daß dieser Stoß dem Paolo nicht geschadet. Übrigens ist er nicht über Paolo erbost, sondern sieht es als eine natürliche Folge seines ihn überall verfolgenden Unsterns an, daß er besiegt worden. Nicolo sucht in ihm Argwohn und Eifersucht wegen Paolos und Franceskas zu erregen. Lanciott gesteht, daß er freilich nicht glauben könne, daß eine Seele ihn liebe, jedoch vertraue er auf seiner Gattin und seines Bruders Tugend.

Man hört Musik. Das Turnier ist aus. Ein feierlicher Zug von Rittern und Damen erscheint. Die Troubadours singen Chöre. Die Kampfrichter erkennen dem Paolo den Preis zu, der in einem goldnen Kranz aus Franceskas Händen besteht. Paolo kniet vor ihr nieder, sie setzt ihm den Kranz auf. Im nämlichen Augenblick aber sinkt er in Unmacht, eine Folge des durch Lanciott erhaltenen Stoßes. Franceska hält den Entgeisterten in den Armen, man eilt zu Hülfe, er erholt sich und wird abgeführt. Auch Franceska, die bei dieser Szene ihre Leidenschaft für Paolo nicht ganz verhehlen konnte, und andre gehen ab. Lanciotto äußert, daß er, dessen Lanze diesen Unfall verursacht, bestimmt scheine, überall das Unglück mit sich zu bringen. Er wolle sich jetzt ins nahe Gebirg auf die Jagd begeben, um die Lust des Festes nicht noch weiter zu stören. Er zeigt bereits Spuren von Eifersucht, die er jedoch sich selbst nicht gestehen will. Nicolo sagt in der Stille hämisch, daß er indes Wache halten wolle. Dante beschließt diesen ersten Teil des Gedichts dadurch, daß er zu erkennen gibt, was hier im Spiel und gleichsam nur im Bilde dargestellt worden, dürfte nun im Ernst und in der Wirklichkeit erfolgen.

Dritter Akt.

Erste Szene.

Nachmittag. Garten.

Die Gäste haben sich an verschiedene Plätze des Schlosses und des Gartens zerstreut. Franceska und Rosa sitzen in einer einsamen Schattenpartie. Paolo kommt, in einem Buche lesend. Er

erschrickt, als er Francesca gewahrt, mit der er hier zum erstenmal allein ist; denn vor Rosa hat sie kein Geheimnis. Auch Francesca ist verwirrt. Es zeigen sich gegenseitige Merkmale ihrer noch immer glühenden Liebe. Rosa will die Verwirrung dadurch heben, daß sie Paolo bittet, aus seinem Buche vorzulesen. Er thut es; aber es ist gerade die Stelle, wo Ritter Lancelot vom See und die Königin Genedra in einer ähnlichen Lage beisammen sind und sich den ersten Kuß geben. Paolo liest mit steigendem Affekt; ihre Blut wird durch das Lesen angefaßt, statt gemildert. Paolo hält sich nimmer, er stürzt zu Franceskas Füßen und versichert sie seiner nie erlöschenden Liebe. Ein Kuß. Francesca erschrickt jetzt über sich selbst, sie eilt mit Rosa ab. Paolo entfernt sich gleichfalls auf einer andern Seite.

Zweite Szene.

Paolos Zimmer.

Claros singt zur Guitarre. Paolo erscheint voll Entzückens, daß Francesca ihn noch liebe, aber auch mit einiger Furcht, sie beleidigt zu haben. Er will ihr entsagen, aber seine Liebe gibt ihm ein, daß er so nicht von ihr auf ewig scheiden könne, ohne ihr ein Lebewohl gesagt zu haben. Er schreibt an sie, da er auf ewig von ihr scheiden müsse, was die Pflicht gegen seinen Bruder erfordere, da er gesonnen sei, wieder in die weite Welt zu ziehen; da nun ihr Bild das einzige sei, was er von ihr behalte, so beschwöre er sie, ihn nur heute noch einmal mit ihr sprechen zu lassen, damit er ihr auf ewig lebewohl sage. Claros verspricht, den Brief, worin übrigens keine Namen genannt sind, durch einen unverdächtigen Knaben an Rosa zu senden. Paolo solle sich nur, um allen Verdacht zu vermeiden, in die Pinienallee begeben, wohin ihm der Knabe die Antwort bringen werde.

Es versteht sich, daß dies alles gehörig motiviert würde.

Vierter Akt.

Erste Szene.

Pinienallee, wie am Anfange des Stücks.

Nicolo allein. Er hat bemerkt, daß Francesca und Paolo im Garten beisammen gewesen. Er will dies dem Lanciott berichten,

um diesen zur Rache gegen Paolo anzufeuern und dadurch sich selbst zu rächen. Doch will er sich zuvor noch weiter auf die Spur legen. Es kommen zwei Josen Franceskas, die zum Tanz gehen. Diese will Nicolo ausforschen und bestechen. Sie geben ihm aber kein Gehör, necken ihn mit seinem hinkenden Fuße und eilen ab. Er bemerkt, daß der Glanz des Festes heute den Glanz des Goldes überstrahle. Der Knabe mit dem Briefe kommt; er freut sich, den Ritter mit dem roten Mantel zu finden, dem er den Brief überliefern solle. Es ist Franceskas günstige Antwort auf Paolos Bitte. Nicolo liebt; seine Eitelkeit macht ihn anfangs glauben, der nicht überschriebene Brief sei an ihn gerichtet, Franceska verheißt ihm eine Zusammenkunft. Da jedoch als Ort derselben der Platz im Garten bezeichnet ist, wo schon eine Zusammenkunft stattgefunden habe, so bemerkt er, daß die Eitelkeit über seine Schlaueheit gesiegt habe. Doppelt freut er sich nun aber, einen sichern Weg zur Rache gefunden zu haben. Er gibt den Brief dem Knaben zurück und sagt diesem, daß noch ein Ritter in einem roten Mantel kommen werde, dem er gleichfalls den Brief zu geben habe. Er zieht sich hinter die Bäume zurück. Paolo erscheint, erhält den Brief und geht voll Freude ab.

Zweite Szene.

Wilde Gegend im Gebirge. Lanciott sitzt über einem Waldstrom und hängt seinen schwermütigen Gedanken nach. Es geht ein Liebender vorüber und singt ein munteres Waldlied. Nachher erscheint Nicolo in größter Eile. Er erzählt alles Vorgefallene auf eine hämische Weise und ruft den Lanciott zur Rache auf. Er verschleht seine Absicht nicht. Lanciotto wirft seine Halskette, seinen Ring, seinen Mantel, einst-Hochzeitgeschenke von Franceska, in den Strom. Er will sich ganz von ihr losreißen und fühlt sich dennoch wider seinen Willen an sie gebannt. Er rafft sich auf, als ob er einen plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, wirft Nicolos roten Mantel um und eilt ab.

Garten wie zu Anfang des dritten Akts. Mondschein. Franceska erscheint allein. Das Magische der Mondnacht hat sie in eine wunderbare Stimmung versetzt. Sie dünkt sich mit ihrer Liebe aus der Welt heraus in einen zaub'rischen Aether gehoben.

Ihre unterdrückte Liebe wird in ihr ganz Meister. Sie behauptet deren Rechte gegen die Gedanken an ihren Gemahl. Sie betrachtet diese Abschiedsstunde als die letzte glückliche ihres Lebens und will sich ihr mit ganzem Entzücken, mit aller ihr angeborenen Liebe und Freude weihen. Während sie sich so in die feurigsten Ausdrücke der Liebe ergießt, erscheint ein Ritter, in einen roten Mantel gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Sie vermeint, es sei Paolo, breitet die Arme aus, er stürzt auf sie zu, sie umarmen sich heftig und lange. Endlich wirft er den Hut ab. Es ist Lanciotto. „Ha! Verruchte!“ sagt er, „so hab’ ich mit meinem eignen Weibe gebuhlt.“ Sie schreit auf. Er hält sie noch immer fest umfassen. Fürchterliche Stille. Francesca ruft zum Himmel um Hülfe in dieser schrecklichen Einsamkeit, wo sie mitten im Paradiese von einer Schlange umkettet sei. Pause. Sie ruft nach ihrer verstorbenen Mutter. Sie ruft Paolo. Hier fährt Lanciott auf. „Ha! soll ich mich nicht von dir losreißen können? Ich will frei sein.“ Er sticht ihr den Dolch in die Brust. Jetzt kommt gerade Paolo hinzu, er sieht seine Geliebte, die auf eine Rasenbank sinkt. Er zieht das Schwert und sichtet mit Lanciotto. Paolo wird verwundet und sinkt. Lanciott eilt, wie von Furien gejagt, ab, nachdem er Verwünschungen gegen Nicolo ausgestoßen („Du aber zisch’ als Schlange mir ums Haupt!“), der indes auch hervorgehlichen und ihm folgt. Paolo erholt sich etwas, fühlt aber, daß seine Wunde tödlich. Er naht sich der toten Francesca und sinkt vor ihr auf die Kniee. Er nennt sich ihren treuen Ritter, der um ihretwillen den Tod erlitten. Er zieht den Handschuh hervor, den sie ihm am Morgen geschickt. Er bemerkt, wie seine Unmacht am Morgen das Vorspiel seines Todes gewesen. Er freut sich, von ihr bald mit einem himmlischen Kranze, als ihr redlicher Kämpfer, geschmückt zu werden. Er stirbt. Indessen erhebt sich eine sanfte Musik hinter der Szene. Guido, der Francesca bei den festlichen Tänzen vermißt und gedacht hatte, daß sie, wie sie öfters pflegte, sich in den Garten gemacht, um ihren Schwärmereien nachzuhängen, hat die Gesellschaft aufgefordert, in verschiedene Partien geteilt, seine Tochter aufzusuchen und sie gleichsam mit Musik zu umgarnen. Rosa erscheint zuerst, um

ihre Gebieterin zu warnen. Ihr Schrecken. Nach und nach langen von verschiedenen Seiten mehrere Personen an, theils Instrumente spielend, theils singend, jedoch verabredetermaßen immer in derselben sanften Melodie. Sowie sie aber die beiden Toten erblicken, halten sie erstarrt inne, werden jedoch durch die Neuankommenden in der Musik ersetzt. Zuletzt kommt Guido mit Dante und einigen ältern Rittern. Die Musik hat aufgehört. Guidos Schrecken und Trauer. Sein Leben war bis dahin glücklich, die Freude war in den kräftigen Jahren seine stete Begleiterin, und nun, an seinem siebenzigsten Geburtstag, an der Schwelle des hohen Alters, verläßt sie ihn, überläßt ihn dem mächtigsten Grame. Claros kommt und erzählt, daß ihm Lanciott mit dem blutigen Schwerte begegnet. Dante beschließt das Stück.

(Piniengang. Im Hintergrund eine Kapelle.)

Dante (kommt von der Kapelle her)

Der schönste Frühlingstag seit jenem, traun!
 Da Beatrice mir zuerst erschien,
 Am Maifest, in der Kindheit Blumenschmuck,
 Doch schon bekränzt fürs Fest der Ewigkeit.
 Eine Himmelsblume quoll an selbem Tag,
 Die Blume meiner Liebe, glänzend auf.¹
 Heut' aber ist's, als ob in Frühlingspracht
 Ein ernsterer Gedanke Gottes läge,
 Gerade wie des Sängers Seele blüht,
 Wann sie gebären will ein traurig Lied.
 Die Sterne stunden böser Deutung voll;
 Da kam die Sonn', und mit dem Strahlenkleid
 Verhüllte blendend sie das Firmament.
 Nun mag kein sterblich Auge mehr erpähn,
 Was unterm Glanze wirkt das Gestirn.
 Noch immer reiten Gäste prachtvoll ein,
 Die Feier Guidos zu verherrlichen.
 Doch wehe, daß nicht mit der frohen Schar

¹ Vgl. zu dieser ganzen Stelle Nr. 5 („Dante“) von Uhlands „Sängerliebe“ (Ab. I, S. 182 ff. nebst Anmerkungen).

Das dunkle Schicksal zieh' in dieses Thor!
 Das dunkle Schicksal kommt zu Festen oft,
 Es will nicht minder groß und feierlich
 Erscheinen als das goldne Glück, sein Bruder.
 Wann sich versammelt hat ein ganz Geschlecht,
 Wann jeder Geist dem Großen offen steht,
 Dann streckt es aus den Wolken seine Hand
 Wie bei Belsazers letztem Königsmahl
 Und schreibt sein furchtbar Machtwort an die Wand¹. (25.)

Franceska und Rosa kommen aus der Kapelle.

Franceska.

Fürwahr, indes wir in der Messe weilten,
 Sind viele neue Blumen aufgeblüht.

Rosa.

Wie freut es mich, daß du so heiter scheinst!
 Ein zartes Rot erglüht in deinen Wangen.

Franceska.

Vielleicht der Morgenschein. Doch, Traute, ja,
 Ich fühle dieses Ortes sanfte Macht.
 Seit ich das väterliche Schloß betrat,
 Umweht mich eine heitre, leichte Luft,
 In der mein Geist die Flügel wieder hebt.
 Der Kindheit Bilder spielen um mich her;
 Wie wagt' ich es, in ihren frohen Kreis
 Zu treten mit des Kammers dunkelm Blick?
 Mir ist, als hüpf' aus jenem Rosenbusch
 Ein lächelnd Mädchen, das Franceska hieße,
 Und faßte traulich fragend meine Hand:
 „Weißt du noch, wo die schönen Blumen stehn,
 Und wo die bunten Schmetterlinge fliegen?“
 Nein, Rosa, nein, sie sind verblüht, entflattert,
 In Thränen löst das holde Bild sich auf.

Rosa.

Was kommt dich an? O scheuche nicht die Freude,
 Die kaum mit sanftem Gruße dir genah!

Franceska.

Wann ich erwach' aus süßem Morgenschlummer,
 Wann neue Lebenskraft auch mich erfrischt,

¹ Das bekannte „Mene Mene Tekel Upharsin“ im Buche Daniel.

Dann schleicht oft der Freude Genius
 Sich leisen Trittes in mein offnes Herz
 Und will den alten Liebesbund erneu'n.
 Doch bald erwacht der düstre Kummer, eifersüchtig,
 Und eilend muß der holde Gast entfliehn.
 Ich fühl' es wohl: zu Lieb' und Freude ward
 Auch ich geboren, Freude heißt der Stern,
 Der über meinem Elternhause steht.
 Mein Vater, der an diesem schönen Tag
 Des siebenzigsten Jahres Schwelle betritt,
 Ihm blickt die Lust noch aus dem hellen Aug',
 Er lud auch heute zu des Festes Pracht
 Sich eine frohe, jugendliche Schar,
 Daß ihm als Traum die eigne Jugend lehre.
 Auch mich gebar ein klarer Maientag,
 Das Lied der Lerchen weckte mich ins Leben,
 Ich schlug das Auge mit den Blumen auf,
 Und Frühlingslüfte spielten um mich her.
 Du möchtest wohl mein erstes Unheil nennen,
 Daß frühe mir die treue Mutter schied;
 Doch fügt' auch dies mein guter Engel so,
 Er hat der Trennung Schmerzen mir erspart;
 Ich konnte spielen um der Mutter Sarg,
 Mit ihrem Totenkranz mich lächelnd schmücken.
 Es ist nicht schmerzliche Erinnerung,
 Mit der ich ihr gedenke; hoffnungstrahlend
 Erscheint sie mir, und aus den lichten Höh'n,
 Die andern fremd sind und von Bildern leer,
 Blickt mir ein freundlich Mutterauge nieder,
 In Mutterarmen einst erwach' ich wieder.

Rosa.

O traue ganz dem freundlichen Beruf!
 Es wird dein guter Geist dich nicht verlassen,
 Wenn du nicht selbst ihn düster von dir treibst.

Franceska.

Mein guter Vater suchte treulich mir
 Die süße Mutterliebe zu ersetzen.
 Er lauschte jeden leisen Wunsch mir ab,
 Und daß er ganz in Lieb' und Lust mich hüllte,

Berief er um mich einen Kreis von holden
 Gespielen, und mir kam, wohin ich sah,
 Ein frohes Aug', ein trauter Arm entgegen.
 Du, Teure, deine Schwestern, Nicolo,
 Lanciotto, damals düster schon, doch mild,
 Und all' die andern, die wir da zusammen
 Wie Schmetterling' um einen Blumenstrauch
 Der friichen Jugend spielten.

Rosa.

Warum nennst du nicht
 Auch Paolo, der dir so teuer war?

Fraucesta.

Den Namen sprichst du, den ich sorgsam mied,
 Den Namen, reich an Wonne wie an Pein.
 Darf ich ihn nennen? O, ich darf es doch.
 Ich denk' an ihn nicht bloß zu meiner Lust,
 Ich denke nicht der sel'gen Tage nur,
 Da wir, von beider Vätern uns bestimmt,
 In freier Lieb' erwachsen und die Welt,
 Die sich vor unfrem jugendlichen Blick
 Aufrollte, treulich miteinander teilten,
 So daß die Welt nun keine Welt mehr ist
 Dem einen ohne das andre. Weh', es folgt
 Die Strafe schon, wenn jenes Sünde war zu denken.
 Wie eine gold'ne Morgenwolke steigt
 Mir der Gedank' an Paolo herauf,
 Sie wächst, sie dunkelt, hüllt das Firmament
 In dumpfe Nacht, es langen furchtbare
 Gestalten nach mir aus; der Bote kommt,
 Er spricht vom Tode Paolos, ich sinke,
 Erstarrte, bin erstarrt noch, als die Väter
 Dem alten Wunsche treu, sich zu besreunden,
 Zwei fremde Seelen, Lanciott' und mich,
 Zum Altar führen. Plötzlich zuckt ein Schlag
 Durch meine Rechte, Lanciottos Hand
 Hat sie berührt, und meine Linke fährt
 Zum bebenden Herzen. Weh', ich bin erwacht,
 Ich bin an eine kalte Welt gekettet,
 Gerissen aus der warmen Liebesluft

In's Reich der Gräber. Sieh! ein dunkler Stern,
Lanciotto's Auge, stehet über mir
Wie eine Sonnenfinsternis.

Rosa.

Halt' an!

Bist du nicht glücklich? Warum willst du noch
Dein Schicksal dunkler malen, als es ist?
Ich weiß: ihr lebt in stiller Friedsamkeit;
Kein feindlich Wort noch hört' ich zwischen euch.

Franceska.

Guido.

So haben mit der heil'gen Messe wir
Den Tag begonnen dieses Ritterfest's
Und unser Herz zu reiner Lust gestimmt.
Gott füg' es, daß derselbe Tag, der jetzt
Hervortritt aus der Zukunft Morgenduft,
Wenn er versunken in Vergangenheit,
Noch lang' uns in Erinnerung erfreu'!
Euch, edle Ritter, tiefgefühlten Dank,
Daß ihr euch herbemüht im vollen Schmuck,
Zu feiern eines Greises Ehrentag.
Ich trete heut' ins siebenzigste Jahr,
Des Stechens Ritterspiel ist mir versagt,
Das meiner Jugend Stolz und Freude war.
Und auch die Zeit ergreift ein andrer Geist;
Das Rittertum, es sinkt zum Untergang¹;
Beklagen wird es späte Nachwelt noch,
Wie Farbenpracht verlornen Malerkunst.
Doch wenn ich heute vom Balkone schau'
Auf euch, kraftvolle, ritterliche Degen,
Euch, eines besseren Jahrhunderts wert,
Auf eurer Kämpfe freudiges Gewog',
Der Waffen Schimmer und der Büsche Wehn:
Das soll mich laben als ein lichter Blick
In meiner eignen Jugend schöne Zeit
Und in des Rittertumes volle Blüt'.

¹ Das Stück spielt am Anfange des 14. Jahrhunderts

Die Ritter.

Heil dir, du Edler! Langes Leben dir!
Und heute sei dein freudereichster Tag!

Guido.

Dank euch, Geliebte! Doch daß minder euch
Des Greises Eitelkeit zu tadeln scheine,
Der sich zu eigner Ehr' ein Fest bestellt,
So sag' ich vollern Grund zur Freud' euch an.
Ihr sehet Paolo da Rimino hier,
Sohn meines Freundes, meines Eidams Bruder,
Ja meines eignen Herzens teuren Sohn.
Auf Ritterthaten war er ausgezogen,
Verschollen in Hispaniens Maurenkrieg¹,
Durch falsche Botschaft tot uns angesagt;
Nun steht er herrlich auferstanden da,
Mit jeder Rittertugend ausgeschmückt,
Als hätt' er von Roland und Olivier²,
Den Meisterhelden, Waffenwerk erlernt
Und an des Königs Artus Tafelrund³
In Hof- und Minnesitte sich geschult.
Mit ihm zu prüfen eurer Arme Kraft,
Es muß euch andern hohe Freude sein.

Nicolo.

Nicht mannigfachen Grundes bedarf es, Herr,
Dadurch du uns zur Freude wecken willst.
Einfach ist dieses Festes froher Sinn:
Wir feiern, Guido, deinen Ehrentag.

Paolo.

Ihr habt es ausgesprochen, Nicolo,
Was mir zu sagen recht und ziemlich war.

Guido.

Des Sieges Preis, es ist ein goldner Kranz,
An sich gering; doch höher steigt sein Wert,

¹ Wohl freie Erfindung Uhlands, da die Araberherrschaft in Spanien schon seit 1238 auf den äußersten Süben, das Königreich Granada, beschränkt war.

² Die beiden tapfersten der Palabine Kaiser Karls des Großen.

³ Die Vereinigung von zwölf hervorragenden Rittern am Hofe des sagenberühmten Britenkönigs Artus.

Je streit'ger eure Tapferkeit ihn macht.
 Und daß der wack're Sieger solchen Dank
 Recht aus den Händen meiner Lieb' empfäht,
 So soll ihn spenden meiner Tochter Hand.

Die Ritter.

Heil uns! wie holde Festeskönigin!

Guido (zu Paolo).

Ihr habt wohl manchen Ritterdank erkämpft
 Aus weltberühmter Damen blanker¹ Hand,
 Der Königin Ginebra², der Isalde³;
 Doch, denk' ich, könnt' Euch auch ein Kranz erfreun,
 Den Euch die Freundin Eurer Jugend böte.

Paolo.

Fast weckt ihr Siegeshoffnung in mir auf,
 Die doch vor diesen Rittern nicht erlaubt.

Guido (zu Lanciotto).

Auch Euch, Lanciotto, könnt' es wohl erfreun,
 Wenn sich vergang'nes Leben Euch erfrischt,
 Die Gattin wieder Euch als Braut erscheint,
 Um deren Huld Ihr neu zu werben habt.
 Und könnte das die Wolken nicht zerstreun,
 Die Euch ungestlich an der Stirne dräun?

Lanciotto.

Nicht möcht' ich trüben diese Festlichkeit;
 Doch geh' ich zaudernd stets zu solchem Spiel.
 Wenn man sich gegenüber sitzt zu Roß,
 Wenn all' in strengen Stahl gepanzert sind
 Und das Visier der Freunde Antlitz deckt,
 Dann zeigt der Ehrgeiz und die Eifersucht,
 Des Kampfes stolze, wildentbrannte Lust
 Den treuesten Bruder als verhassten Feind
 Und läßt vergessen, daß es Spiel nur sei.
 So endet traurig oft der Freudentag.

¹ Weißer.

² Gemahlin des Artus.

³ Isolde, britische Prinzessin, in der Sage Gemahlin des Königs Marke von Cornwall und Geliebte seines Neffen Tristan.

Paolo.

Mir dünkt es echter Ritter Freundschaftsbund.
 Wenn die feindsel'gen Lanzen sie zersplittert,
 Die eifersücht'gen Schwerter sich zerhaun,
 Dann ziehen sie den Eisenhandschuh ab
 Und reichen sich die wohlgeprüfte Hand.

Guido.

Nehmt, edle Herrn, das Fest in diesem Sinn!
 So wird, was äußerlich als Kampf erscheint,
 Nur enger schlingen eurer Freundschaft Band.
 Und nun beschränk' ich länger nicht die Zeit,
 Die ihr zu eurer Wappnung nötig habt.

(Sie gehen nach verschiedenen Seiten ab.)

Guido.¹

Oa, guten Morgen, vielgeliebtes Kind!
 Wie freut es mich, daß du so heiter scheinst,
 Ein zartes Rot auf deinen Wangen blüht!

Franceska.

Vielleicht der Morgenschein. Doch nein; verzeiht!
 Wie sollt' ich, Vater, an so heil'gem Tag
 Vor Euch erscheinen mit des Kummers Blick?
 Wohl denk' ich noch, wie ich ein fröhlich Kind
 Aus jenen Büschen Euch entgegensprang,
 Mit frischen Blumentränzen Euch umwand.
 Auch heute nah' ich, mit dem Kranze nicht,
 Der hell und duftend sich den Sinnen zeigt;
 Des Herzens heil'ge Blume bring' ich heut',
 Gebete, glühend, Wünsche, knospenreich.

Guido.

Wilt du mir öffnen so dein frommes Herz,
 So zeig' nicht bloß die Freudeblüten mir!
 Laß mich des Kummers tiefe Wurzeln schaun,
 Die du mir kindlich schonend sonst verhehlst!

¹ Die erste Hälfte dieses Gespräches zwischen Vater und Tochter stimmt im ganzen mit dem Anfang des Gespräches zwischen Franceska und Rosa (s. oben S 180) überein.

Vielleicht ist, dich zu heilen, mir vergönnt.
 Denn nicht in Leid begann die Jugend dir,
 Und nicht von einem fluchbelad'nen Stamm
 Bist du entsprossen; Freude heißt der Stern,
 Der über deinem Elternhause steht.
 Dein Vater, der an diesem schönen Tag
 Des siebenzigsten Jahres Schwell' betritt,
 Ihm ist das Herz noch lange nicht gewelkt.
 Er lud auch heute zu des Festes Lust
 Sich eine frohe, jugendliche Schar,
 Daß ihm als Traum die eigne Jugend fehr'.

Franceska.

Wohl fühl' ich es: zu Lieb' und Freude ward
 Auch ich bestimmt von freundlichem Geschick.
 Auch mich gebar ein klarer Maientag,
 Das Lied der Lerchen weckte mich ins Leben,
 Ich schlug das Auge mit den Blumen auf,
 Und Frühlingklüfte spielten gleich mit mir.

Guido.

Du möchtest wohl dein erstes Unheil nennen,
 Daß frühe dir die treue Mutter schied.
 Doch fehlt' auch hier dein guter Engel nicht,
 Er hat den Schmerz der Trennung dir erspart.

Franceska.

Ja, spielen konnt' ich um der Mutter Sarg,
 Mit ihrem Totenkranz mich lächelnd schmücken.
 Es ist nicht schmerzliche Erinnerung,
 Mit der ich ihr gedente; Hoffnung strahlend
 Erscheint sie mir, und aus den lichten Höh'n,
 Die andern fremd sind und von Bildern leer,
 Blickt mir ein freundlich Mutterauge nieder.
 In Mutterarmen einst erwach' ich wieder.

Guido.

Wo such' ich nun des Kammers ersten Keim?
 Hab' ich versäumt, die Jugend dir zu schmücken?

Franceska.

Nein, bester Vater! Treulich suchtet Ihr
 Mir süße Mutter Sorge zu ersetzen.

Und daß Ihr ganz in Lieb' und Lust mich hülltet,
 Verieft Ihr um mich einen Kreis von holden
 Gespielen, und mir kam, wohin ich sah,
 Ein frohes Aug', ein trauter Arm entgegen.

Guido.

Und als du standest in der Jugend Glanz,
 Ital'schen Adels viel umworb'ner Preis,
 Hab' ich den Gatten schlimm dir auserwählt?
 Lanciotto, meines liebsten Freundes Sohn,
 Der sterbend seine Söhne mir empfahlen,
 Lanciotto, brüderlich mit dir erwachsen,
 Von tadellosen Sitten, ehrenfest,
 Ein sich'rer Arm in ungewisser Zeit,
 Erstling des Hauses, Erbe reicher Leh'n
 Und hochgestellt durch selbsterstieg'ne Macht . . .

Franceska.

Lanciotto, nicht bloß mächtig, reich, geehrt,
 Nicht tapfer bloß und fest und tugendreich,
 Nein, auch von tiefer Liebe still durchglüht,
 Von Auge düster, doch von Sitten mild,
 Aufmerksam und zu jedem Opfer willig,
 Wohl würdig, daß der Gattin Sorgsamkeit
 Liebreich erheit're seines Geistes Ernst.

Guido.

Ob dieser Ernst und jene Dusterheit
 Nicht auch auf deine Seele Schatten warf?

Franceska.

Es schlummern, dünket mir, in jeder Brust
 Tiefe Gedanken und geheime Schmerzen.
 Einfache Ruh', in der wir lang' gelebt,
 Des stillen Aufenthaltes Einsamkeit
 Hat auch in mir so manches aufgeweckt.
 Doch kaum betret' ich wieder dieses Schloß,
 So reich an heiterer Erinnerung
 Und so belebt durch rege Gegenwart,
 Als sich mir plötzlich alte Lust erneut.
 Ja, ich gestehe: dies erfreut mich schon,

Einherzugehn im lang' entwohnten Schmuck,
 Und nicht geringe Lust verheißt es mir,
 Das Ritterspiel zu schauen vom Gerüst
 In eitler Frauen bunter, heller Reih'.

Guido.

Sprichst du von Herzen dies, Geliebteste,
 Heil mir und dir und Segen diesem Tag!
 Komm, schöne, hohe Festeskönigin,
 Der Frauen Krone, deines Vaters Stolz!
 Schon wogt und rauscht es nach den Schranken hin,
 Die Roffe wiehern, die Trommette schallt,
 Und manches Auge hebt sich zum Balkon,
 Ob du erscheinest mit dem goldnen Kranz.

Claro.

Nur mit gesenktem Knie erkühn' ich mich,
 Zu hemmen, schönste Herrin, Euren Schritt.

Franceska.

Ihr scheint ein höflicher, geschickter Bot'.
 Erhebt Euch! Tragt uns Eure Botschaft vor!

Claro.

Ich bin der Diener eines edeln Herrn,
 An dem ein großes Wunder heut' geschah.

Guido.

Wer ist der Herr?

Franceska.

Und welches ist das Wunder?

Claro.

Mein Herr ist Ritter Paolo da Rimini.



König Eginhard.

Personen.

Otto, Römischer Kaiser.	Edart, Burgvogt zu Schilbeis.
Adelheit, seine Tochter.	Paul, ein Einsiedler.
Eginhard, Herzog von Böhmen.	Bürgermeister und Rat von Prag.
Dietwald, ein alter Ritter.	Abtissin.
Strato } Gerold }	Zwei Nonnen.
	Hauptleute. Hofdiener. Knechte.

(Zimmer in der Burg zu Prag.)

Eginhard¹. Dietwald.

Dietwald.

Ihr nahmet früh den herzoglichen Sitz
Der Väter ein; wie schlägt's Euch zu², mein Fürst?

Eginhard.

Gar schlecht. Der Sattel ist der einzige Sitz,
Der mir behagt; der trug in freier Welt
Mich um, doch dieser herzogliche Thron
Bleibt ewig unter seinem engen, düstern
Samthimmel festgebant. Ich kann mich hier
Nicht rühren; will ich essen, schneidet mir
Der Truchseß jeden Bissen; will ich trinken,
Mir hält der Schenk wie einem Kind den Becher;

¹ Sagenhafter König oder Herzog von Böhmen, der Kaiser Ottos I. Tochter aus dem Kloster geraubt haben soll; nicht zu verwechseln mit Karls des Großen gleichnamigen Geheimrathreiber, der dessen Tochter Emma entführt haben sollte.

² Behagt's Euch.

Will ich zu Pferde, hebt man mich hinauf;
 Such' ich im Jagen mir ein reger Leben,
 Sie treiben gleich das Wild mir vor den Wurf;
 Will ich gar denken, kommen meine Räte
 Gesprungen und ertränken die Gedanken
 Mir im Entstehen gleich mit gutem Rat.
 Im Ritterleben wahrlich war es anders.
 Ein Labetrunk, von schöner Hand kredenzt,
 Der kostete sauren Schweiß im Lanzenbrechen.

Dietwald.

Ja, draußen in der frischen Luft vergaß ich
 Mein vorgerücktes Alter ganz, ich drückte
 Die Sturmhaub' über dieses graue Haar.
 In meiner blanken Rüstung spiegelte
 Der Frühling sich, den jugendlichen Schwung
 Des Rosses nahm ich für mein' eigne Kraft.

Eginhard.

Wer stets zu Rosse jäß', er stürbe nicht,
 Er führ' am End' in Flammen himmelan.

Dietwald.

Nun hier die dumpfe Hofluft macht die Locken
 Mir grau, die Augen matt, die Sennen¹ schlaff.
 Vom Stoß bin ich geworfen, abgezogen
 Sind mir die Waffen, und ich stehe da,
 Verdorrend, wie ein abgeschälter Baum.

Eginhard.

So darf's nicht bleiben, Freund! Ich bin noch nicht
 Geschieden von der edeln Ritterschaft;
 Die Dame meines Herzens stehet ja
 Noch mitten in der Welt der Abenteuer.
 Ich muß zurück, ich hole sie heraus.

Dietwald.

Befragt doch Eure Räte! Freier sollt Ihr
 Aussenden, die an irgend einem Hof
 In bester Form anhalten um die Braut.

¹ Sehnen.

Eginhard.

Gedenkst du des Turniers zu Regenspurg?
Der Baiernherzog¹ gab's.

Dietwald.

O ja; wie saßen²
Die schönen Damen rings auf dem Gerüst!

Eginhard.

Die andern waren Laub nur, Adelheit³
Die Rose.

Dietwald.

Adelheit, des Kaisers Tochter?

Eginhard.

Wie ich aufblickte, traun! es wollte da
Des Herzens Schlag den Panzer mir durchbrechen,
Der Wangen Blut durchbrennen das Visier.
Ihr sanftes Augenlicht, es war in mir
Zu Flammen, ihrer Rede mildes Wehn
Zum Sturme, sie, der schöne Maientag,
In mir zum tobenden Gewitter worden,
Und, alles niederdonnernd, brach ich los.

Dietwald.

Hat sie denn ihre Huld Euch zugesagt?

Eginhard.

Mit Worten nicht, doch mit dem süßen Blick.
Ich kann mich kaum besinnen, was sie sprach.
Die Worte wehten nur wie Frühlingslüftchen
Um mich, dertweil ich in dem blauen Himmel
Der Augen mich verlor.

Dietwald.

Doch kennt Ihr wohl
Den Haß des Kaisers gegen Euer Haus,
Der Euch verschließt den kaiserlichen Hof.

¹ Heinrich I., Kaiser Ottos I. jüngerer Bruder.

² Holland vergleicht zum Folgenden Ahlands um dieselbe Zeit gebichtete Romanze „Der Sieger“ (s. Bd. I, S. 163), die ganz ähnliche Wendungen enthält.

³ Stieftochter Ottos I.; ihre Mutter war dessen zweite Gemahlin, Adelheid, die Tochter Rudolfs II. von Burgund, ihr Vater Rothar, der Sohn des Königs Hugo von Italien.

Eginhard.

Noch mehr! sie ist zum Klosterstand bestimmt.
 Sie ist im Nonnenstift bei Regensburg¹.
 In wenig Wochen wird sie eingeweiht,
 Wenn nicht der Liebe Kühnheit sie erlöst.

Dietwald.

Die Klostermauer schließt sich um sie her,
 Noch stärk'rer Zwinger ist des Vaters Macht.

Eginhard.

Sprich du nicht so verzagt! denn eben dich
 Ersah ich zum Vollführer dieses Werks.
 Die grauen Locken bergen gut den Schalk.
 Ich werd' auf einen Tag dein Diener sein.
 Doch komm! beraten wir das Nötige!
 Noch heute, Dietwald, sitzen wir zu Noß.

Dietwald.

Ich folge. Blieb' ich länger hier am Hof,
 Wohl müßt' ich sterben in den nächsten Tagen.

(Beide ab.)

(Klosterhof.)

Adelheit.

Der Welt soll ich entsagen? Was denn ist's,
 Dem ich, Verlassene, nicht schon entsagt?
 Des Vaters glänzenden Palast hab' ich
 Vertauschet mit der Zell'; der heit're Himmel
 Kann kaum einblicken zwischen diesen Mauern,
 Dahinter, ach, der holde Frühling lacht.
 Der schattig kühle Klostergarten trägt
 Nur wenig Blumen, welche gleichfalls trauern,
 Daß sie getrennt sind von der Blumenwelt;
 Die munteren Gespielen sind mir fern;
 Den Schmuck, die Festgewande legt' ich ab;
 Der Wangen Röthe flieht, der Augen Glanz;
 Was hab' ich weiter, das zur Welt gehört?
 Gehört auch meine Liebe denn der Welt?

¹ Die Quelle nennt das Frauenkloster Obermünster zu Regensburg.
 Umland II

Ach, der Geliebte ist ja fern von mir;
 Ich darf nicht hoffen, daß er mein noch denkt;
 Auch ihm kann ich entsagen, nicht der Liebe.
 Solang' ich leb', im Kloster, in der Welt,
 Bei Tag, bei Nacht, in Wachen oder Traum,
 Solang' ich lebe, muß dies Herz ja schlagen,
 Und dieses Herzens Schlag ist Liebe nur.

Die Äbtissin; Dietwald, in ritterlicher Kleidung; Eginhard, als dessen Diener,
 ein Kästchen tragend, und zwei Nonnen kommen aus dem Kloster.

Äbtissin.

Dich, fromme Tochter, suchten wir. Hier dieser
 Ehrwürd'ge Ritter überbringt dir
 Ein Schreiben deines gnädigsten Herrn Vaters
 Samt einem Schmucke von unschätzbar'm Wert,
 Den du an des Gelübdes großem Tag
 Der Heil'gen unsrer Kirche weihen sollt.

Dietwald.

In tiefster Demut reich' ich Euch den Brief,
 Verehrteste Prinzessin! Wär's erlaubt,
 Der Klosterjungfrau heilige Gedanken
 Zurückzulenken auf das Weltliche,
 So würd' ich Euch die tausend Grüße melden,
 Die mir am Hofe jeder Mund befahl.

Äbtissin.

Lies ungestört das Schreiben, frommes Kind!

(Sie geht mit den beiden Nonnen nach dem Hintergrund. Adelheit stellt sich auf
 die rechte Seite der Szene, Eginhard auf die linke, Dietwald in die Mitte.)

Adelheit (liest, plötzlich fährt sie auf).

Ihr Heil'ge! ist es möglich? Eginhard?

(Eginhard legt die Hand aufs Herz.)

Dietwald.

Entschließt Euch, Fräulein! Diesmal oder nie!
 Gebt uns das Zeichen, das im Briefe steht!

Adelheit.

Was kann ich sagen, thun? Ihr seht, ich zitt're.
 Ich bin nicht mein, es stürmen fremde Mächte,
 Erstaunen, Liebe, Furcht, in meiner Brust.

Dietwald.

Um aller Himmel willen, sammelt Euch!

(Die Äbtissin kommt mit den Nonnen zurück.)

Äbtissin.

Hast du gelesen?

Erste Nonne.

Schwester Adelheit,

Beschauen wir den schönen Schmuck noch nicht?

(Sie tritt zu Eginhard, der das Kästchen öffnet.)

Ei, sieh! die Perlenkette hier, wie herrlich!

Zweite Nonne.

Dies Armgeschmeide! diese Ringe, sieh,
Mit blinkenden Demanten und Rubinen!

Äbtissin.

Hängt nicht an Eitelkeiten dieser Welt!
Betrachtet diesen Schmuck im geistlichen Sinn!
Seht! diese reinen, makellosen Perlen,
Die tief in Meeres Grund, in enger Muschel
Verborgten lagen, deuten auf die Reinheit,
Zu der das einsame Gemüt sich läutert.
Die Diamanten, die beim ersten Anblick
Farblos erscheinen, seht sie näher an!
So spiegeln sie die schönsten Regenbogen;
Das ist Bescheidenheit und Demut, drunter
Die schönsten Tugenden verborgen liegen.
Dann der Rubin hier, der ein ewig Feuer
In sich verwahrt, er deutet auf die Liebe,
Die in dem gottergeb'nen Herzen glüht.

Erste Nonne (zu Adelheit).

All' diese Tugenden sind dein, Geliebte!

Drum laß dich auch mit ihren Zeichen schmücken!

(Sie hängt Adelheit, die in sichtbarer innerlicher Bewegung dasteht, eine Perlenkette um.)

Hier Reinheit!

Zweite Nonne (legt ihr demant'ne Armbänder um).

Demut und Bescheidenheit!

Erste Nonne (steckt ihr einen Ring mit einem Rubin an).

Die Liebe hier! Und nun bist du geschmückt
Wie eine Braut.

Äbtissin.

Als eine Braut des Himmels.

(Abelheit legt die Hand aufs Herz.)

Eginhard (tritt vor und faßt ihre Hand).

Nein, meine Braut; auch nicht dem Himmel laß'
Ich sie.

Abelheit.

Dein, ewig dein.

Dietwald.

Auf! laßt uns eilen.

(Eginhard umfaßt Abelheit und eilt mit ihr zur Pforte hinaus. Dietwald folgt.)

Äbtissin (dem Kloster zuweisend).

Hülfe! Hülfe! Raub! Kirchenraub!

Erste Nonne.

Ach, glückliche Schwester!

Zweite Nonne.

Heil euch auf die Fahrt!

Dritte Szene.

Kaiserlicher Palast zu Goslar.¹

Kaiser Otto². Strato. Gerold.

Kaiser.

Entführt? So lautete die Botschaft? Sprecht!
Entführt! Aus dem Gedanken flammt mein Zorn,
Verliert sich dann in der Betäubung Qualm,
Daß ich mich fragen muß, warum ich zürn'?
Entführt! und weiter nichts? so karge Red'?
Und keiner, der des Räubers Namen ruft?
Wer mir den nennt, er spricht ein Zaubertwort,
Das reiche Schäk' ihm hebet. Wie er's spricht,
Verklärt er sich zum Fürsten, schafft um sich
Ein blühend Land, erbaut ein glänzend Schloß.
Umsonst; da steh' ich, Kaiser ohne Macht.
Selbst der Gedanken Flug erreicht ihn nicht.
Auch nicht ein Bild von ihm, das ich
Mit grimmigen Gedanken fassen könnte!

¹ Kaiser Otto's I. Lieblingaufenthalt.

² Otto I. der Große (912 – 973, König seit 936), der Stifter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation.

Strato.

Darf ich versichern Eure Majestät,
Daß mir der Thäter gänzlich unbekannt,
Noch weniger ich selbst —

(Der Kaiser geht ab, ohne auf ihn zu achten.)

Gerold.

Was sprachst du da?

Strato.

Das Schicksal liebt oft wunderbares Spiel.
Da treten Kaiser, Könige, Prinzessen
In wildem Kampf, in Zorn und Jammer auf,
Und der, den aller Augen übersehn,
Weil ruhig er in dem Getümmel steht,
Der ist die Achse, drum das Spiel sich dreht.

Gerold.

Wärst du mir nicht bekannt, ich fragte dich,
Ob dir was Näheres zu Ohren kam.

Strato.

Zu Ohren nicht; es zeigt sich mir im Geist.
Dir kann ich mich vertrauen, alter Freund!
Wer meinst du, daß ich sei?

Gerold.

Der Page Strato.

Strato.

Von wannen kam ich?

Gerold.

Wenn die Sage wahr,
So haben einst des Kaisers Reiter dich
Der frechen Slawenhorde' abgejagt,
Die wohl vom Mutterbusen dich geraubt.

Strato.

Und nichts vom goldnen, demantreichen Kreuz,
Das an mir hing, das wie ein Wunderschein,
Von höherer Geburt mir zeugte? nichts vom Mal,
Das purpurn mir am Halse steht, das einst
Zu freudigem Erkennen führen wird?

Gerold.

Es gehn mir Lichter auf.

¹ Nur an dieser Stelle wird Böhmen, Stratos' Heimat, der Geschichte gemäß als tschechisch angesehen, sonst überall als Land des deutschen Lehnsherrzogs Eginhard.

Strato.

Du lasest wohl
In alten Kunden, wie ein teurer Ring
Vom lüsternen Adler ward entführt, der ihn
In dunkle Meerestiefen fallen ließ,
Wo ungesehen er lange Jahre lag,
Bis endlich einst beim festlichen Gelag
Er hell aufblinkte aus des Fisches Bauch.¹
Du lasest, wie des Kaisers edler Sohn
Dem Schlächter dienen mußte, wie er bald
Die Falken und Gedanken steigen ließ,
Bis sich die alte, schwarze Rüstung ihm
Zum fürstlich hellen Waffenschmuck verklärt.²

Gerold.

Ich staune.

Strato.

Ja, des Kaisers Majestät
Hat schon in mir das Höhere geahnt.
Er zeichnet stets mich aus, er hat zuvor
Die zorn'gen Blicke nur auf mich geworfen.

Gerold.

Du Reidenstwerter!

Strato.

Und das Fräulein, ach,
Als sie vom Hofe schied, da schenkte sie
Die blaue Schärpe mir zum Andenken.

Gerold.

Gerade wie uns andern.

Strato.

Feine List,
Zu blenden euern Argwohn.

Gerold.

Sprich, um Gott!
So wäre die Entführung denn dein Wert?

¹ Anspielung auf die mittelalterliche Sage von der schönen Magelone.

² Bezieht sich, wie auch die Prosafassung des Stückes andeutet (Keller, „Uhlant als Dramatiker“, S. 131), auf Florenz, den Sohn des Titelhelden des Volksbuchs „Kaiser Octavianus“; Uhlant führte selbst diesen Namen in seinem Tübinger studentischen Dichterkreis (s. Bd. I, Allgemeine Einleitung, S. 18).

Strato.

Nicht meines. Öfters dacht' ich zwar daran,
Wie ich die Hohe mir erhalten¹ könnte;
Doch niemals bin ich zum Entschluß gelangt.
Das Schicksal aber, das mich auserwählt,
Hat eines niedern Werkzeugs sich bedient,
Mir sie zu retten; ja, es ist bestimmt.
O wundervoller Glanz! Prinzessin! Thron!

Gerold.

Ich will zum voraus deiner Gnade mich
Empfehlen, und erlebt' ich es nicht selbst.
Sei gnädig meinen Kindern oder Enkeln!

Vierte Szene.

Zimmer in der Burg zu Prag.

Dietwald. Ein Hauptmann.

Dietwald.

Ihr, Hauptmann, habt die Wach' in unsrer Burg
An unsres teuren Herzogs Hochzeitfest.

Hauptmann.

Dies Hochzeitfest mag hoch und festlich sein;
Nur eines, dünkt mir, fehlt zur Zeit: die Braut.

Dietwald.

Die Braut? sie kam uns über Nacht, sie ist
Die herrlichste Prinzessin auf der Welt.

Hauptmann.

Doch nicht der Elfen Königin? doch nicht
Erkönigs Tochter? Traun! mir wird unheimlich.

Dietwald.

Man sagt, der schöne Herzog habe sie
Im Traum erhascht noch eben, als sie hin
In lichte Morgentwolken schwinden wollte.
Drum hält er auch sie immer an der Hand.
Doch seht! sie kommen. Gehn wir!

Hauptmann.

Welch ein Engel!

(Beide ab.)

¹ Hier im Sinne von: erringen, erwerben.

Eginhard und Adelheit, gekrönt, treten auf.

Adelheit.

Was hülltest du in dieses Scheinglück mich
Von Prachtgewanden, köstlichem Geschmeid'?
Du gabst mir ja des wahren Glücks genug.

Eginhard.

Es ist der Anzug, so der Fürstin ziemt.
Ich aber bin, bei Gott! ein armer Fürst,
Daß ich der Braut mit keiner holden Freude
Den Pfad zum Altar auszuschnücken weiß.
O sprich! was kann das Auge dir erheitern?

Adelheit.

Selbst in die Blicke, die zu dir sich heben,
Hat sich der innerliche Schmerz gedrängt;
So soll es auch der Mund dir nimmer hehlen.
Ach, Eginhard, ich hatt' es nie gewußt,
Daß solche Lust und solcher Schmerz
In einem Busen sich vertragen möchten.
Du weißt, wie deine Liebe mich beglückt;
Doch, Leuerster, es ist ein banger Weg,
Der Weg zum Altar ohne Vatersegnen.
Ach, Bester, laß uns den zuvor erflehn!

Eginhard.

Zu spät. Dieselbe Kunde, die der Welt
Es sagt, daß Böhmens Herzog dich entführt,
Verkünde dich als Böhmens Herzogin!

Adelheit.

Doch wann vom Tempel wir zurückgekehrt,
Dann laß mich schreiben, laß Versöhnung mich
Mit jeder heißen, innigen Bitt' erflehn!
Laß mich dem Vater schreiben, daß die Tochter
Sein nie vergessen, selbst im Augenblick,
Da Priesterhand auf ewig uns vereint,
Daß ich so sehr des Himmels Segen nicht
In stillem Gebet erflehet, als den seinen!

Eginhard.

Gehorche deines Herzens schönem Drang!
Jetzt laß uns gehn, du schöne, süße Braut!
Der Tempel ruft mit festlichem Gesang.

Adelheit.

Ich folge dir; ich lebe wie im Traum.
 Wohl fühl' ich innig alles, Lust und Schmerz,
 Doch meiner Schritte hab' ich nicht Gewalt.
 Ich muß, wohin die dunkle Nacht mich zieht.
 (Sie gehen.)

Bozlar. Rüstkammer.

Strato. Gerold.

Gerold.

Freund! hast du ausgeträumt? Sie ist vermählt.

Strato.

Ich glaub' es nicht. Nie wird sich Adelheit
 Dazu verstehn. Es ist ein loser Fund',
 Dadurch der tolle Räuber nun des Vaters
 Einwilligung sich zu extrogen meint
 Und dann das Fräulein selber zu bewegen.
 Vergebens; wilder flammt des Kaisers Zorn,
 Seit er im Räuber noch den Erbfeind kennt.
 Er bricht mit Heeresmacht nach Böhmen auf.

Gerold.

So gehn wir denn zum Werk und wählen Waffen!
 Ein schöner Vorrat, rechte Augenweid'.

Strato.

Zuerst such' ich ein gutes Schwert mir aus.
 Es soll so Schwertex geben, nimmt man sie
 Nur in die Hand, sie schlagen selber zu
 Und fehlen keinen Streich²; so möcht' ich eins.

Gerold.

Dies steht mir an, fein wichtig³, stärkt den Arm.

Strato.

Auch gibt's gelübte⁴ Rüstungen, darauf
 Das beste Schwert zersplittert.

¹ Erfindung, List

² Keller erinnert an Skirnirs Wort zu Freyr im altnordischen Eddaliede „Skirnissfór“ Strophe 8: „Gib du mir dann . . . das Schwert, das von selbst sicut mit der Riesen Geschlecht“; vgl. J. Grimm, „Deutsche Mythologie“, S. 1227.

³ Gewichtig.

⁴ Durch Weihe gesicherte, geseite.

Gerold.

Dieser Harnisch
Gefällt mir, ist recht stahlblau, gibt wohl Funken,
Ruch breit und wohlgewölbet um die Brust.
Dazu nehm' ich den Helm hier ohne Busch;
Was soll mir jungem Fant der stolze Schmuck?

Strato.

Man sagt von Helmen, die unsichtbar machen.¹

Gerold.

Ich bin versehen und wünsche, daß du bald
Zusammenbringst die Wunderarmatur. (ab.)

Strato.

Wie herrlich, fänd' ich einen solchen Helm!
Dann ging' ich mitten durch der Feinde Schar
Zum Turme, wo die arme Adelheit
Mit Thränen ihre Fesseln schmelzen möchte.
Wie süßer Schauer wohl ergriffe sie,
Wenn plötzlich der Ersehnte vor ihr stünd'!
Ins Freie führt' ich sie an treuer Hand,
Denn die erschrock'nen Wächter würden all'
Hinstürzen vor der unbekanntnen Macht.

Kaiser Ottos Lager vor Prag.

Hauptleute und andre vom Gefolge des Kaisers, worunter **Strato**.

Kaiser (tritt aus seinem Zelte).

Seltamer Krieg! Es zeigt sich uns kein Feind,
Wir ziehen ungestört ins Herz des Landes;
Kaum stehn wir vor der festen Herzogsstadt,
So ziehen sie heraus mit Friedensfahnen.
Geh, **Strato**! führe die Gesandten vor!

Bürgermeister und Rat von Prag treten auf.

Bürgermeister.

Großmächtigster! Unüberwindlichster!
Schon nahen Eure Heere sich der Stadt
Mit Mauerbrechern, Leitern, Sturmgerät.

¹ *B. W.* der Egilshelm der altnorbischen, der des Poseidon der altgriechischen Sage; auch Siegfrieds Tarnkappe.

Doch dünkt uns übelangerwandte Müß',
 Die Mauern zu ersteigen und zu brechen,
 Wo ringsum alle Thore offen stehn
 Und niemand da ist, der den Eingang wehrt.
 Wir bitten darum, Eure Majestät
 Beliebe, bei Gesang und Glockenschall
 In unsre offenen Pforten einzuziehn,
 Zu denen wir, zu allem Überfluß,
 Die Schlüssel hier kniefälligst überreichen.

Kaiser.

So hat er sich gebeugt, der Übermüt'ge?
 Wo ist er? trägt er meinen Anblick nicht?

Bürgermeister.

Der gnäd'ge Herzog hat sich gestern Nacht
 Mit Frau Gemahlin aus der Stadt entfernt,
 Man sagt, zu einer frommen Pilgerfahrt.
 Auch hinterließ er schriftlichen Befehl,
 Daß wir, um Blutvergießen zu vermeiden,
 In Ruh' erwarten, was der Himmel fügt.
 Drum, weil des armen Landes Vater fehlt,
 So flehen wir um kaiserliche Huld
 Euch als des Entellands Großvater¹ an.

Kaiser.

Ha! flieht! ich folge bis ans End' der Welt.
 Euch sichern diese grauen Locken nicht.
 Es wallt der Grimm in mir wie Jugendblut;
 Nicht kann ich sterben, eh' ich mich gerächt.

(Zu den Abgesandten.)

Ihr geht zurück und bringt der Stadt den Frieden!
 Dem Lande werd' ich einen Pfleger setzen,
 Ein Teil des Heeres bleibt bei ihm zurück.

(Er geht in sein Zelt. Die übrigen entfernen sich, außer Strato.)

Strato.

Wie herrlich dort die Fürstenburg sich hebt,
 Vergoldet von der Morgensonne Strahl!
 Es wandelt seltsames Gefühl mich an,
 Erinnerungen aus der fernsten Zeit,

¹ Da seine Tochter des Landes Mutter geworden ist.

Als hätt' ich meine Heimat hier gefunden.
 Ja, kaum betret' ich dieser Stadt Gebiet,
 So kommt man gleich friedfertig uns entgegen.
 Nicht sollt' es sein, daß gegen jenes Haus
 Mein Heldenarm das Schwert, die Fackel schwing'.
 Umsonst nicht war mir also schwer ums Herz.

Gerold (tritt auf).

O Strato, weißt du's? nimmer halt' ich's aus.
 Noch heute werf' ich von mir meinen Dienst.
 Das Heer wird heimziehen, und kein Schwertschlag fiel.
 Wie trüg' ich's, einzureiten in die Stadt,
 Die ich verließ mit solchen Hoffnungen?
 Die heißen Thränen, die mein Lieb vergoß,
 Als sie mich ziehn ließ in die Kriegsgefahr,
 Die Gelübde, so ich meinem Heil'gen that,
 Mich vorzuthun im edeln Waffenwerk,
 Das alles soll nun zum Gelächter werden?
 Nein, Strato! heut' noch seh' ich mich zu Roß
 Und such' ein Feld, wo Heldenehre sprießt. (ab.)

Strato.

Der, scheint es, geht auf Rittersporen aus;
 Ich weiß ein Feld, wo Kaiserkronen blühen.

(Nach der andern Seite ab.)

Böhmerwald¹. Im Hintergrunde das Schloß Schilbeis².

Herzog Eginhard, die Herzogin, Ritter Dietwald und ein Einsiedler.

Einsiedler.

Dort liegt das Jagdschloß, so man Schilbeis nennt,
 Ganz in des Böhmerwaldes Innerstem.

Dietwald (zum Herzog).

Das ist das Schloß, von dem ich Euch gesagt,
 Daß es die beste Zuflucht bieten mag.
 Ich hätt' es wahrlich selbst nicht mehr gefunden,
 Denn alle Weg' und Stege sind verwachsen,

¹ Von hier an unter der Aufschrift „Schilbeis“ von Uhland selbst schon 1812 veröffentlicht, seit 1820 in den „Gebirgen“.

² Brüder Grimm, „Deutsche Sagen“, Bb. I (1816), S. 31, steht die Geschichte vom verzauberten König zu Schilbeis nach dem Volksbuche vom Ritter Eginhard.

Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt;
Es sind nun fünfundzwanzig Jahre her.

Eginhard (zum Einsiedler).

Dank, frommer Bruder, Euch für das Geleit.
Ihr seid der wilden Gegend trefflich kund.

(Zur Herzogin.)

Und du, mein gutes Weib, nun hast du endlich
Des weiten Wegs Beschwerden überstanden.

Herzogin.

Weit wohler als in des Palastes Pracht,
Der ich unwürdig oft mich achtete,
War mir auf dieser mühevollen Fahrt.
So meint' ich abzubüßen meine Schuld,
Die Schuld, ach, die ich nicht bereuen kann.

Herzog.

Dort kommt ein Jägersmann am Fels herum.

Einsiedler.

Der alte Eckart, dieses Schlosses Vogt.

Dietwald.

Wie ist er grau geworden und gebeugt!

Eckart tritt auf.

Herzog.

Willkommen, treuer Eckart'!

Eckart.

Seh' ich recht?

So wird mir noch einmal in diesem Leben
Die Freude, meinen lieben Herrn zu schaun.

Herzog.

Wie kennst du plötzlich, den du nie gesehn?

Eckart.

Ist's möglich? Seid Ihr nicht mein junger Herr,
Der Herzog Welf?

Herzog.

Du sprichst von meinem Vater,
Der vor drei Monden zu den Ahnen ging.

¹ Der „getreue Eckart“ ist eine halbmythische Gestalt des mitteldeutschen Volksglaubens, die bekanntlich auch Goethe in einer seiner besten Balladen behandelt hat.

Eckart.

Um Gott! davon gelangte nichts zu uns.
 Der Himmel schenk' ihm eine sanfte Ruh'!
 Er sah doch ganz wie Ihr, der gute Herr,
 Als er vor Jahren hier beim Jagen war.
 Es dünkt mir auch nicht gar so lange her,
 Und steht noch alles drüben in der Burg
 So, wie der Herr es hinterlassen hat.
 Die Sanduhr ist seitdem nicht mehr gelaufen,
 Die Armbrust hängt noch dort, unabgespannt,
 Sein Jägerhut noch mit dem Tannenzweig,
 Sein Falke sitzt im Käfig, ausgebälgt¹.
 Das alte Liederbuch, darin er las,
 Ist aufgeschlagen, wo er aufgehört;
 Ihr könnt fortlesen, wo der Vater blieb,
 Es kommen erst die herrlichsten Geschichten.

Einsiedler.

Ja, Guer Schloß ist ein seltsamer Ort:
 Es wandeln dort in stiller Mitternacht
 Die Geister längst Verstorb'ner durch die Hallen;
 Sie kehren gerne zu dem Haus zurück,
 Wo alles noch ist wie zu ihrer Zeit.

Eckart.

Das ist wohl gar der Junker Dietwald hier,
 Der mit dem sel'gen Herzog bei uns war?
 Ihr habt Euch was² verändert, doch nicht sehr.

Dietwald.

Das hör' ich gern, mein alter Jagdgesell!

Herzogin (zu Eckart).

Ihr habt wohl manches Jährlein hinter Euch?

Eckart.

Ein Sechzig.

Dietwald.

Und ein Dreißig noch dazu.

¹ Ausgestopft.

² Etwas, ein wenig.

Einsiedler.

Das Jahr nicht kennend, das der Welt ihn gab,
 Hat er schon längst auf sechzig sich geschätzt,
 Doch, neigt das Jahr sich wieder, denkt er stets:
 „Ich hab' ein Jährlein leicht zu viel gezählt.“
 So tritt er über sechzig nie hinaus.

Gefart.

Es liegt ja doch am Ende wenig dran.

Einsiedler.

Kein Wunder, daß die Zeit ihm stille stand,
 Und daß er meinet, alles steh' im alten;
 Denn kein Ereignis zeichnet' ihm die Tage,
 Seitdem der sel'ge Herzog hier gejagt,
 Noch hört' er Kunde von dem Lauf der Welt.
 Den Wechsel selbst der Jahreszeiten läßt
 Der Tannentwälder ewig Dunkelgrün,
 Der Felsen ewig frühlingslose Ode
 In unsrer Wildnis weniger bemerken.

Gefart.

Ganz recht! ich hab' es niemals so bedacht.

Einsiedler.

Ihr Teuersten! des Menschen Leben ist
 Ein kurzes Blühen und ein langes Welken.
 Durch diesen einfach langen Wechsel zieht
 Der Jahreszeiten schneller, bunter Tausch
 Und schafft dem Menschen, der, dazwischen stehend,
 Nicht folgen mag, so mannigfaches Weh.
 Denn wann der Herbst das Feld entblümt, entlaubt,
 Da trübt sich selbst des frischen Jünglings Sinn,
 Er muß das Alter kosten vor der Zeit.
 Noch schmerzlicher, wann sich der Lenz belebt,
 Da will des Greisen Wange neu sich röten,
 Sich zu verjüngen meint das matte Herz.
 Ach, kurze Täuschung nur!
 Der dürre Stamm, er treibt ein schwaches Laub;
 Doch zu gesunder Blüte bringt er's nicht.
 Drum lob' ich diese wechsellose Gegend,
 Wo nichts im Herzen weckt der Sehnsucht Qual.

Dietwald (seitwärts zum Herzog).

Der Pred'ger in der Wüste hier hat wohl
Seit langer Zeit sich nicht mehr ausgesprochen.

Herzog.

Laßt mir ihn! seine Reden stehn mir an.

Einsiedler.

Es ist, als wäre diese Gegend früh
Zurückgeblieben hinterm Schritt der Zeit.
Die weiten, stillen Wälder, wo der Mensch,
Des Schöpfers letztes Werk, noch fehlt,
Und dort noch in der Ferne das Gebirg,
Das liegt nun vollends außer aller Zeit.
Auch nicht das Pflanzenreich ist dort geschaffen.
Die Elemente sind noch nicht geschieden:
Ein Chaos ungeheurer Felsenblöcke,
Voll tiefer Klüfte, drein kein Licht noch fiel,
Nur daß oft Flammen aus dem Abgrund zucken;
Die dunkeln Wasser rauschen schaurig drunten,
Und Wolken liegen in den Schluchten hin.
Es kam mich einstmals dort gar seltsam an,
Als ich so über diese toten Massen
In eigener kräftiger Bewegung schritt.
Es glüht mein Aug', es hebet sich mein Arm,
Mein Mantel wallt, es flattern meine Locken,
Ich rufe durch die Stille hin: „Es werde!“ —
Unmächt'ge Stimme schwacher Kreatur!

Herzog.

Auch hieher bringt noch die rastlose Zeit,
Die Tannen, die so trozig stehn, sie müssen
Zur Menschenwohnung sich zusammenfügen;
Die Felsen werden vom Gebirg gerollt
Und steigen neu als hehre Dom' empor.

Dietwald.

Raum tretet Ihr in diese Wildniß ein
Und habt schon so tiefsinnige Gedanken!

Herzog.

Und nun, mein guter Eckart, sei mir treu,
Wie du es meinem lieben Vater warst!

Wir nehmen unsern Sitz in diesem Schloß,
 Ich und die werthe Frau hier, mein Gemahl.
 Doch bleibt es ein Geheimniß, wer wir sind.

Herzogin.

So ziehn wir denn zur neuen Hofburg ein! (Alle ab)

Zwei Wanderer treten auf und singen.

Der erste.

O Tannenbaum, du edles Reis,
 Bist Sommer und Winter grün:
 So ist auch meine Liebe,
 Die grüneth immerhin.

O Tannenbaum, doch kannst du nie
 In Farben freudig blühn:
 So ist auch meine Liebe,
 Ach, ewig dunkelgrün.¹

Der zweite.

O Birke, die so heiter
 Aus dunkeln Tannen glänzt
 Und sich vor andrem Holze
 Mit zarten Blättern kränzt,

Mein jugendliches Hoffen,
 O Birke, gleicht es dir?
 Du grünst so früh, so hell
 Und neigst doch deine Bier.

Böhmerwald. Nacht.

Scold (tritt auf).

Dort weide du, mein Roß, im hohen Gras!
 Was streif' ich lang' nach einer Herberg' um,
 Wo rings das weiche Moos entgegenwillt,
 Die Drossel mir ein feines Schlaflied singt?

(Er legt sich gegen den Hintergrund unter einen Baum.)

Die Heerschar lagert wohl nicht weit von hier.
 Wie ist mir wohl, daß ich daraus erlöst,
 Nicht mehr ein Glied bin eines fremden Leibs!
 Nun bin ich mein. Was mir im Haupte glüht,

¹ Freie Variation eines vielgesungenen, bekannten Volksliedes.
 Ngländ. II.

Im Herzen schlägt, das bringt mein Arm zur That.
 Wie heißt das Lied nur vom Wolfsdieterich,
 Als er sich lagert' unter jener Linde,
 Darunter keiner liegen durst', er wollte
 Denn Streites pflegen mit dem König Dtnit?¹
 Und wie er nun von Dtnit ward geweckt!

„Auf sprang Wolfsdieteriche,
 Er war zornig genug.
 „Wie habt Ihr mich erschrecktet!“
 So sprach der werthe Mann,
 „Wie unsanft mich gewecket!
 Ihr hättet's wohl gelahn.“

O würd' ich so geweckt zum biedern Kampf!
 Wär' dies die Lind'! Wie sanft entschlief der Held!

„Da tönte wohl hernieder
 Gar meisterlicher Schall,
 Da sangen schöne Lieder
 Drossel und Nachtigall.
 Der Held von solchem Sange
 Gar hohen Mut gewann,
 Und unter süßem Klange
 Entschlief der werthe Mann.“

(Er schlummert ein. Kaiser Otto und Strato treten auf.)

Kaiser.

Wir haben weit vom Lager uns verirrt.
 Die Nacht umfängt uns dunkler, immer dunkler;
 Der Wald, er wirrt uns immer dichter ein.
 Bisher noch hofft' ich auf des Mondes Ausgang,
 Hier aber mag kein Licht uns wenig frommen.
 Wir stehen zwischen hoher Baumwand wie
 In einem unterirdisch tiefen Turm.
 Doch steig' einmal zur Zinne, Strato! klimm
 Auf diese Tanne, ob kein Licht sich zeigt!

Strato.

Mir dünkt' es lang' ein wunderbares Jagen;
 Ihr lasset mit dem Bogen in der Hand
 Und ließt das schönste Bild vorübergehn.

¹ Vgl. Uhlands Bearbeitung dieses Liedes Bb. I, S. 333, nebst Anmerkungen.

Kaiser.

Nicht Jäger war ich, nein, ich war gejagt
 Von wilden Sorgen, traurigen Gedanken.
 Doch steig' hinauf! vorsichtig fein, mein Sohn!

Strato (im Hinaufsteigen).

Mein Sohn! O teuer, vorbedeutend Wort!

Kaiser.

Steig' hoch und immer höher!

Strato (Kletternd).

Hoch und höher!

Du willst es; ja, ich steige, bis der Kranz
 Der Sterne mir das stolze Haupt umstrahlt.
 Was seh' ich? Wunder!

Kaiser.

Närrischer! Was ist's?

So sprich doch, Strato! Strato, hörst du nicht?
 Du rührst dich nicht? Hat dich ein Greif entführt?
 Sprich! bist du festgewachsen an den Baum?
 Sprich oder komm herab!

Strato.

Es ist vorbei.

Ich komme.

(Steigt herab.)

Kaiser.

Sag' einmal, was du gesehen!

Strato.

Wie ich da steige, stets den Sternen zu,
 Erscheint ganz nahe mir ein großes Licht.
 Fürwahr, erst meint' ich, in den Mond zu schaun,
 Auch sah ich himmlische Erscheinung dort.
 Nur mahnten mich die runden Scheiben bald,
 Es sei ein irdisch Fenster, drein ich schau'.
 Ich sah durch einen Vorhang, nur sechs Schritte
 Von mir, doch ach, sechs Schritte durch die Luft,
 Die schönste weibliche Gestalt; sie löste
 Das glänzende Gewand; da, plötzlich, ach!
 Erlischt die Leucht', und alles ist vorbei.

Kaiser.

Gut! Wo ein Fenster ist, ist auch ein Haus.
Laß uns das suchen mit vereintem Fleiß!

Strato.

Noch immer flimmert's vor den Augen mir.
Ja, große Dinge werden hier sich zeigen.

(Sie wollen gegen den Hintergrund abgeh'n. Strato, der vorangeht, wird den Gerold gewahr.)

Strato.

Zurück! zurück! Was seh' ich hier?

Kaiser.

Was ist's?

Strato.

Nur leise, bester Herr! er möcht' erwachen.
Ein Wappner¹, trägt ein mächtig langes Schwert.

Kaiser.

Ein schlafender Held, ein eingestecktes Schwert.

Strato.

Man weiß nicht, wer er ist; wenn jemand nur
Die Locken hübe, die sein Antlitz decken,
Recht wild und gelb wie eine Löwenmähn'.
Ich denk': wir lassen ihn; er schläft so gut.
Je mehr ich ihn betrachte, seltsamer
Erscheint er mir; die hohe, schwarze Tanne
Gemahnt mich wie ein zauberischer Baum.
Viel hundert Jahre liegt vielleicht der Held
Gebunden von des Zauberschlafes Bann².

Kaiser.

Vielleicht läßt sich erkunden, wo wir sind.
He, lieber Freund!

(Er rüttelt den Gerold. Strato tritt zurück.)

Gerold (erwachend).

Wie unsanft mich gewecket!
Ihr hättet's wohl gelahn!
Auf sprang Wolfsdieteriche . . .

(Er erhebt sich.)

¹ Gewappneter (mittelhochdeutsch wâpenacre).

² So träumen in der deutschen Sage mehrere Helben Jahrhunderte lang am Fuße eines mächtigen Baumes, darunter auch Kaiser Friedrich.

Strato (zusammenfahrend).

Wolfsdieterich! Behüt' uns Gott der Herr!

Gerold.

Wen seh' ich? Meinen Kaiser?

Kaiser.

Gerold, du?

Strato (sich nähernd).

Bist du's? Um Gott! wie findet man dich hier?
Du bist ja gar erschrocklich, wann du schläfst!

Gerold.

Es scheint: wir hatten sämtlich gleiches Loos,
Im Walde zu verirren.

Kaiser.

Nun, wir sind

Nicht fern von Menschenwohnung; gleich hieneben
Hat sich ein Licht gezeigt. Doch, lieben Freunde,
Laßt uns verbergen, wer wir sind! ich bin
In Feindes Lande hier; als fahrenden Ritter
Führ' ich mich ein.

Gerold.

Wir heißen Eure Knappen. (Alle ab.)

Zimmer zu Schildeis.

(Der Kaiser, Eginhard, Eckart, Strato, Gerold stehen vom Tisch auf.)

Gerold (zu Eginhard).

Den letzten Becher noch auf Euer Wohl!
Dank für die freundliche Bewirtung, die
Wir späten Gäste fanden!

Eginhard.

Nehmt vorlieb!

Es geht nicht besser, wenn die Hausfrau schläft.
Ihr seid wohl müd'?

Kaiser.

Ihr seht mir's an den Augen.

Edart.

Es ist auf diesem abgeleg'nen Schloß
Ein alter Brauch, daß jeder Gast sein Schwert
Vor Schlafengehn dem Burgvogt anvertraut.

Eginhard.

Die Herrn sind dessen überhoben.

Kaiser.

Nein!

Die alte Sitte bleib' in ihrem Recht!

Hier ist das meine.

(Zu Strato und Gerold.)

Gebt auch ihr die euren!

Eginhard.

Nun, wenn's beliebt! Ich zeig' euch eure Stätte¹.

(Eginhard, der Kaiser, Gerold gehen ab. Strato, der ihnen folgen will, wird von Edart zurückgehalten.)

Edart.

Ein Wort, mein Freund! Ihr tragt ein goldnes Kreuz,
Ganz ähnlich jenem, das der beste Fürst
Vordem mir umgehängt mit eigner Hand.
Erlaubt Ihr, daß ich näher es beschaue?

Strato (geirrt).

Recht gern.

Edart.

Und hier das rote Mal. Mein Sohn!

Strato.

Ist's möglich?

Edart.

Der mir frühe ward geraubt.

Strato.

Ich bin's.

(Umarmung.)

Edart.

Mein goldner Sohn! Mein liebstes Kreuz!
Euch, teuerste Kleinode, find' ich wieder.
Wie hat das Kreuz noch seinen alten Glanz!
Und du, mein Sohn, kaum blicktest du mich an,
War mir's, als thäte deine sel'ge Mutter
Vom Himmel her noch einen Blick auf mich.

¹ Lagerstätte.

Strato.

O laß mich alles wissen, bester Vater!
Aus welchem Fürstenschlosse stamm' ich her?

Edart.

Ist's möglich, Sohn? Erinnerst du dich noch
Der schönen Burg, wo du geboren bist?

Strato.

Verhehle nichts! Bollende doch mein Glück!
Ich weiß: es walten hier Geheimnisse,
Verkleidungen; bei unsrem Eintritt gleich
Hat mich das Schloß mit seinen dunklen Gängen,
Geheimen Thüren wunderbar gemahnt.
Ja, eh' ich noch in seine Thore trat,
Hab' ich gesehn die herrlichste Gestalt.
Ich ahne, ja, ich ahne, wer es ist.

Edart.

Ich darf nicht sprechen; bringe nicht in mich!
Vielleicht zu and'rer Zeit. Mich binden Eide.
Doch laß uns gehn! Ich wecke sonst Verdacht.
Verschweige, was sich zwischen uns begab!

Strato.

Ja, nicht umsonst bin ich hieher geführt
Von hoher Hand; wohl schon der nächste Morgen
Erhell't alles, was verborgen war.
Wie selig werd' ich dem entgegen(schlummern! (Weibe ab.)

(Vorssaal.) Der Kaiser tritt aus einer Nebenthür mit einer Leuchte, die er auf einen Tisch in der Ecke stellt und sich daneben niederlegt.

Kaiser.

Ich bin so müd', doch wacht' ich gerne noch.
Wie ist mir wohl in dieser Einsamkeit!
Kein Waffenlärm, kein Hofgeräusch!
Die Nacht, der weite, stille Wald!
Es wagt des lieben Kindes Bild
Vor meinen Geist zu treten, ach, des armen,
Verstoßenen! Wo bist du, Adelheit?

Wie hab' ich dir gezürnt? Ich zürne nimmer,
 Ich trau're nur. Mein Kind, o wärst du da,
 So freundlich, wie als kleines Mädchen du
 Mir auf dem Schoße sahest, süßes Kind,
 Mit den goldenen Locken, den lieben, blauen Augen!
 O Adelheit, mein Kind!

(Er entschlummert. Die Leuchte erlischt. Nach einer Weile tritt Adelheit zur Mittelthür herein, im weißen Nachtgewand. Ohne den Kaiser in der Dunkelheit zu bemerken, tritt sie an das Fenster in den Monoschein und nimmt eine Laute von der Wand.)

Adelheit.

Schon wieder weckt die finst're Sorge mich,
 Wie ein Gespenst der Mitternacht.
 Ich muß zu dir mich, sanfte Laute, retten.

(Sie spielt eine sanfte Melodie, während welcher der Kaiser erwacht und ein Weile nach Adelheit hinschaut. Dann springt er auf.)

Kaiser.

Entflieh' nicht, holder Traum!

Adelheit (zusammenfahrend).

Geist meines Vaters!

(Sie entflieht.)

Kaiser (umhergehend).

Bleib', holdes Kind! Ihr süßen Töne, bleibt!
 Verstoßt mich nicht in diese Leere!
 Traum' ich? wach' ich? was ist mir geschehn?

(Bewegung hinter der Scene. Eginhard und Dietwald führen die halbohnmächtige Adelheit herein. Eckart, Paul und Knechte mit Fadeln folgen.)

Eginhard.

Was ist dir, Teure? wie so bleich, so zitternd?
 Was war das für ein Lärm in tiefer Nacht?

Kaiser.

Sie ist es. Weg, ihr alle! sie ist mein.

Eginhard.

Zurück, Wahnsinniger!

Kaiser.

Erzitt're! wiss'!

Ich bin der Kaiser, Vater dieses Weibs.

Eginhard.

Ich bin der Böhmen Herzog, ihr Gemahl.

Kaiser.

Du! Räuber! mich verlangt nach deinem Blut.
Hätt' ich mein Schwert! Auf, Strato! Gerold!

Gerold (springt herein).

Was ist's? berühre keiner meinen Herrn!
Fehlt mir das Schwert, ich würg' euch wie ein Drache.

Adelheit (Sie wirft sich zwischen dem Kaiser und Eginhard auf die Kniee).

Da lieg' ich, ach! wohin sollt' ich mich wenden?
Zerteilt mich wie das Kind vor Salomons Thron!
Da lieg' ich zwischen Vater und Gemahl.
Für beide schlägt mein Herz mit heißer Liebe;
Sie aber werden über meinem Haupt
Sich morden, daß ihr Blut mich überströmt.
Wir wären hier beisammen, alle drei,
Mit Hand und Mund den schönsten Bund zu schließen;
Ihr aber wollt euch morden. O, mein Vater!
Da liegt dein Kind im Staube, tiefgebeugt,
Und nur ein Wort von dir, so stünd' es auf,
Die freudigste von allen Erdentöchtern.

Paul.

Auch ich, mein Kaiser, möchte zu Euch flehn,
Wär' nicht unkräftig jedes andre Wort,
Wo schon des Kindes Stimme sich erhob.

Eginhard.

Herr Kaiser, Euer Schwert verhalt' ich nicht?
Man soll es bringen! Bin ich doch gewiß:
Ihr ehrt das Gastrecht, wie auch ich es ehre.
Ihr wandelt frei; doch diese bleibt bei mir,
Sie ist mein eh'lich angetraut Gemahl.
Und flucht Ihr unverföhnlich unsrem Bund,
So werf' ich treulich hier den Handschuh hin.
Laßt Eurer Ritter tapfersten ihn heben!
Er soll für Euch mit mir den Kampf bestehn!
Der Himmel mag entscheiden, wess das Recht!

Gerold.

Ein Handschuh! Alle Heil'gen, wär' ich Ritter!

¹ Das bekannte Urtheil Salomos, 1. „Buch der Könige“, Kap. 3, V. 16—28.

² Behalte es nicht zurück, enthalte ich Euch nicht vor.

Kaiser.

Bei Gott, ich hätt' in diesem Angesicht
Den Erbfeind meines Hauses nicht gesucht.

Adelheit.

Wie mag er deines Hauses Erbfeind sein,
Der deine Tochter also treulich liebt,
Den wieder sie so tief, so innig liebt?
Er ist so gut; o, kenntest du sein Herz,
Der Tochter Blicke müßten nicht so lang'
Zu dir sich flehend heben, ach! und stets
Unwirksam wieder sinken.

Kaiser (zu Eginhard).

Schwörest du.

Mich frei zu meinem Heere ziehn zu lassen?

Eginhard.

Ich schwöre bei dem heil'gen Rittereid.

Kaiser.

Nun, weil denn ungebunden meine Hand,
So reich' ich dir sie zu Versöhnung dar.
Steh' auf, mein Kind!

Adelheit.

Mein Vater! Mein Gemahl!

(Umarmung.)

Edart (ruft in die Seitenthür).

Mein Sohn! Erwache! Alles ist nun offen.

Strato (von innen).

Ich komm', ich komm'. So ist es denn gewiß?

Dietwald.

Ein schönere Abenteuer find' ich nicht,
Drum sag' ich meinem Reiterleben ab.

Gerold.

Ich tret' an Eure Stelle, lieber Herr!

Paul.

Hätt' ich gewußt, daß in der Welt Gewühl
So manches edle fromme Herz noch schlägt,
Wohl hätt' ich nie die Einsamkeit gesucht.

Kaiser.

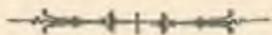
Strato! Du Schläfer! Du nur fehlst uns noch.

(Strato erscheint an der Thür Der Kaiser führt ihm Adelheit entgegen.)

Hier ist sie, deine himmlische Erscheinung.

Strato (bleibt in der Entfernung und fällt auf die Kniee nieder).

Wie trag' ich dieses blendend hehre Licht,
Das plötzlich meines Schicksals Nebel sprengt!
Die Wonne dringt zu mächtig auf mich ein.
Den Vater fand ich, finde nun die Braut.
Da steht der Priester schon. Ich bin am Ziel.



Die Bärenriffer.

Posse in zwei Akten.

Personen.

Der Bär.	Don Pedro	} Landjunker.
Don Eusebio.	Don Manuel	
Donna Klara, seine Nichte.	Brigida, Klaras Zofe.	
Don Luis, ihr Geliebter.	Diego, Diener des Eusebio.	
	Ein anderer Bedienter.	

Die Scene ist Don Eusebios Landsitz in den Pyrenäen.

Erster Akt.

(Saal im Schlosse.)

Klara, Brigida, Diego.

Alle drei.

Sei mit frommer Vieder Preise,
Sei begrüßet, milde Nacht!
Stille bist du, atmest leise,
Hast der Töne freundlich acht.

Klara.

Warme Sonne, goldne Sonne,
Sankst du schon von Himmels Rand?
Wo nun streust du Licht und Wonne?
Wo? In welchem fernen Land?
Ach, wie ist mein Inn'res trunken,
Trunken ganz von Licht und Lust!
Sage! bist du eingesunken,
Goldne Sonn', in meine Brust?

Klara und Brigida.

Sei mit inn'rem, frohem Wallen,
Sei begrüßet, milde Nacht!

(Schlag der Nachtigallen.)

Klara.

Nachtigallen, Nachtigallen,
Nehmet meines Herzens Dank!
Heilend eure Lieder schallen
In dies Herz, von Liebe krank.
Doch ihr bleibt nicht unbelohnet.
Lönt nicht euer Klagechor,
Seit die Lieb' euch nahe wohnet,
Zweimal süßer als zuvor?

Klara und Brigida.

Sei mit deinen Nachtigallen,
Sei willkommen, milde Nacht!

Klara.

Tausend schöne, goldne Sterne
Stehen schon am Himmel hoch;
Aber die vor allen gerne
Ich erbitte, fehlen noch.
Ach, zwei schöne, lichte Sterne
Sind für mich der Nächte Bier;
All' die andern bleiben ferne,
Diese neigen sich zu mir.

Klara und Brigida.

Sei mit deiner Sterne Flimmer,
Sei willkommen, milde Nacht!

Klara.

Bleicher Mond, du kommst gegangen;
Sanfte Schöne¹, sprich, woher!
Hielt auch dich der Tag besangen,
Freudelos und liebeleer?
Doch je tiefer niederziehst
Dort des Abends scheidend Licht,
Um so jugendlicher glühst
Dein holdselig Angesicht.

¹ Die Mondgöttin Selene.

Klara und Brigida.

Sei mit deines Mondes Schimmer,
Sei willkommen, milde Nacht!

Alle drei.

Sei mit frommer Lieder Preise,
Sei begrüßet, milde Nacht!
Stille bist du, atmest leise,
Hast der Töne freundlich acht.

Klara.

Mein Geliebter kann nicht mehr ferne sein. Geh doch hinab, Diego, und sei besorgt, daß er unbemerkt hereinkomme!

(Diego ab.)

Brigida.

Ich muß immer lachen, Fräulein, wenn ich bedenke, wie Guern Oheim sich in seinen eigennützigen Plänen betrügt. Er kann sich nicht satt sehen an Eurem Gelde, das er in Händen hat, und sucht darum jeden Freier entfernt zu halten. Wie wir noch in der Stadt wohnten, durftet Ihr nirgends hingehen als in die Kirche und auch dahin nur verschleiert. Als aber dennoch die liebe Jugend merkte, was unter dem Schleier blühe, als die Nachtmusiken unter Guern Fenstern erklangen . .

Klara.

Das war doch auch eine schöne Zeit, wann Luis unten in der Dunkelheit mit der Guitarre saß und ich am Fenster lehnte. Unsere getrennten Körper waren nur nächtliche Schatten, die Geister aber schwebten vereint in dem glänzenden Äther der Musik.

Brigida.

Hier auf dem Lande ist es aber doch besser; da besucht Euch der Geliebte, wie er leibt und lebt. Und der getäuschte Oheim, der Euch hier vor aller Anfechtung sicher wähnt, hat nur noch die Furcht vor dem Bären, der um das Schloß schleicht.

Klara.

Ja, diese Furcht brachte ihn dahin, daß er selbst meine Hand dem Bezwinger des Bären angeboten.

Brigida.

Ein großes Opfer für ihn! doch geht es nicht eigentlich von dem Seinen. Ich höre Don Luis' Stimme.
 (Don Luis tritt schnell ein und umarmt Klara. Diego trägt eine Bärenhaut über den Arm geschlagen.)

Klara.

Willkommen!

Luis (zugleich).

Gegrüßet!

Klara.

Mit zärtlichen Armen!

Luis (zugleich).

Mit klopfender Brust!

Beide.

Willkommen, gegrüßet
 Mit zärtlichen Armen,
 Mit klopfender Brust!

Klara.

Wie lebstest du, Teurer?

Luis.

Wie du, meine Lust?

Klara.

Mein Leben am Tage
 War stetes Bemühen,
 Dich nieder zu ziehen
 Vom hohen Gebirg'.

Luis.

Ich lebte so lang
 In wachsendem Drang,
 Hinunter, hinunter
 Zu dir in das Thal.

Klara.

Erst wollt' ich im Weiten
 Die Arme nicht breiten,
 Nur Seufzer, wie Lüftchen,
 Entsandt' ich nach dir.

Luis.

Erst trieb nur in leisen
Aufquellenden Kreisen
Mein Sehnen hinab.

Klara.

Dann wagt' ich schon Worte,
Dann Thränen auf Thränen,
Dann Arme zu dehnen,
Dich nieder zu ziehn.

Luis.

Von Gange zu Gang,
In wachsendem Drang,
So wallt' hinunter
Ein schwellender Strom.
Und schon unaufhaltbar,
Mit brausenden Wogen,
So bin ich gestürzt
Dir, Liebchen, ans Herz.

Klara.

Die fahenden Bogen
Ganz eingezogen¹!
Die Arme geschlossen!
Und du nun umwunden,
So innig, so fest!
Willkommen!

Luis (zugleich).

Begrüßet!

Klara.

Mit jährtlichen Armen!

Luis (zugleich).

Mit klopfender Brust!

Klara.

Mit inniger Wonne!

Luis (zugleich).

Mit brausender Lust!

¹ Wohl Umschreibung der unmittelbar folgenden Worte: „Die Arme geschlossen!“

Beide.

Willkommen, begrüßet
Mit zärtlichen Armen,
Mit klopfender Brust,
Mit inniger Wonne,
Mit brausender Lust!

Diego (am Fenster).

Eben kommt Don Gusebio zum Thor herein. Entfernt euch eilig!

Klara.

Auf den andern Flügel des Schlosses! Du, Diego. bleibe hier und wache für unsere Sicherheit! (Klara, Luis, der dem Diego die Bärenhaut abgenommen, und Brigida ab.)

Dritte Scene.

Don Gusebio (ruft im Hereintreten).

Diego! Diego!

Diego.

Gnädiger Herr!

Gusebio.

Wo ist meine Nichte?

Diego.

Sie hat sich schon in ihre Zimmer begeben.

Gusebio.

Gut, so hindert sie mich nicht in meinen Anstalten. Denke, Diego! gerade wollt' ich auf meinem Abendspaziergang in die Pinienallee treten, als ich den fürchterlichen Bären, der seit mehreren Tagen die Gegend unsicher macht, den Garten herabkommen sah. Nicht einmal in meinem Garten soll ich mehr Sicherheit haben. Die Unverschämtheit ist zu groß.

Diego.

Der Bär hat Euch doch nichts gethan?

Gusebio.

Du kannst dir vorstellen, daß ich seine Ankunft nicht erwartete. Ich sprang dem Teiche zu, rettete mich in den Rahn und trieb eine gute Weil' auf offner See herum, bis

ich das Ungetüm entfernt glaubte. Hierauf eilt' ich dem Schlosse zu und ließ die Brücke aufziehen und die Thore schließen. Das Schloß ist von nun an im Belagerungszustand. Dich ernenn' ich zum Kommandanten der Festung.

Diego.

Große Gnade.

Eusebio.

Gib den Knechten Befehl, daß sie die Mauer besteigen und sich an die Brustwehren stellen!

Diego.

Gnädiger Herr, das geht nicht an. Die Mauer ist so morsch und hängt so sehr gegen den Graben hinab, daß sie zusammenbrechen würde, wenn sich nur eine Taube darauf setzte.

Eusebio.

Nun, so sollen sich die Knechte mit Stangen hinter die Mauer stellen und, sobald der Bär herankommt, sie auf ihn hinabwerfen; es fehlt uns doch an grobem Geschütz.

Diego.

Ganz nach Eurem Befehl.

Eusebio.

Auf wie lange sind wir mit Proviand versehen?

Diego.

Wenigstens auf drei Monate; wenn aber die beiden Junker kommen, nach denen Ihr um Hilfe geschickt, höchstens drei Wochen.

Eusebio.

Nun, wenn diese kommen, ist uns auch geholfen. Nach meiner Berechnung können sie in einer Stunde hier sein. Aber gehe hinauf und richte die Uhr vor, damit sie eher eintreffen!

Diego.

Sie geht ohnedies immer vor.

Eusebio.

Es wäre doch räthlich, wir lernten unsern Feind ein wenig kennen. Er läßt sich wohl am besten ausspionieren, wenn wir in der Naturgeschichte nachschlagen. Such' einmal den Artikel „Bär“ auf!

Diego (langt Naffs Naturgeschichte¹ vom Brett und liest).

„Bären gibt's zweierlei, Landbären und Wasserbären.“

Eusebio.

Gut, daß es kein Wasserbär war! sonst wär' er mir nachgeschwommen.

Diego.

„Die Landbären leben immer auf dem Lande.“

Eusebio.

Jawohl, auf dem Lande. Wären wir doch in der Stadt geblieben! Da wird solches Ungeziefer nicht geduldet.

Diego.

„Der Landbär ist ein träges, brummiges Tier, frißt Honig und Milch, Getreide und Obst.“

Eusebio.

Wehe! wie wird es um meine Bienenstöcke, meine Felder und Gärten stehen!

Diego.

„Und allerhand kleine Tiere und fällt auch, wenn er geschlagen wird oder sonst böse gemacht worden, Menschen an und zerreißt oder verwundet sie tödlich.“

Eusebio.

Tödlich? Es soll ihn ja niemand schlagen oder sonst böse machen!

Diego.

„Wird 20 bis 25 Jahre alt.“

Eusebio.

Hilf, Himmel! auf so lange Zeit sind wir nicht mit Probiant versehen.

Diego.

„Und bringt alle Jahr 3 bis 5 Junge zur Welt.“

Eusebio.

Das ist noch das Schlimmste, so hätten wir ja in 20 Jahren ein ganzes Hundert Bären auf dem Halse. Ihr Engel des Himmels, hütet uns vor diesem Greuel!

¹ Georg Christian Naff (1748—88), schwäbischer Schulmann, brach mit seiner zuerst 1778 erschienenen, sehr oft gedruckten und auch illustrierten „Naturgeschichte für Kinder“ der dialogisch unterweisenden Methode Bahn.

Diego.

„Die Russen essen das Fleisch des Bären mit großem Appetit.“

Eusebio.

Ei, welch verwegenes Volk!

Diego.

Der Himmel hat Euer Gebet erhört, ich höre Hufschlag. Die Junker werden gekommen sein.

Eusebio.

Der Herr sei gelobt!

(Vorige. Don Pedro und Don Manuel treten ein.)

Eusebio.

Willkommen, edle Junker! Meinen innigsten Dank für die Bereitwilligkeit, womit ihr in dieser großen Not mir zu Hülfe eilt!

Pedro.

Ich bin allstets bereit, meinen Arm einer Familie von so gutem Adel zu leihen.

Manuel.

Ich meinerseits werde alle Kräfte meines Verstandes anbieten, dem reichsten Edelmann des Landes zu dienen.

Eusebio.

Eure Dienste sollen nicht unbelohnt bleiben; ich habe demjenigen, der mir die Haut des Bären bringt, die Hand meiner Nichte gelobt, wie der Anschlag am Burgthor öffentlich zu erkennen gibt.

Pedro.

Eurer Nichte? einer Dame von so hohem Stande!

Manuel.

Von so großem Vermögen!

Eusebio.

Der Lohn ist groß, aber das Unternehmen auch sehr gefährlich. Ich würde selbst diesen Feldzug mitmachen, wenn es meine geschwächte Gesundheit erlaubte. Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich in meiner Jugend bei der großen Re-

tirade gebient habe und einer der ersten war¹. Seit dieser Zeit hat die Schwindsucht bei mir angefangen.

Pedro.

Ihr würdet gewiß auch in meinen Mut keinen Zweifel setzen, wenn Ihr wüßtet, mit welchen Gefahren die Reise hieher verbunden war.

Eusebio.

Ist euch wohl gar der Bär selbst begegnet?

Pedro.

Wir sahen ihn zwar nicht, hörten aber ein beständiges Brummen an der Seite des Wegs.

Manuel.

Auch fanden sich im Sande unbestreitbare Spuren von Bärentrittten.

Pedro.

Ja, wir hörten stets ein Brüllen,
Waren oftmals so verwegen,
Fochten leise mit dem Degen,
Uns mit Kraft und Mut zu füllen.

Manuel.

Oft auch mit gezog'nem Schwerte,
Denn es war hier nicht zu trauen,
Sekt' ich mich verkehrt zu Pferde,
Pedro mußte vorwärts schauen.

Pedro.

Auch daß weder Frosch noch Grille
Noch ein andres Tier uns täuschte,
Hielten wir den Atem stille,
Schauten oftmals durch die Fäuste.

Manuel.

Nicht zu werden seine Speise,
Wenn er wo in Klüften sitzt,
Bogen wir die Füße leise
Aufwärts an die Sattelspitze.

Pedro.

Tapfer haben wir als Ritter . . .

¹ Dieser unbewußte Witz entstammt vielleicht einem Dacapo-Liede des Invaliden („Seit der großen Retirade sah ich so etwas noch nie“) in Pius Alexander Wolffs „Prejioja“ (erschien zuerst 1823).

Manuel.

Listig auch uns durchgewunden.

Weibc.

Und vom Bär wär' nicht ein Splitter,
Hätten wir ihn nur gefunden.

Eusebio.

Nun denn, ihr wackern Ritter! wie gedenkt ihr über den
Bären Meister zu werden?

Manuel.

Ich hoffe, ihn durch List zu besiegen.

Eusebio.

Und wie denn?

Manuel.

Dies muß ich vorderhand geheim halten; nur so viel kann
ich Euch entdecken, daß ich einige entlehnte Schlingen in der
Tasche führe, und daß ich eine leere Büchse mitgebracht, die
ich Euch mit Honig und Branntwein füllen zu lassen bitte.
Es ist für Euch von geringen Kosten und wird ungemein zum
Zwecke dienen.

Eusebio.

Ich will es daran rücken¹. Fülle die Büchse, Diego!
(Diego geht mit der Büchse.) Aber Ihr, tapferer Don Pedro, wie
wollt Ihr der Bestie beikommen?

Pedro.

Wie es einem Ritter ziemt, im offenen Kampfe. Ich
werde, wenn Ihr es erlaubt, an der Spitze Eurer Diener-
schaft gegen den Bären ausziehen.

Eusebio.

Von meinen Dienern wagt sich längst keiner auf hun-
dert Schritte vom Schlosse weg. Meint Ihr, ich würde
sonst einen so hohen Preis wie die Hand meiner Nichte auf
die Haut des Bären gesetzt haben?

Pedro.

Das ist ein mißlicher Umstand.

Eusebio.

Eines kann ich Euch jedoch zusagen, wenn Ihr um guten
Rat verlegen sein würdet, so kommt nur allemal vor die

¹ Wenden.

Mauer des Schlosses! Ich werd' Euch jedesmal auszuhelfen, wenn der Fall nicht zu intrikat ist und den Kopf zu sehr anstrengt.

Pedro.

Ich erkenne dies mit vielem Dank, doch hab' ich noch eine Bitte. Da ich in der Eile nur diesen leichten Degen anschnallte, so wünsch' ich, aus Eurer ohne Zweifel wohl versehenen Rüstkammer mich besser armieren zu dürfen.

Eusebio.

Das kann geschehen. Diego! (Diego kommt mit der Büchse, die er Don Manuel überreicht.) Siehe einmal nach im Gewehrkasten und hole, was von Waffen vorhanden ist!

Diego.

Wie Ihr befehlt. (Er tritt an den Kasten, schiebt einen Vorhang zurück und langt Helm und Panzer heraus.)

Pedro.

Schön! schön! schnalle mir den Panzer an, Alter! setze mir den Helm auf! Der Bär wird sich doch verwundern ob dem hohen Federbusch. (Diego bringt einen Schild, einen Spieß mit einer Fahne und ein Schwert.) So! den Schild an den linken Arm! Da wird der Bär zu kauen haben. Den Spieß stecke hier in den Stiefel! Diese Fahne mit Eurem hochadeligen Wappen, Don Eusebio, wird mich zu großen Thaten begeistern. Sie war wohl bei der großen Retirade?

Eusebio.

Allerdings, und auch nicht einen Riß hat sie davongetragen. (Diego will das Schwert wieder in den Kasten tragen.)

Pedro.

Diego! wo willst du mit dem Schwert hin?

Diego.

Ich sah, daß Ihr schon eines habt.

Pedro.

An der linken Seite, ja! Schnalle dies an die rechte!

Diego (für sich).

Das heißt ja wohl mit Gewalt der Waffen. (Er bringt eine Flinte und ein Paar Pistolen.)

Pedro.

Die Flinte hängst du mir auf die Schulter, die Pistolen steckst du in meinen Gürtel. Sie sind doch nicht geladen?

Diego.

O ja, sie sind's.

Pedro.

Aber sie gehen doch nicht los?

Diego.

Bei Euch schwerlich. Nun aber ist nichts mehr im Kasten als eine Trommel.

Pedro.

Nur her! man kann alles brauchen; es gehört zur vollständigen Rüstung. (Diego bringt die Trommel.) Hänge sie mir um! Ich weiß, daß die Trommel sehr dazu dient, den kriegerischen Mut zu erhöhen. Ich probiere es gleich. (Er marschirt trommelnd im Saal herum.) Doch ich will innehalten, damit ich meinen Mut nicht vor der Zeit aufzehre. (Diego lacht.)

Pedro.

Was lachst du, alter Kahlkopf?

Diego.

Ihr solltet mich jetzt nicht Kahlkopf schelten. Wißt Ihr nicht die Geschichte vom Propheten Elisa¹?

Pedro.

Ach, lieber Diego! es war nur Scherz; du hast im Ernst noch mehrere Haare auf dem Kopf. Ah — da kommt Donna Klara. (Donna Klara tritt ein. Manuel verbeugt sich. Pedro begrüßt sie mit Trommelschlag.)

Klara.

Welch kriegerisches Getümmel in diesem Schlosse?

Eusebio.

Du siehst hier die wackern Junker bereit, gegen den Feind zu ziehen. Du weißt, daß ich dem nur, der mir die Bärenhaut bringt, deine Hand gelobte.

Pedro.

Seid gegrüßt, edle Dame! Wie seid Ihr so ehrwürdig! Das hohe Alter zeigt sich in allen Euren Zügen.

¹ II. Buch der Könige, Kap. 2, V. 23—24. Elisa ließ 42 Knaben, die ihn Kahlkopf genannt hatten, von zwei Bären zerreißen.

Klara.

Mein Gott! ich bin doch erst sechzehn Jahr alt.

Pedro.

Ich meine das hohe Alter Eurer edeln Familie, Eure sechzehn Ahen. Ach, wie glücklich würd' ich sein, wenn ich an Eurem hochadeligen Stammbaum hinaufklettern dürfte!

Mannel.

Darf auch ich mich, werthe Dame,
Euch zu Füßen legen?
Euer Antlik sollte man
Auf Pflaster prägen.

Eusebio.

Wenn Ihr meine Nichte schätzt,
Dank der großen Gulden!

Mannel.

Wie sie dasteht, schätz' ich sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio und Klara.

Auf ein Tausend Gulden!

Mannel (zu Eusebio).

Schau nur ihren Hals allein
Mit der Perlenklinge
Und ihr liebes Fingerlein
Mit dem Demantringe!
Wahrlich ja! ich schätze sie
Auf ein Tausend Gulden.

Eusebio.

Es freut mich sehr, daß Euer Sinn
Sich zum Soliden kehret.
Der Jugend Reize schwinden hin,
Metall und Stein nur währet.

Klara.

Und liegt auch da die tote Braut,
Die Lippen blaß und Wangen,
Noch glühen auf der bleichen Haut
Die lichten Stein' und Spangen.

* Für die große Gulb.

Manuel.

Wohl sucht' ich einst ein Liebchen hold,
 Hold wie es Dichter sungen,
 Die Haare von Dukatengold,
 In langen, vollen Ringen,

Von glühendem Rubin den Mund,
 Mit feinen Perlenzähnen,
 Die Augen mit Saphiren rund,
 Samt echt demantnen Thränen.

Ich wäht' in manchem schönen Bild
 Mein Ideal zu schauen.
 Doch weh' dir, Armen, der du willst
 Auf Dichterträume bauen!

Alle Drei.

O weh' dir, Armen, der du willst
 Auf Dichterträume bauen!

Ein Bedienter (tritt ein).

Soeben ruft der Türmer, daß er den Bären in der
 Nähe des Schlosses entdeckt habe. (Sie fahren alle zusammen.)

Eusebio (nach einer Pause).

Unbesonnener Junge! wie oft habe ich dir gesagt, daß
 du mit solchen Schreckensposten nicht so plötzlich herausplätzen
 sollst!

Diego.

Beinahe hätt' uns der Bär auf tausend Schritte um-
 gebracht.

Don Pedro (trömmelt, tobann).

Nun hab' ich mir Mut geholt. So lebt denn wohl,
 Don Eusebio! Lebt wohl, edles Fräulein! Mit der Bärenhaut
 sollt ihr mich wiedersehen.

Ich will als neuen Herkules
 Mich vor der Welt verklären.
 Der alte hat den Leu'n erlegt¹,
 Nun ist die Reih' am Bären!

¹ Eine der zwölf „Arbeiten“ des Herkules war bekanntlich die Bezwingung
 des Nemeischen Löwen.

Wie werd' ich stolz das Bärenfell
Um meine Schultern falten!
Doch bring' ich's meiner Omphale¹,
Sie darf mir nicht erkalten.

An ihrem Rocken will ich dann
Die feinsten Fäden ziehen,
Wie süß ist solch ein häuslich Glück
Nach großen Heldenmühen!

Mannel.

Ich zieh', ein zweiter Jason², aus,
Ein Ungetüm zu würgen.
Die Büchse hier mit Zaubertrank
Kann mir den Sieg verbürgen.

Wohl werd' ich eine Zauberin
Als Braut nach Hause bringen
Und jenes edle Bärenfell
Als goldnes Vlies erringen.

Eusebio, Klara, Diego.

O große, thatenschwere Zeit!
Was kann man nicht erleben,
Daß Herkules und Jason heut'
Nach einem Preise streben!

Alle fünf.

Daß Herkules und Jason heut'
Nach einem Preise streben!

Pedro.

Noch eins, Don Eusebio! Sollte je das Schicksal verhängt haben, daß ich im rühmlichen Kampfe bliebe, so laßt Euch die Sorge für mein Begräbniß empfohlen sein!

Diego.

Dasür wird der Bär sorgen, der Euch in seinem Magen begräbt.

¹ Königin von Lybien, in deren Dienst Herkules treten mußte; er verrichtete bei ihr weibliche Hausarbeiten, während sie im Löwenfell zuschaute.

² Der bekannte altgriechische Sagenheld, erlegte mit Hilfe der Zauberin Medea im Pontusgebiete den Drachen, der das Goldne Vlies hütete.

Pedro.

Sollte aber nachher der Bär erlegt werden, so legt diesen in meiner Rüstung unter feierlichem Glockengeläut' in die Gruft meiner Väter! Denn er hat dann Fleisch von meinem Fleisch und Blut von meinem Blute.

Eusebio.

Euer letzter Wille soll mir heilig sein.

Pedro.

Nun noch eine Bitte an dich, lieber Diego mit mehreren Haaren! Geh' doch zuvor in den Hof hinab und jage den Truthahn auf die Seite! Ich habe einen natürlichen Widerwillen gegen dieses Tier, sein Gefolter ist mir wie dem Löwen der Hahnen schrei, und er würd' es gewiß nicht lassen, wenn er mein von Kampflust glühendes Gesicht erblickte.

Diego.

Es hat keine Gefahr, er ist noch eingesperrt.

Pedro.

So lebt denn alle wohl! Ich ziehe ab mit kriegerischem Schall.

Mauuel.

Und ich werde fachte neben Euch her schleichen, daß mich der Bär nicht hört.

Pedro.

Heida, ein Kriegslied!

(Er singt mit untermischtem Trommelschlag.)

Wann die Trommeln wirbeln,
Dann flutet das Heer,
Mit brausenden Wogen
Ein brandendes Meer.
Die Fahnen, sie wallen
Wie Segel daher.

Chor.

Mit brausenden Wogen
Ein brandendes Meer.

Pedro.

Und darüber Trommeten,
Die blasen Sturm.

Da bersten die Mauern,
Da stürzet der Turm
Vom Trommelwirbel
Und Trommetensturm¹.

Chor.

Vom Trommelwirbel
Und Trommetensturm.

(Pebro und Manuel, ersterer trommelnd, letzterer die Büchse im Arm und auf den Sehnen schleichend, ziehen ab Eusebio, Diego und der Bediente folgen.)

Alara (allein).

Wohl mir, daß ich befreit bin von diesen lärmenden,
larvenartigen Umgebungen! Diesmal waren sie mir doppelt
drückend nach der süßen Nähe des Geliebten.

Nach des Feuren Fernezeiehen
Muß ich stets zum Garten fliehen,
Zu der Blumenbeete Glühen,
Zu des Morgens Rosenlicht.

Nur so zarter Bilder Weben
Darf den Busen noch umgeben,
Der sich mit der Wonne Weben
An des Freundes Brust geschmiegt.

Nur in süßen Blumendüften,
In des Morgens Rosenlüften
Mögen atmen die Gefühle,
Die er mir zurücker ließ.

Brigida (tritt ein).

Er ist glücklich zur Hinterpforte hinausgeschlüpft und um
ein Gutes vor den abenteuerlichen Junkern voraus.

Alara.

Gut, meine Liebe! Aber nicht länger kann ich hier ver-
weilen, ich muß ins Freie. Da ich nicht in den Garten
gehen darf, so will ich auf den Söller steigen, um meinen
Empfindungen Raum zu geben. Ach, die Gegenwart des Ge-
liebten liegt so zwischen seligen Vor- und Nachgefühlen,
wie die Erscheinung der Sonne zwischen Morgen- und Abend-
rot. (Durch eine Seitenthüre ab.)

¹ Wie in dem alttestamentlichen Bericht von der Einnahme Jerichos.

Diego (zu der Mittelthür hereinkommend).

Schade, Brigida, daß du die Kriegsrüstung der beiden Bärenritter nicht mit angesehen.

Brigida.

Allerdings schade. Aber, Diego, was sagst denn du zu der tollen Geschichte?

Diego.

Sie macht mir herzliches Vergnügen, sie mahnt mich an die frohe Zeit, wo auch ich solche Späße trieb.

Brigida.

Laß einmal hören!

Diego.

Als ich noch eine Knabe war . . .

Brigida.

Warst du fromm¹?

Diego.

Mit nichten!

Trieb, wie man noch heute treibt,
Teufliche Geschichten.

So an einem Abend spät . . .

Brigida.

Stiegest du zu Liebchen?

Diego.

Meinte, niemand als der Mond
Blick' nach ihrem Stübchen.
Aber kaum setzt' ich ein Bein . . .

Brigida.

In den Fensterflügel . . .

Diego.

Hört' ich schon den Nachbar schrein:
Komm' nicht aus dem Bügel!

Brigida.

Komm' nicht aus dem Bügel!

Diego.

Weh'! o weh'! da stund im Kopf . . .

¹ Hier wie oft bei Umland im Sinne von: artig.

Brigida.

Dein Verstand geronnen.

Diego.

Rücklings stürzt' ich armer Tropf
In des Nachbars Bronnen.
Nachbar hatt' es nicht bemerkt,
War zu bald entronnen.

Brigida.

Himmel! hätt' ich dich gesehn,
Welche Herzenswonne!

Diego.

Meinte, käme nimmermehr
An die lichte Sonne.

Brigida.

Doch ein Wasser frisch und klar
Bringt Verstand zur Stunde.

Diego.

An den Ketten hielt ich mich
Schwebend ob dem Grunde,
Und die Ketten drehten mich
Affend in die Kunde.
Nachbars Nachbar, du sollt stracks
Büßen meine Leiden!
Feuer! schrie ich, Feuerjoh!

Brigida.

Feuerjoh!

Diego.

'S brennt von allen Seiten!

Beide.

Feuer! Feuer! Feuerjoh!
'S brennt von allen Seiten!

Diego.

Nachbar rennt zum Bronnen flugs,
Will das Feuer löschen,
Will das Feuer löschen,
Heiße! ju! und zieht mich auf.

Brigida.

Mit den andern Fröschen.

Diego.

Heiße! ju! und zieht mich auf,
Will das Feuer löschen.

Brigida.

Mit den andern Fröschen.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Morgen. Garten. Pinienallee.

Der Bär

(Kommt auf allen vieren, in der Mitte des Vordergrundes erhebt er sich und singt):

Herz, mein Herz, wie wirst du tragen
So unendlich Liebesglück?

Welche selige Gefühle
Traten in dies Herz zurück!

Als sie Wang' und Mund mir küßte,

Glühend mir ins Auge sah,

Als sie mir die Hände drückte,

Ach, was fühlt' ich alles da!

Ach, und was an Wangen, Lippen,

Was in Auge, was in Hand,

Was an so verschiednen Orten

Wunder süßes ich empfand:

All' die seligen Gefühle

Traten nun ins Herz zurück.

Herz, mein Herz, wie wirst du tragen

So unendlich Liebesglück?

(Man hört aus der Ferne Trommelschlag. Der Bär sieht sich um.)

Aber stille! und auf vier Füßen gekrochen! Dort kommen zwei arme Wichte mit einem Hasenpanier heran, bleich und dünn wie zwei Sommerjäden. Eine Fliege würde sie zerreißen, und die halten sich für fähig, gegen einen Bären zu ziehen! Welch einen Bären hat euch euer Eigendünkel aufgebunden! Mach' ich mir doch die Freude und belausche ihre

Schlechtigkeit!! Hier, dieser Busch wird sich ihrer erbarmen und ihnen den grimmen Anblick eines Bären noch auf einige Minuten entziehen. (Er kriecht hinter einen Busch. Pedro und Manuel kommen aus dem Hintergrunde, ersterer trommelnd, letzterer auf den Beinen schleifend.)

Manuel.

Wir sind auf dem Schlachtfeld. In dieser Gegend soll der Bär spuken.

Pedro.

Ich muß gestehen, es gefällt mir hier nicht ganz, die Gegend hat etwas Melancholisches.

Manuel.

Ich finde diesen Platz sehr geschickt für meine Pläne. An diesen Baum hier will ich mein Netz anspinnen und dann in den Zweigen lauern, bis die Mücke gefangen ist. (Er legt die Schlinge an die vorderste Pinie zur Linken und stellt die Büchse davor.)

Pedro (für sich).

Ich glaube, dieser Mensch bedient sich zaub'rischer Mittel. (laut.) Ich gedenke, mich auf die Pinie Euch gegenüber zu begeben, um den Feind beobachten zu können.

Manuel.

Dann werden wir dazwischen wie Scylla und Charybdis².

Pedro.

Wie versteht Ihr das?

Manuel.

Ich meine, wenn der Bär nicht an den spitzen Klippen Eurer Waffen scheidet, so fängt er sich im Strudel meiner Schlingen.

Pedro.

Vielleicht macht er doch den umgekehrten Weg. Aber was rauscht da?

Manuel.

Es ist Eure Fahne.

Pedro.

Die Atmosphäre der Bären hat für die Menschen etwas Drückendes, Beengendes, fast wie Gewitterluft.

¹ Hier im Sinne von Feigheit.

² Klippe und Strudel in der Meerenge von Messina, einander schräg gegenüber, im Altertum sehr gefürchtet.

Manuel.

Ich glaube gar, Ihr klappert mit den Zähnen.

Pedro.

Es ist wohl nur die Mühle drunten. Aber es kommt mir da plötzlich ein Skrupel: ist es auch moralisch erlaubt, Tiere umzubringen? Sie sind doch auch unsers Herrgotts Geschöpfe. Zumal der Bär hat so viel Ähnlichkeit mit dem Menschen.

Manuel.

Das hättet Ihr früher bedenken sollen, als Ihr in guter Ruh' Tiere aller Art fieden und braten ließe. Jetzt geht es in einem Hin.

Pedro.

Aber ich fürchte Gewissensbisse.

Manuel.

Ihr fürchtet wohl nur Bisse des Bären.

Pedro.

Das nicht. Er wird hoffentlich einen Maulkorb tragen wie ein anderer ordentlicher¹ Bär. Aber nein, ich kann es nicht übers Herz bringen.

Nein, o nein, ich kann nicht morden.

Dies ist nur für Räuberhorden,

Aber für kein fühlend Herz.

Manuel.

Tiere fühlen keinen Schmerz.

Pedro.

Schon als Knaben hat ergötzt

Mich der Bär mit Spiel und Tanze.

Wüß' nicht alles Recht verleget,

Lohnt' ich ihm mit Schwert und Lanze?

Manuel.

Heute weiß er nichts vom Tanze,

Braucht nur ledlich Schwert und Lanze!

Pedro.

Durch ein Kompliment gar zierlich

Hat mich einst ein Bär charmiert.

¹ Wie ein gezähmter Tanzbär auf dem Jahrmarkt.

Manuel.

Unsrer ist nicht sehr manierlich;
Stecht nur, haut nur ungeniert!

Pedro.

Noch eine Bedenklichkeit hab' ich; es könnte meinem guten
Adel schaden, wenn ich mich mit so einer Bestie schlüge.

Manuel.

Im Gegenteil! Ihr könnt dann einen Bären in Euer
Wappen aufnehmen.

Pedro.

Es ist doch mißlich, solch ein Ungetüm zum Feinde zu
haben, das nichts vom Kriegsgebrauch zivilisierter Nationen
weiß. Wenn man auch die Waffen streckte und hundertmal
Pardon rief, es würde nichts helfen.

Manuel.

Es kommt auf eine Probe an.

Pedro.

Don Manuel, Ihr scheint Eurer Sache recht gewiß
zu sein.

Manuel.

Ich lasse mich nimmermehr ausforschen.

Pedro.

Ich werde Euch der Zauberei anklagen.

Manuel.

Ich werde durch meine Kunst den Bären auf Euch hegen.

Pedro.

Ihr scherzt, mein Lieber! Wir waren doch immer Freunde
zusammen.

Manuel.

Wir wollen es bleiben, bis Euch der Bär gefressen hat.

Pedro.

Möchtet Ihr Euch einen Vorschlag gefallen lassen! Wie
wär's, wenn wir ein Bündnis schlossen? Tapferkeit und
Klugheit im Bunde sollen unüberwindlich sein.

Manuel.

Laßt einmal die Bedingungen der Allianz hören!

Pedro.

Vor allen Dingen wollen wir auf die Bäume steigen, damit wir nicht während der Verhandlung überfallen werden. (Er steigt auf die vorderste Pinie zur Rechten.) Das kostet Mühe in so schwerer Rüstung.

Manuel (ber auf den gegenüberstehenden Baum gestiegen)

Ich sitze. Hebt an!

Pedro.

Nun denn! Ich denke, Ihr entwerft einen Plan, nach welchem wir vereint den höchst lebensgefährlichen Bären bekämpfen und sodann friedlich um die Hand des Fränklers das Loß ziehen.

Manuel.

Nicht übel. Das beste wäre nun, Ihr ginget dem Bären von vorn mit dem Spieße zuleibe, indes ich ihm mit der Schlinge in den Rücken käme.

Pedro.

Ihr meint's gut mit mir.

Manuel.

Mein Gott! von hinten ist's viel gefährlicher. So ein Bär schlägt gar entseßlich hinaus; er kann mit seinem langen, zorngefüllten Schweif einen Mann zu Boden schleudern, daß er das Aufstehen vergißt.

Pedro.

Wißt Ihr keinen andern Plan?

Manuel.

Ei freilich. Legt Euch auf den Boden, ganz starr, wie ein Toter, ganz wie Ihr jetzt schon ausseht! Ich stehe dafür, der Bär thut Euch nichts zuleide, er riecht nur an Euch¹, und ich werf' ihm den Strick über.

Pedro.

Er könnte aber meinen Geruch so gut finden, daß er mich wehrlos verschlänge.

Manuel.

Und wenn auch. Wißt Ihr nicht, wie lange der Prophet Jonas im Walfischbauch² unversehrt geblieben?

¹ Bären sollen regungslos daliegenden Menschen in der That nichts anthun, was seit Mesop vielfach für Fabeln benutzt ward (die Belege gibt Kurz in seiner Burkard Waldis-Ausgabe zu I, Nr. 94).

² Prophet Jonas, Kap. 1 und 2.

Pedro.

Ich bin aber kein Prophet.

Manuel.

Macht nichts. Ihr könnt dann dem Bären von innen heraus beikommen. Denn denkt einmal, wenn Ihr mit Euren Sporen in dem Bären strampft¹, da wird ihm bald das Menschenfressen vergehen.

Pedro.

Da habt Ihr doch einmal recht vernünftig gesprochen, und ich gesteh' Euch: der Plan leuchtet mir ein. Aber übernehmt doch Ihr diese Rolle, da Ihr etwas dicker seid und ihm das Maul besser stopfen könnt, als ich! Will Euch der Bär ganz verschlingen, so pfeift nur und verlaßt Euch auf mich! Ich steige ab und zieh' Euch mit allen Leibeskräften wieder heraus, daß das Leben dieser Bestie gleich hinter Euch herfährt.

Manuel.

Wohlan! Ihr sollt sehen, daß ich meine Rittersporen mit Ehren trage. (Für sich.) Ich will mir einmal den Spaß machen, den Mut dieses Menschen auf die Probe zu stellen. (Er springt vom Baume.)

Pedro (für sich.)

Wenn der Bär diesen Stockfisch gefressen, läßt er mich bürren Hering in Ruhe.

Manuel.

Ha! ha! Ihr seid mir ein rechter.
Weh'! nun frißt mich der Bär.

Pedro.

Ich bin ein trefflicher Fechter,
Sekundier' Euch auf Ehr',
Sekundier' Euch auf Ehr'.

(Nieht den Degen und sicht vom Baum herab gegen Manuel.)

Manuel.

Seid Ihr von Sinnen? Man weiß nicht,
Wenn so was sticht oder haut.

Pedro (nimmt die Flinte und macht zu schießen Miene.)

Soll ich?

¹ Schwäbischer Provinzialismus (auch in Schillers Jugendgedichten in der „Anthologie für 1782“) für stampft; vgl.: strampelt.

Manuel.

Berrücker, der Baum bricht.
Flinten knallen laut.
Flinten knallen laut.

Pedro (Recitativ).

Himmel, was steigt dort am Horizont herauf, braun und immer bräuner? Der Bär! Der Bär!

Manuel.

Weh' mir! Hätt' ich doch den Spaß unterlassen. Man soll den Teufel nicht über die Thür malen. Weh', ich kann nimmer entinnen, ich bin gelähmt an allen Gliedern.

Pedro.

Singt nur! so wird es gelingen.
Singen gibt Mut und Lust.

Manuel.

Weh'! ich vermag nicht zu singen
Aus so beengeter Brust,
Aus so beengeter Brust.

Pedro.

Singt doch, dem Frieden zum Zeichen!

Manuel.

Wehe! die Zung' ist mir lahm.

Pedro.

Singen kann Herzen erweichen,
Machet den Bären wohl zahm.

Manuel.

Wehe! die Zung' ist mir lahm.

Pedro.

Ha! singt doch! den Bären ich witt're;
Er frißt uns zornentbrannt.

Manuel.

Hum, hum! huhu, ich zitt're.

Pedro.

So singet nur Tremulant,
Nur Tremulant!

(Manuel rafft sich plötzlich auf und steigt auf den Baum zur Linken. Der Bär rückt langsam heran und nimmt seine Richtung gegen Pedro's Baum.)

Pedro.

Jesus Maria! Er nimmt geradezu auf mich den Lauf und scheint schon von einem wütenden Hund gebissen zu sein. Nun, meine Schwerter, Lanze, Flinte, Pistolen, haltet euch gut! Ich vermag nichts mehr. (Wie der Bär näher kommt, singt Pedro zitternd:)

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket . . die . . .¹

Der Bär.

Was ist das? ein Waffenbündel! vielleicht eine Trophäe. Ei sieh! ein Mensch darunter! Will der den Bären im Himmel bekämpfen? (Er tritt zum Baum und schüttelt ihn, die Fahne fällt.) Er streicht schon die Flagge. (Er schüttelt stärker. Helm, Schilde, Flinte, Pistolen, Trommelschlegel fallen nacheinander herab.) Der Baum trägt sonderbare Früchte. Wenn ich noch einmal schüttle, fallen der Puppe auch Arm und Beine ab. (Pedro in Todesangst, versucht mit den Händen zu trommeln.) Sieh da! er trommelt mit den Pfoten. Aber sie soll fallen, die faule Birne. (Er schüttelt noch einmal, Pedro gleitet herab. Währenddessen springt Manuel von seinem Baume und will entfliehen, bleibt aber in seiner eignen Schlinge mit seinem Fuße hängen.)

Der Bär.

Gut, ein Seitenstück. (Er springt auf Manuel zu.)

Manuel.

Hélas! je suis mort. (Er sinkt unmächtig nieder. Der Bär nimmt die Maske ab. Es ist Don Luis; er nimmt den Manuel und trägt ihn hinter den Busch.)

Pedro (allein; er ist bisher ganz erstarrt am Baume gestanden und sammelt sich nun wieder).

Das war recht schauerlich, und sein Gebrüll war eigentlich kalt; ich bin ganz davon erstarrt. Ich glaub', es ist ein Eisbär, zumal weil er mich nicht gefressen, denn die Eisbären fressen nur Matrosen und anderes gemeines Fleisch, und nun wird mir erst wahr, was meine Mutter sagte, daß Manuela's Vater ein Schneider² gewesen, sonst hätte der Bär den nicht mit Haut und Haaren gefressen. Das gemeine Tier! Wohlan!

¹ Am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vielgesungenes Gesellschaftslied von Johann Martin Usteri (1763—1827).

² Früher ein verachtetes Gewerbe.

Mut! Zudem seh' ich ringsum keinen Bären mehr. Auf, rüstig zum Kampfe!

Den Bären zu bestreiten,
Hab' ich allein noch Mut.
Ich werd' ihm flugs bedeuten,
Daß ich von hohem Blut.
Dann trakt er unterthänig,
Spricht: „Herr, ich bin kein Bär“,
Und folgt mir, seinem König,
Als Pudel hintenher.

(Er zieht seine beiden Degen und sticht in die Luft. Plötzlich fährt er zusammen und läßt die Degen fallen.) Hu hu! was fliegt da vorbei? Der B . . . Feige Memme! Glaub' ich nicht, du fliegst durch die Luft dem dich erwartenden Tode davon! (Er hebt wieder einen der Degen auf und sucht, indem er mit der andern Hand einen Baumast hält.) Heraus, Waschbär! ich will dich waschen. (Schwingt sich mit einem Fuß auf den Baum.) Heraus, du Bärenraup', aus deinem Busch! (Springt ganz auf den Baum. Der Bär krencht aus dem Busche.)

Pedro.

Hu hu!

Der Bär (mit Don Manuel's Stimme).

Pedro! Pedro! zieht! um aller Himmel willen, zieht! ich pfeife mich zutode.

Pedro.

Wer ruft?

Stimme im Bären.

Quer armer Freund, Don Manuel.

Pedro.

Wo seid Ihr? Lebendig oder tot, ich weiß es nicht.

Stimme.

Im Bauche des Bären. Um aller Himmel willen, zieht mich heraus, wie Ihr versprochen! Versucht mich nur hinten herauszuziehen, daß ich nicht noch einmal die Zähne des Ungeheuers passieren darf! (Der Bär naht sich Pedro's Baum. Pedro läßt das Schwert fallen und trommelt ganz entsetzlich mit den Händen.)

Die Stimme.

Um Gotteswillen! so macht Ihr ja den Bären noch viel böser. Er wird mich noch tiefer hinabschlucken. O Ihr

teuflischer Mensch! Wer hätte das geglaubt! So laßt Ihr mich eines Todes sterben, den noch kein Mensch erlebt! Weh'! Don Pedro! Euch klag' ich an. Ihr seid der Bär; Ihr habt mich in den Rachen dieses Untiers geworfen. Fluch über Euch und Eure Nachkommen, wenn Ihr mir nicht heraushelft! (Der Bär will sich an den Baum klammern, worauf Pedro sieht, dieser springt herunter und entflieht, der Bär schleicht ihm nach unter beständigem Geschrei:) Don Pedro! Don Pedro! Helft mir! Zieht mich heraus!

(Die Szene wechselt. Saal wie im ersten Akt.)

Klara. Brigida.

Klara.

Ein Fräulein war in strenger Hut,
Mußt' stets im Schleier gehen.
Ein Ritter, gar ein junges Blut,
Der hätt' gern mehr gesehen:
„Ihr Lüfte, seid mir hold und gut,
Und weht von der verborg'nen Blut
Des Schleiers düst're Wolke!“

Einst stund an Fräuleins Weg ein Kind,
Thät einen Strauß ihr bieten,
Sie hebt es auf die Arme lind:
„Wer schickt mir diese Blüten?“
Da lupft den Schleier ihr das Kind,
Und deutet nach dem Herrn geschwind,
Der aus dem Busche lauschet.

Brigida.

Ha! Das ist die lustige Geschichte, wie Eure Liebe sich entsponnen.

Klara.

Möchte dasselbe Schicksal fortwährend über dieser Liebe walten! Möchte der Schleier der Nacht, der noch über ihr niederhängt, durch die kindische Posse, die jetzt gespielt wird, gehoben werden!

Eusebio (tritt auf).

Meine Nichte, ich hörte dich ein munteres Lied singen. Befasse dich doch jetzt mit ernstern Gedanken! Es ist ein großer,

verhängnisvoller Moment. Der Morgen ist blutrot heraufgezogen. Die Schlacht ist der Entscheidung nahe oder gar schon entschieden. Sie muß sehr heftig gewesen sein, man hat mehrmals heftigen Trommelschlag gehört.

Diego (tritt auf).

Don Pedro kommt ganz bleich und verstört zum Thor hereingesprungen, er wird gleich hier sein.

Pedro (tritt mit großen Schritten ein).

Alle Kugeln sind verschossen.

Diego (für sich).

Narrenpoffen!

Klara (zu Brigida).

Dem Geliebten nicht zu schaden,
Dieß man alles ungeladen.

Brigida.

Ungeladen.

Klara.

Und der Bär, der ist getroffen?

Eusebio.

Will es hoffen.

Pedro.

Ist in seinem Blut ersoffen.

Sicherlich

Zwei, zwölf Stich

Gab ich ihm allein verwegen.

Diego (zu Klara).

Mit stumpfen, rost'gen Degen.

Pedro.

Als er schon den armen Jungen,
Den Don Manuel, verschlungen.

Eusebio.

Verschlungen?

Klara.

Verschlungen?

Pedro.

Verschlungen.

Alle.

Weh'! o weh' des armen Jungen!

Pedro (auf Klara zugehend).

Und nun, edles Fräulein, seid Ihr die Meinige.

Klara.

Herr, vorerst die Bärenhaut!

Eusebio.

Ja ja! die Bärenhaut!

Pedro.

Die Bärenhaut? (Besinnt sich). Hum! die sollt Ihr alsbald haben. (Für sich). Der Teufel! hätt' ich doch nur geschwind eine Bärenhaut oder eine Katzenhaut! Aber so hab' ich nur eine Gänsehaut. (Mit gefasster Stimme). Esau hatte eine Haut¹, oder daß wir bald zur Sache kommen . . .

Eusebio.

Nun? spricht doch! Faßt Euch!

Pedro.

Edelster Herr, Thaten, welche Männern geziemen, sind Euren wie meinen Ohren ein Wohlklang.

Eusebio.

So laßt denn hören!

Pedro.

Wohl ausgerüstet, wie Ihr uns sahet, auf dem Schlachtfeld angekommen, forderten wir . . . (Für sich.) Der Teufel! wüchse mir nur indessen eine Bärenhaut!

Eusebio.

Nun?

Pedro.

Forderten wir unsern Feind durch mutvolles Zurufen und durch Geklirr der Waffen, auch Loschießen sämtlicher Feuerwephere zum Kampfe auf, . . . worauf . . . eine lange Weile . . .

Klara.

Eure Erzählung ist sehr langweilig.

Eusebio.

Ich sehe, daß, wenn Ihr so zu erzählen fortfahret, Ihr vor Nacht nicht an die Bärenhaut kommt. Also schnell zur Sache!

¹ Vgl. I. Mose, Kap. 25, V. 25.

Pedro.

Wie nun also nach einer langen Weile der Bär, der Land- oder Seebär, der Eis- oder Waschbär . . . (Für sich.) Der Teufel, es kommt keine Bärenhaut! (Laut.) Wie nun also bemeldeter Bär mit seinen elfenbeinernen Elefantenzähnen voll vergifteter Widerhaken . . .

Eusebio.

Und auf der Stelle sag' ich Euch, ja befehl' ich Euch: fangt die Erzählung mit der Haut des Bären an und weder mit seinen Klauen noch seinen Zähnen! Eure ganze Affaire wird mir verdächtig. Schnell! schnell! Ich vergreife mich an Euch . . .

Pedro (zittert und stammelt).

Die Bärenhaut? Ja so; ja ja! Wartet nur! (Langt in eine Tasche nach der andern). Hum hum!

Eusebio und Diego.

Hum hum!

Klara und Brigida.

Ha ha ha!

Pedro (sagt sich).

Seht! ich habe dem Bären sein Fell so zerfetzt, daß kein Stück mehr übrigblieb, das ich Euch hätte bringen können. Oder ja, es that mir die Wahl weh, welche von den Häuten die tauglichste wäre. Denn Ihr müßt wissen, es erschien eine ganze Herde von Bären, von welchen der eine immer größer und zottiger war als der andere.

Eusebio.

Wie? eine Herde von Bären? Lügner!

Pedro.

Ja! so war es mir vor den Augen, ein ganz brauner Hauch von Bären . . .

Brigida.

Desto besser. Da hättet Ihr dem Fräulein die schönste, zottigste Haut zum Muffe wählen können.

Pedro.

Ich war schon im Begriffe, als der älteste den Don Manuel lebendig verschlang. Donna, hätt' ich so grausam sein sollen, den armen Jungen noch des Fells zu berauben, da

es doch in einem Eisbären erstaunlich kalt sein muß? Die andern waren indes davongelaufen.

Diego.

Aber wo habt Ihr denn Eure Waffen gelassen?

Pedro.

Hum! die Waffen? Seht! ich habe noch beide Scheiden. Die übrigen Gewehre sind abgebrochen, zersplittert im wüthen den Kampfe, so tief in den Leib des Bären gestoßen, daß ich sie nimmer herausziehen konnte.

Eusebio.

Nichts! all' nichts! Rückt nur mit der Wahrheit heraus!
(Es entsteht ein Tumult hinter der Szene, man hört rufen: „Der Bär, der Bär!“)

Pedro und Eusebio.

Der Bär! Der Bär!

Ein Bedienter (tritt ein).

Gnädiger Herr! das Schloß ist überrumpelt. Der Bär steht vor dem Thor und in seinem Bauche schreit eine Stimme um Hilfe und bittet unterthänigst um gnädigsten Einlaß.

Eusebio.

Nichts gereicht! (Bedienter ab.)

Pedro.

Hab' ich's nicht gesagt, daß der Bär den Don Manuel verschlungen?

Diego (am Fenster).

Ein Verräter scheint das Thor geöffnet zu haben, der Bär läuft auf den Hinterbeinen über den Hof.

Eusebio.

Hilf Himmel! Schnell alle Tische, Bänke, Stühle her! Die Thüre verrammelt! Die Schwerter an die Seite! (Springt zum Gewehrkasten und schlägt den Vorhang zurück, Pedro steht dahinter.) Schöne Waffe! Feige Memme du! und die guten Waffen hast du mir alle verschleudert. Hinaus, Verräter! und bekomplimentiere den Bären auf der Treppe! Hinaus! du bist an all' unserm Unheil schuld. (Zieht ihn hervor.)

Pedro.

Um aller Himmel willen, habt Erbarmen mit einem unschädlichen Menschen!

Klara und Brigida.

Erbarmen! (Eusebio läßt von ihm ab, Pedro stellt sich sogleich wieder hinter den Vorhang.)

Eusebio.

Allmächtiger Himmel! Ich sehe und höre nichts mehr.
(Sinkt in einen Stuhl.)

Klara.

Bald werd' ich selbst irre.

Pedro (zum Vorhang heraus).

Weil es allen Zeichen nach ein Eisbär ist, so rat' ich euch, das Zimmer so heiß als möglich zu machen, daß der Bär alsbald zerschmilzt, zumal es uns doch alle friert.

Eusebio (fährt auf).

Tische, Stühle, Bänke her!

Pedro (hinter dem Vorhang).

Immer mehr! immer mehr!

Eusebio.

Weh'! o weh'! er frißt uns alle.

Pedro.

Honig an die Stubenschnalle!¹

Alle.

Weh'! o weh'! er frißt uns alle.

Pedro.

Hört ihr's auch? es faust entsetzlich.

Ja, bei Gott! wir sind verloren.

Eusebio.

Still! (Lauscht an der Thüre.)

Diego (zu Pedro).

Es sausen Eure Ohren.

Eusebio.

Nein, er kommt.

Pedro.

Weh'! gar zu plötzlich.

(Man hört jemand kommen.)

Alle.

Entsetzlich! entsetzlich! entsetzlich!

¹ Dialektisch s. v. w. Thürklinke.

Der Bediente (tritt ein).

Der Himmel hat sich erbarnt. Kaum war der Bär zum Thor herein, das Don Pedro offen gelassen, so erschien ein schöner, rüstiger Jüngling; wenn er Flügel hätte, würd' ich ihn für einen Engel halten, der uns zu Hülfe gesandt worden. Der Bär demüthigte sich vor ihm und geht gebeugt neben ihm her. Sie kommen.

(Don Luis tritt ein, unbewaffnet, mit unbedecktem Haupt, die linke Hand auf den Bären gelegt, der ruhig an seiner Seite geht.)

Eusebio (der entfliehen will) und Pedro (der hinter dem Vorhang lauscht).

Der Bär! Der Bär!

Klara (zu Brigida).

Himmel! was ist das?

Luis.

Bleibt, Don Eusebio! Der Bär kann Euch nicht verletzen, er ist in meiner Gewalt. (Er streckt die Hand in den Taschen des Bären.) Seht! Ich hab' ihn unschädlich gemacht.

Pedro.

Das ist ein Schauer.

Eusebio.

Welches Wunder!

Pedro.

So kann man es doch wagen, hervorzukommen.

(Er tritt hinter dem Vorhang hervor und stellt sich hinter das Fräulein.)

Luis (pathetisch).

Hoch im Gebirge hat sich die Not des schönsten Fräuleins der Erde vor die Augen meines Geistes gestellt. Ich bin herabgestiegen, um dieses Tier, das euch alle in solchen Schrecken gebracht, in die Bergschluchten zurückzuweisen.

Eusebio.

Was hör' ich? Gibt es wirklich noch Wunder auf Erden?

Luis (beklamiert mit Musik).

Als die Welt nun war bereitet,
Sprach der Herr zu seinem Bild:
„Mach' dir unterthan die Erde!
Sei ein König, stark und mild,

¹ Dem Menschen.

Deffen, was in Lüften flouget,
Was da schwimmt in den Meeren,
Was da wandelt im Gefild'!"

Ach! wie ist sie hingeschwunden,
Jene Paradieseskraft!
Und der Geist, der herrschen sollte,
Ist er nicht zum Knecht erschlafft?
Ja! Nur hoch in den Gebirgen
Blieb bei wenigen Erwählten
Königliche Meisterchaft.

Dort, wo klein erscheint die Erde,
An des Sternenreiches Schwell',
Dort, wo alles Starke wohnet,
Sturmwind, Feu'r- und Wasserquell,
Dort hat auch der Geist bewahret
Seine Krone, seinen Zepter,
Seine Urkraft frisch und hell.

Eusebio.

Ihr seid also, wenn ich recht verstehe, was man so einen
Zauberer nennt?

Luis.

So nennt uns jetzt die Menschheit, die uns nimmer be-
greift. Aber seht einmal, Don Eusebio, diesen Ring an!

Eusebio.

Himmel! Es ist der Ring, den meine Nichte vor einem
Monat bei einer Fahrt an der Küste ins Meer fallen ließ.

Klara (zu Brigida).

Ach! ins Meer der Liebe ließ ich ihn fallen.

Luis.

Tief im Meeresgrunde hat ihn ein Fisch verschlungen. Da
rief ich dem Adler, der hoch in den Klippen horstet: Flug
hinab und bringe den Fisch herauf! Es geschah, und der Fisch
gab willig den Ring zurück¹.

Eusebio.

Erstaunlich! Tritt doch herzu, Klara, und sieh den Ring!
Du darfst den fremden Herrn nicht scheuen.

¹ Anspielung auf die Sage von der schönen Magelone, wie in „König Egmont“, (S 198).

Luis.

Ich bin diesem holden Kinde nicht fremd, als Schutzgeist umschweb' ich sie schon lange.

Mara.

Ist mir doch, als wäret Ihr mir erst heute nacht im Traum erschienen.

Eusebio.

Wenn Ihr denn so mächtig seid, verehrtester Herr, und besonders über diesen Bären solche Gewalt ausübt, sollt' es Euch nicht möglich sein, einen seligen Freund von mir, den dieses Tier oder Untier verschlungen, wieder ans Land zu bringen?

Luis.

Warum nicht? Wie hieß Euer Freund?

Eusebio.

Don Manuel.

Luis.

Nun denn! (Ruft.) Manuel! Don Manuel!

Der Bär (der indessen in einem Stuhle gelegen, stellt sich auf alle viere).

Wer ruft mir?¹ Darf ich wieder sprechen?

Luis.

Don Manuel, Ihr seid erlöst. (Er zieht die Bärenhaut ab und hält sie in die Höhe. Don Manuel kommt zum Vorschein, auf allen vieren dastehend. Pedro und Eusebio sind voll Verwunderung. Die übrigen lachen.)

Manuel (erhebt sich).

Mein Gott! alles noch vorhanden! Meine silbernen Sporen, meine Beine, meine Arme! Lieber Gott! mein Kopf! Ist mir doch das Gesicht nicht verlöscht worden?

Diego.

O nein, es ist ganz so ausdrucksvoll wie zuvor.

Manuel (zu Don Luis).

Ach, edler Ritter, wie sehr bin ich Euer Schuldner! Wenn nur erst meine früheren Schulden der Ordnung nach bezahlt sind, so werd' ich, soviel möglich, meinen reellen Dank Euch entrichten.

¹ Diese Stelle parodiert gewiß das bekannte „Wer ruft mir?“ des Erdgeistes in Goethes „Faust“.

Luis.

Ich werde mich selbst bezahlt machen. Nun, Don Eusebio, hier ist das Bärenfell. (Er hält es gegen Eusebio, der einige Schritte zurückfährt.) Ich werd' Euch nicht zu sagen brauchen, welchen Preis Ihr darauf gesetzt; es steht am Burghor mit deutlichen Buchstaben. Hier ist das Bärenfell.

Eusebio (verlegen).

Die Bärenhaut, wollt Ihr sagen. Ganz recht! Dürft' ich mir doch Euren geschätzten Namen ausbitten!

Luis.

Luis.

Eusebio.

Ein sehr schöner Name! Ich meine nur so, nicht etwas vorn oder hinten?

Luis.

Don Fernando Luis de Miranda.

Pedro.

Miranda! Gute Familie!

Mannel.

Sehr reich.

Eusebio.

Es ist mir doch, als hätt' ich Euch schon einmal gesehen. Aber seid Ihr denn wirklich ein sogenannter Zauberer?

Luis.

Wie man's nimmt.

Eusebio.

Es kommt mir nach und nach etwas fast wie ein Gedanke. Diego! hilf mir doch darauf!

Diego.

Seht, gnädiger Herr! eigentlich war diese Bärenhaut der Bär, daher Ihr auch wohlweislich nicht auf den Bären, sondern bloß auf die Bärenhaut den Preis gesetzt.

Eusebio.

O ja, wohlweislich.

Diego.

Auch war der Bär heute nacht im Schlosse; er hat sich aber, um Euch nicht zu erschrecken, sogleich auf den andern Flügel begeben.

Eusebio.

Ei, ei! Und mit dem Ringe? Doch wir wollen die übrigen Gedanken auf morgen ersparen¹; mein Kopf ist schon zu sehr angestrengt.

Luis.

Ich aber werde doch heute noch Bescheid erhalten?

Eusebio.

Also Don Luis de Miranda! Nun, ich würd' es doch in die Länge nicht hindern können. Es möchte wieder ein Bär oder gar ein Löwe oder Walfisch kommen. Aber was sagst du dazu, Klara?

Klara.

Ich ergebe mich ganz in Euren Willen.

Eusebio.

So mögt Ihr sie denn haben, Don Luis de Miranda! Aber sollte je wieder einmal ein Bär vom Gebirge kommen, so zähl' ich auf Euren Beistand.

Luis.

Rechnet sicher darauf!

Manuel (für sich).

Eigentlich gehörte doch mir der Preis. Ich habe doch die Bärenhaut zuerst zu Eusebio gebracht.

Pedro.

Es ist eigentlich wunderbar, was ich für einen undertilgbaren Mut habe; kaum ist eine Gefahr vorüber, so regt er sich mit neuer Kraft.

Klara (zu Luis).

Nimm mich, teurer Zaub'rer, hin,
Der mit tausend tiefen Rünsten,
Liebestränken, Wunderliedern
Mir befangen Herz und Sinn!

Luis.

Schönste! willst du Zaub'rer nennen
Den, der selbst bezaubert ist?
Sind wir beide doch umwunden
Von der Liebe Zauberlist!

¹ Versparen.

Liebe mit den goldnen Netzen,
 Mich und dich umspann sie gleich.
 Liebe herrscht mit Zaubereien,
 Königin vom Feenreich.

Beide.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
 Königin vom Feenreich.

Klara.

Liebe zaubert selbst den König
 Von dem stolzen Thron herab,
 Gibt ihm in die Hand die Harfe,
 Oder nur den Hirtenstab¹.

Pedro.

Treten selbst gekrönte Häupter
 In der Liebe Zauberreich,
 Will auch ich nicht ferne bleiben,
 Gerne schlag' ich mich zu euch.

Klara.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis.

Liebe u. s. w.

Pedro.

Liebe u. s. w.

Alle drei.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
 Königin vom Feenreich.

Luis.

Liebe zieht den Herrn der Götter
 Von des Sternenhimmels Rand,
 Daß als Schwan er niedersehwebet
 In ihr holdes Zauberland².

Manuel.

Strömen goldne Regen³ nieder
 In der Liebe Zauberreich,

¹ Vgl. „Der junge König und die Schäferin“, Bb. I, S. 143 ff., besonders S. 145.

² Nach griechischer Sage kam Zeus als Schwan zu Leba, der Gattin des Königs Lymbareos von Sparta.

³ Wie die griechische Sage berichtet, senkte sich Zeus als goldener Regen in den Kerker der argivischen Prinzessin Danae. Manuel denkt dabei aber auch an Klaras Reichthum.

Will auch ich nicht ferne bleiben,
Gern gesell' ich mich zu euch.

Luis.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Klara.

Liebe u. s. w.

Manuel.

Liebe u. s. w.

Luis. Klara. Manuel.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.

Klara.

Liebe wandelt ihre Kinder
Oft in zarte Tön' und Bilder,
Ja, die goldne Sonnenblume
Und so manche Silberquelle
Und die zarte Philomele
Und das Echo in dem Thal,
Nymphen waren sie, so Liebe
Umgewandelt allzumal¹.

Luis.

Oft auch hat mit Schreckgestalten
Sie gespuket und geneckt.
Heut' erst hat durch Bärenhülle
Sie dies edle Haus geschreckt.

Klara.

Doch die Liebe gibt die Formel,
Die den Zauber leicht bespricht.
Ja, es sank die wilde Hülle,
Und der Schöne sprang ans Licht².

Luis.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Klara.

Liebe u. s. w.

¹ Wie es antike Sagen erzählen. Vgl. auch Bd. I, S. 87, Num. 8, und S. 211, Num. 1.

² Wie in vielen deutschen Märchen verwunschene Prinzen durch die Macht der Liebe aus Bärengestalt erlöst werden.

Beide.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.

Brigida.

Wenig wußt' ich noch bis heute
Von der Liebe Zauberei,
Aber hier in eurer Nähe
Fühl' auch ich mich nimmer frei.

Ist mir doch, als hört' ich ferne
Rufen ein Beschwörungswort,
Zög' es mich mit sanften Banden
In das Reich der Liebe fort.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Klara.

Liebe u. s. w.

Luis.

Liebe u. s. w.

Brigida. Klara. Luis.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.

Diego.

Lange schon ist mir entschwunden
Liebeschmerz und Liebeslust,
Aber hier in eurer Nähe
Walt von neuem meine Brust.

Mich auch locket was hinüber
In der Liebe Zauberreich,
Wären's auch nur teure Schatten,
Die im Mondlicht wandeln bleich.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Klara.

Liebe u. s. w.

Luis.

Liebe u. s. w.

Diego. Klara. Luis.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.

Ensebio.

Vieles ist mir heut' geschehen,
Was ich nicht zu deuten weiß.
Sollt' ich ernstlich drüber denken,
Macht' es mir doch allzu heiß.

Drum will ich's nur gelten lassen
Für der Liebe Zauberei.
Weil ich sehr das Denken meide,
So gesell' ich euch mich bei.

Und so will ich wie die andern
Singen, rufen froh mit euch:
„Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.“

Klara.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis.

Liebe u. s. w.

Ensebio. Klara. Luis.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
Königin vom Feenreich.

Luis (zu Klara).

Trag' ich deinen Ring am Finger,
Nimm auch du den meinen an!

Klara.

Gern nehm' ich von dir, Geliebter,
Diesen neuen Zauberbann.

Beide.

Diese Zauberringe müssen
Ewig eins ans andre schließen.

Die andern alle.

Diese Zauberringe müssen
Euch ans Reich der Liebe schließen!

Luis und Klara.

Und so sind wir denn gebannet
 In der Liebe Zauberreich,
 Wo ein ew'ger Frühling blühet,
 Wo man keinen Wechsel kennet,
 Als daß Blum' und Blume wechselt,
 Sonnenlicht mit Mond und Sternen,
 Süße Blick' und Küsse weich.

Klara.

Liebe herrscht mit Zaubereien.

Luis.

Liebe u. s. w.

Beide.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
 Königin vom Feenreich.

Alle.

Liebe herrscht mit Zaubereien,
 Königin vom Feenreich.

(Der Vorhang fällt.)



Tamlan und Jannet.

Personen.

Randolf , Graf von Murrach.	Elfenkönigin .
Dunbar , Graf von March.	Ariel , ein Sylphe.
Tamlan , Randolfs Sohn.	Thomas , ein Sänger.
Jannet , Dunbars Tochter.	Harald , ein Held.
Junker David .	Elfen .
Abfalon } seine Diener.	Sylphen .
Thomas }	Bediente .
Marie , Jannets Zofe.	

Erster Akt.

(Garten bei Dunbars Jagdschloß. Rechts ein Flügel des Schlosses, links eine Rosenlaube, im Hintergrunde Waldgebirg.)

(Randolf und Dunbar treten auf.)

Randolf.

Freund, morgen soll ich diese Gegend lassen,
 Durch heilige Erinnerung mir wert,
 Wo meine Trauer, meine Hoffnung wohnt?
 Zum Hofe willst du mich zurückziehn,
 Wo all der Menschen mannigfache Rede
 Mir so Ergreifendes nicht sagen kann,
 Als hier die Bäume, Felsen, Waldgewässer.

Dunbar.

Ich ehre deine zärtlichen Gefühle.
 Bewahre du sie treulich in der Brust!
 Doch, Freund, es thut uns wahrlich allen not,

In's rege Leben wieder einzutreten.
Den Mangel wirklicher Gestalten sucht
Das einsame Gemüt durch Traumgebilde
Sich zu ersetzen. Wir auch sinken so
In Träumereien täglich tiefer ein.

Randolf.

Was nennst du Träumereien, strenger Freund?

Dunbar.

Was ist es sonst, wenn täglich du den Wald
Besuchst, wo vor sechs Jahren dir der Sohn
Im wild unachtsamen Gewühl der Jagd
Auf unbekannte Weis' entschwunden ist,
Besuchst, nicht bloß zu schwärmender Erinn'ung,
Nein, mit geheimer, sonderbarer Hoffnung,
Daß aus demselben Wald er wiederköhre,
Noch mehr (gesteh' es!) mit dem Fabelwahn,
Daß ihn die lust'gen Elfen dir entführt?

Randolf.

Kein Wahn — ein schöner Glaube; laß ihn mir!
Du müßttest vieles andre sonst bestreiten.
Sprich, wie ich mir den Teuren denken soll!
Zerfleischt von eines Raubtiers blut'gem Zahn
Und längst zu Staub verwehet sein Gebein?
Hinabgeschlungen von des Waldstroms Flut
Und aufgelöset längst im Ozean?
Nein, laß die schönen Bilder fest mich halten,
Wie er im Frühlingsland der Elfen lebt,
Wie einst er plötzlich aus den Büschen tritt,
Mit holden Feengaben ausgeschmückt!

Dunbar.

Und weiter, was denn ist's als Träumerei,
Wenn meine Jannet, sonst ein kluges Kind,
Die ird'schen Freier alle von sich scheucht,
Doch jeden Sommer am Johannismorgen
In diese Rosenlaub', als Braut geschmückt,
Beim Klange festlicher Musik sich setzt,
Erwartend einen Schattenbräutigam¹?

¹ Dem Volksglauben zufolge steht in der Johannismacht das Feenland den bösen Geistern, aber auch den Menschen offen; vgl. Mariens Worte S. 271.

Wenn morgen sie dies Spiel erneuen will,
 Biewohl kein Freier nah und fern zu wittern
 Als jener mißgeschaff'ne Junker David,
 Ein Träumer auch, daß Lieb' er hoffen kann?

Randolf.

Ein zartes Spiel. Sie feiert das Gedächtnis
 Des guten Tamlans, den wir ihr bestimmt.
 Doch mehr als Spiel; sie heget einen Glauben
 Mit mir. Ich will auf ihre Ahnung traun.
 Ich will beim Sonnenschein nicht weiter reden.
 Wann jener Mond, der dort so bleich noch harret,
 Mit vollem Licht die Welt beherrschen wird,
 Dann trittst du selbst zu meinem Glauben über;
 Denn seine Stund' hat alles, auch die Geister.

Dunbar.

Ich ließ des Mädchens Bitten mich bewegen,
 Den nächsten Morgen noch einmal das Spiel
 Zu dulden; doch es ist das letzte Mal.
 Am Abend reisen wir und retten uns
 Aus dieser Waldesnächte Traumgebiet.

Randolf.

So laß noch einmal uns den Ort besuchen,
 Wo ich das teure Bild zuletzt gesehn!
 Komm! eilen wir! Den Junker seh' ich dort;
 Er wäre mir ein störender Begleiter.

(Beide ab. David und Thomas treten auf.)

David.

Wie hat die Flasche Weines dir gemundet?

Thomas.

Sehr gut. Mir kam im Trinken erst der Durst,
 Denn längst hatt' ich den Weindurst ganz verlernt.
 Ihr habt den dürren Boden neu gelockert,
 Und Ströme, wahrlich, könnt' er jetzt verschlucken.

David.

Man thut des Guten leicht zu viel. Vernimm,
 Warum ich heut' so reichlich dich getränkt!
 Ich wollte deine Dichterader schwellen,
 Daß du ein zärtlich Liedchen gleich mir reimst,

Das diese Nacht noch vor des Fräuleins Fenster
Gesungen wird, ihr Herz mir zuzuwenden.

Thomas.

Nicht möglich, bester Herr! Es ist schon Abend.
Die Lieder schießen nicht wie Pilz' hervor.

David.

Soll ich den Wein umsonst gespendet haben?

Thomas.

Zu spät, geliebter Herr! ach, viel zu spät.

David.

Es hilft dir nichts, denn alles liegt daran,
Daß ich das Fräulein günstig mir erhalte,
Daß selbst kein schlimmer Traum sie diese Nacht
Mir noch entfremde. Drum verkünd' ich dir:
Wird nicht das Liedchen bis zum Abend fertig,
So laß ich dich so lang' in Schrauben stecken,
Bis du halbtot mir singst ein Schwanenlied.

Thomas.

Erbarmen, bester Herr! Ich will's versuchen.
Befehlt nur, was das Lied enthalten soll!

David.

Um nachzuhelfen deiner Phantasie,
Hab' ich an diese Stelle dich geführt,
Wo wir zu nacht das Ständchen bringen werden.
Hier fasse recht die Bilder in den Sinn,
Daß alles sich nach Zeit und Orte fügt!
Vor allem denke dir, der Tag sei Nacht!

Thomas.

Das ist sehr schwer zu denken, lieber Herr!

David.

Du denkst nur statt der Sonne Mond und Sterne.

Thomas.

Die sind doch viel geringer als die Sonne.

David.

Ich will dir lehren, wie man so was denkt.
 Merk' auf! Ich schlag' in diese Rose hier,
 Es fahren Blätter aus nach allen Seiten,
 Nur wen'ge bleiche blieben noch am Stiel.
 So, mußt du denken, schlag' ich in die Sonne;
 Da fahren tausend Sterne durch die Luft,
 Und an der Stelle bleibt ein blasser Mond.
 Den so bewandten Mond nun denke dir
 Hier auf des schönen Fräuleins Fenster scheinend,
 So wie die Sonn' es eben jetzt bestrahlt.

Thomas.

Das Fenster kann ich denken, weil ich's sehe;
 Doch wie der Mond darauf scheint, weiß ich nicht,
 Weil ich im Mondschein nie spazieren gehe.

David.

Thut nichts zur Sache. Hinter diesem Fenster
 Mußt du das schöne Fräulein schlummernd denken.

Thomas.

Wie kann ich das? denn eben hör' ich sie
 Ganz laut da drinne sprechen.

David.

Denke nur,
 Sie sprech' im Schlafe! Weiter stell' dir vor,
 Ich singe hier dein Lied zum Harfenklang!

Thomas.

Das ist das allerschwerste, teurer Herr!
 Wie läßt sich denken, daß ein Lied Ihr singt,
 Das erst zu machen ist, zu dem mir noch
 Kein einziger Gedanke kommen will?
 Ach, wenn Ihr Euch das Lied schon denken könnt,
 So überhebt mich doch der großen Mühe!

David.

Du brauchst das Lied nicht selber dir zu denken,
 Du denkst die Melodie. Du kennst sie wohl,
 Da alles ich nach einer Weise spiele,
 Die Totenklage wie das Hochzeitlied,

Nur daß ich stärker oder schwächer schlage.
Dann, wie ich so die Harfe zärtlich rühre,
So tritt das Fräulein droben an das Fenster.

Thomas.

Ich sehe nur des Fräuleins Jose droben.

David.

Nun sieh! Die Jos' ist ringer¹ als das Fräulein;
Dafür die Sonn' ist edler als der Mond.
So wird zuletzt die Nacht dem Tage gleich.
Das alles nun, die Nacht, der Mond, das Fenster,
Das Fräulein, ich, die Harfe, dünkt dir's nicht
Genug, um etlich' Kleinlein auszufüllen?
Du würdest überdies mich sehr vergnügen,
Wenn du aus der Geschichte meines Ahns,
Des Königs David, was einfließen ließe.
Du denkst dabei nur an die Schilderei'n²,
Die stündlich du in meinem Zimmer siehst.

Thomas.

Ihr sagt mir da das Beste noch zuletzt.
Der König David steigt mir in den Kopf.

David.

So geh denn nach dem stillen Walde hin
Und zupf' an allen Büschen Blätter ab,
Bis dir das Werk gelungen!

Thomas.

Gut, mein Herr!

(Er geht nach dem Hintergrund ab, an den Fingern abzählend³.)

David.

Es fehlt mir nicht; sie muß sich mir ergeben,
Belagert von Gesang und Saitenspiel;
Ich lass' ihr keinen Stillstand, selbst bei Nacht.

(Gegen die Laube.)

Wie steht sie schön, die hochzeitliche Laube,
Mit düftereichen Rosen aufgeputzt!
Ich rieche schon mein Glück, bald werd' ich's schmecken.

(Ab.)

¹ Schwäbisch für: geringer.

² Bilder.

³ Die Versfüße.

(Jannet und Marie kommen aus dem Hause.)

Marie.

Ha ha! ein Ständchen ist Euch zugebracht.

Jannet.

So hört denn der Unsel'ge nimmer auf,
Mit Mißgestalt, Mißtönen, Mißgedanken
Mich zu verfolgen? Doch wir lassen das.
Sprich wieder, was in der Johannismacht
Im schönen Elfenlande sich begibt!

Marie.

Nun ja! Gefährlich ist die heil'ge Nacht
Den Elfen; offen steht ihr lustig Reich
Feindlich gesinnten Geistern und den Menschen.
Sie müssen dann des Berges finst'rem Geist
Zum jährlichen Tribut ein teures Haupt
Aus ihren Reihen selbst gefesselt bringen.
Sie hindern's nicht, wenn kühne Menschenhand
Ins Land der Sterblichen zurückzieht,
Wen einst der Elfenzauber hingeführt.

Jannet.

Und sprich! So nah' ist uns das Elfenland,
Wenn wir die Stunde nur zu treffen wissen?

Marie.

Dort liegt es in dem duftigen Gebirg'.
Doch findet keiner es zu andrer Zeit;
Geheimer Zauber wirrt, verblendet stets;
Nur diese Nacht führt jeder Weg dahin,
Und mancher, der nach andrem Ziele ging,
Erschrickt, im Geisterreiche sich zu sehn.
Drum laßt den Wald uns diesen Abend meiden!

Jannet.

Nicht so! Willkommen Nacht, die endlich mich
Zu dem ersehnten Ziele führen wird!

Marie.

Doch nicht ins Land der Elfen? Teure, spricht!

Jannet.

Ins Land der Elfen, wo mein Tamlan wohnt.
Den will ich retten aus der Geister Bann.

Marie.

Den Tamlan! Nun versteh' ich Euren Scherz.
Nicht wahr, Ihr meint den Schattenbräutigam?
O weh', der hat Euch lange schon vergessen.
Im Elfenlande denkt man nicht zurück
An unsre trübe, winterliche Welt.

Jannet.

Das Land der Kindheit ist ein schönes Land,
Es darf dem Elfenlande sich vergleichen,
Und alle, die darin zusammen lebten,
Sie sind auf alle Zeiten sich vertraut,
Wie die an einer Mutter Herzen ruhten.
Gewiß, auch Tamlan hat es nicht vergessen,
Wie wir einmal am ersten Frühlingstag,
Der uns so mächtig hob den kindlichen Sinn,
Als stünden plötzlich wir im vollen Leben,
Wie wir uns da gelobten, heilig, ernst,
Er, mich zu retten einst mit Schwert und Speer
Aus finst'rem Turme, wüster Drachenhöhle,
Ich, ihn zu suchen durch die weite Welt,
Im Pilgermantel, mit dem Muschelhut.
Ich werde niemals das Gelübde brechen;
Der reine Himmel und die Blumenau,
Sie mahnen mich mit jedem Frühling neu.

Marie.

Ein lieblich Spiel der schönen Kindertage!

Jannet.

Bekenne redlich! Sind wir so viel mehr
Geworden, seit wir Kinder waren? Sprich!
Sind die Gefühle, Liebe, Frömmigkeit
Seitdem uns reiner, wärmer aufgeblüht?

Marie.

Ihr sprecht so ernst; Ihr nehmt doch nicht als Wahrheit
Die Elfenmärchen, so die Mutter mir
In Winternächten am Kamin erzählt?

Jannet.

Suchst du die Geister nicht und sie nicht dich,
So mögt ihr freilich selten euch begegnen,

Und nur die Sage macht sie dir bekannt;
 Doch anders ist dem Tamlan es geschehn.
 Er hat mir oft erzählt, wie ihm im Walde
 Begegnet eine wunderschöne Frau,
 Die ihn zu sich gelockt mit süßer Rede;
 Doch ist er jedesmal vor ihr geflohn,
 Erschröcken vor der allzu großen Schönheit.
 Er floh zu mir und faßte meine Hand,
 Ausatmend, sah mich an von Kopf zu Fuß,
 Als hätt' er mich verloren, wollte nun
 Auf ewig in sein Innerstes mich fassen.

Marie.

Die Fabel und der Kindersinn, sie gehen,
 Zwei lustige Gespielen, Hand in Hand.

Jannet.

Und nennst du's Fabel, nun so bin auch ich
 Ein Fabelmädchen nur, von dem man singt:
 „Sie schmückte sich, sie schürzte sich
 Beim hellen Mondenschein.
 Und fort war sie nach Waldeshöh'n,
 Zu sprechen mit jung Tamlan.“¹

(Sie will gehen.)

Marie.

Um Gotteswillen, geht nicht in den Wald!
 Ich fürchte mir, bei Tage hinzugehn.
 Dort kann uns Mädchen selbst des Freundes Tritt
 Erschröcken hinterm Vorhang dichter Blätter;
 Man weiß ja nicht: ist's Räuber oder Geist.

Jannet.

Der Wald ist still und einsam in der Nacht.
 Ich habe mich geübt, im Mondenschein
 Darin zu wandeln, und mich schröcken nimmer
 Seltsame Bilder, die man fern erblickt,
 Kein Busch, der dunkler als die andern steht,
 Kein schneller Blick des Mondes durch die Schatten,
 Kein Luftzug, der der Bäume Wipfel regt.

¹ Diese Strophe ist aus der altschottischen Ballade „The young Tamlane“ übersetzt, auf deren ihm aus seines Lehrers Konz Verdeutschung bekannten Inhalt Uhlands ganzes Stück beruht; vgl. Uhlands „Schriften“, Ab. IV, S. 264–268.

Marie.

O wehe mir! ich kann Euch nicht begleiten,
Ich würde diesen Schauern unterliegen.

Jannet.

Ich muß allein sein; keine fremde Sorge
Darf meinen festen Blick vom Ziele wenden.

Marie.

Was werd' ich dem besorgten Vater sagen?

Jannet.

Du weißt: der Abend ist mir freigegeben.
So lebe wohl! Besorg' auf morgen alles,
Den Rosenkranz, die festliche Musik!

Marie.

Ach, bleibt, mein Fräulein! Ich beschwör' Euch: bleibt!
Die Elfen sind ein hämisches Geschlecht.

Jannet.

Sie sind ja Fabel, wie du selbst gesagt.

Marie.

Man kann nicht wissen. Ach, Ihr gehet doch!
So warn' ich Euch (versprecht es, Liebste, mir!),
Nichts zu genießen in dem Geisterland!
Sonst kommt Ihr nimmermehr von da zurück¹.

Jannet.

Es sei! nun lebe wohl!

(Sie geht.)

Marie (nachrufend).

Ach, Fräulein, bleibt!

Zweite Szene.

Garten. Mondschein.

Junter David. Absalon und andere Bediente Davids.

David.

Wie angenehme, warme Sommernacht!
Die Frösche singen, und die Grillen pfeifen;
So stimmen wir auch unsre Musik an!

¹ Wer im Geisterreich Nahrung zu sich genommen hatte, war ihm verfallen, wie Proserpina nach altgriechischer Sage der Unterwelt. Bgl. Bb. 1, S. 481, Anmerkung 4.

Abfalou.

Wir sollten eine schwärz're Nacht erwarten
Mit unfrem Frevel gegen die Musik;
Berruchte Thaten lieben Finsterniß.

David.

Hier ist kein Frevel; meiner Dame Herz
Möcht' ich ersteigen auf der Töne Leiter.

Abfalou.

O trauet Eurer Leiter nicht zu sehr!
Es krachen, brechen alle Sprossen.

David.

Schweig'!

Was murrst du ewig, du Undankbarer,
Den brotlos ich in meine Dienste nahm?

Abfalou.

Noch hatt' ich Brot, und brotlos ward ich erst
In Eurem Dienst; vom Dienste lebt sich's nicht.
Doch dies ist nicht mein höchstes Mißgeschick.

David.

In der Musik ließ ich dich unterweisen
Auf dein inständig Flehen.

Abfalou.

Traun, Ihr trefft
Die rechte Saite, die Ihr nie noch traft.
Als ich ein Knabe war, da kamen oft
Die Harfner wandernd vor des Vaters Thür.
Sie dünkten teure Boten mir zu sein
Aus einer Welt von vollern Harmonien,
Nach der sie heißes Sehnen mir erweckten,
Und bald verließ ich meiner Eltern Herd,
Als wollt' ich suchen das gelobte Land,
Wo jene Himmelsprache der Musik
Gesprochen würde. Weh', ich kam zu Euch,
Dem Gegenfüßler der melod'schen Zone.

David.

Ha, stammt nicht mein tonliebendes Geschlecht
Vom König David her, der Harfner erstem?

Absalon.

Von König David und Bathseba¹ wohl,
Drum blieb zum Fluch Euch der unsel'ge Sang.

David.

So suchst' ich dich umsonst mir zu verbinden,
Da ich den Namen Absalon dir gab
Und väterlich die Kunst in dir gepflegt?

Absalon.

Ich weiß es nicht, durch welchen Höllenzauber
Ihr mich gerissen aus der Christenheit²
Und fest mich haltet in verhaftem Bann.

David.

Bergebens gab ich dir die schöne Geige,
Ein wert'es Erbstück, trefflich ausgespielt?

Absalon.

Das eben ist mein Jammer, daß Ihr mich
Gekettet an dies mißgelaunte Werkzeug,
Dies Ungeheuer, jeden Wohllauts Feind,
Ganz ungelehrig für die Melodie.
Mein Flehen, all mein innigstes Verlangen
Hat ihm noch keinen lautern Ton entlockt;
Ich mag es streicheln, schüttern, schlagen: nichts
Gewinn' ich als ein mürrisches Gekreisich.
Ich hörte, daß man böse Geister oft
In Säcke bannt³ und in den Strom versenkt:
Fürwahr, in dieser Geige Kasten sind
Des Mißlauts Plagegeister all' gebannt,
Wo sie nun ewig stöhnen, winseln, heulen.
Laßt mich sie senken in des Meeres Tiefe,
Zum tauben Abgrund, zu den stummen Fischen!

¹ Davids zweite Gattin, Mutter Salomos; vgl. „2. Buch Samuelis“, Kap. 11.

² Weil er jetzt „im Banne der Disharmonie, gleichsam im Heidenlande leben müsse“ (Dünker, „Uhländs Dramen“, S. 100). Uhländ schreibt am 21. Januar 1810 an Kerner: „Junker David ist ein von den Elfen statt des geraubten Tamlans ausgefekter Wechselbalg. Sowie Tamlan zurückkommt, verschwindet jener. Die Mißtöne lösen sich in Harmonie auf, Absalon findet die gewünschte Musik.“

³ Holland erinnert an Goethes „Göz von Berlichingen“, Akt IV: „Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwor“; man denke auch an das deutsche Volksmärchen vom Schmied, der den Teufel durchs Schlüsselloch in einen Sack fahren läßt, und an die türkische Art der Todesstrafe, den Verbrecher in einen Sack einzuschließen und dann im Strome zu ertränken.

Und reißt sich dennoch solch ein Mißton los,
Dann bäumt, ihr Wellen, euch, verschlinget ihn!
Ihr Stürme, macht euch auf, ihn zu zerreißen,
Bevor zu Menschenohren er gelangt!

David.

Halt' ein! Zum Werk, ihr Leute! Flugs gestimmt!

(Sie stimmen.)

Abfalon.

Ist keine Rettung? Ist die Harmonie
Gestorben? Sind die Engel der Musik
Gefallen und Satane worden?

David.

Still!

(Er singt zur Harfe.)

David ward herabgelassen
Von dem Fenster an dem Seil;
Michal, seine treue Gattin,
Ließ ihn nieder, ihm zum Heil.¹

Schönstes Fräulein, liebste Michal,
Hör' auf meiner Triller Lauf!
Ziehe du zu deinem Fenster
Mich verkehrten David auf!

Abfalon.

Baalspaffen ihr mit grimmigem Gekreisch²,
So muß ich noch als euer Opfer sterben!
Bin ich von diesem grausen Mißgetön
Nicht krumm gewachsen? Haben sich die Augen
Mir nicht verdreht?

David.

Berruchter Lästere,
Verhöhnest du des eignen Herrn Gestalt?

Abfalon.

Nun weiß ich, wie dem Abfalon es war,
Als an den Haaren er vom Baume hing,
Und ihm drei Spieße fuhren durch das Herz³.

¹ Vgl. „1. Buch Samuelis“, Kap. 19, V. 11.

² Die Propheten des Alten Testaments, besonders Elias, klagen wiederholt über den häßlichen Lärm der Baalspriester.

³ „2. Buch Samuelis“, Kap. 15.

David.

O Undank! Wahrhaft zweiter Absalon!

Absalon.

Ich könnte nicht dem Absalon verargen
Den Aufruhr gegen seinen eignen Vater,
Wenn dieser hätte musiziert wie Ihr.

David.

Recht rührend war's, ein Stein erbarmte sich.

Absalon.

Gebt acht, daß nicht dies Haus zusammenstürzt!
Amphions göttliche Musik bewog
Die Steine, selber sich zum Bau zu fügen¹;
Die unsre muß der Mauer Fugen lösen.

David.

Was zeigt sich Weißes dort am Fenster? Seht
Die Feueraugen! Merket auf! sie spricht².

Absalon.

Des Fräuleins Rache ruft uns Beifall zu;
Das Fräulein wird sich in die Decke hüllen,
Ergrauend vor der Nachtgespenster Lärm.

David.

Nur eines noch, so wird sie selbst erscheinen.

(Sie stimmen wieder.)

Absalon.

Der Mond, die Sterne, die so freundlich erst
Herniederlauschten, hoffend auf Musik,
Sie haben gleich dem Fräulein sich verhüllt.
Wir haben aufgeregt des Himmels Zorn.
Ich höre schon die fernen Donner grollen;
Der Himmel wirft die Blitze nach uns aus
Wie König Saul nach Eurem Ahn den Spieß³.

David.

Es schlägt der Blitz wohl gern in die Musik?
Mich überfällt ein Schauer. Laßt uns fliehn!

¹ Amphion, der Gründer Thebens, bewegte die Bausteine nach den Tönen seiner Leier.

² Parodie von Shakespeares „Romeo und Julia“ II, 2, 25 f.

³ „1. Buch Samuelis“, Kap. 19, V. 9 f.

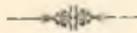
Absalon.

Hätt' diese Unmusik noch lang' gewährt,
Es wären, traun, Erdbeben noch entstanden,
Die Erde hätt' im Innern sich geschüttelt.

(Es donnert. Alle ab, außer Absalon.)

Ich höre dich, gewalt'ge Donnerstimme,
Dich, herrlichen Choral der Wolken.
Bergeh, erbärmlich Nachwerk! Ich bin frei.

Er schleudert die Geige an die Mauer. Ab.

Harald.¹

Vor seinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald;
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie singen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauschet, lauschet im Gebüsch?
Was wiegt sich auf dem Baum?
Was senket aus den Wolken sich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was singt so wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reih'n,
Schwingt auf die Kofse sich?

Was kost so sanft und küßt so süß
Und hält so lind umfaßt
Und nimmt das Schwert und zieht vom Roß
Und läßt nicht Ruh' noch Raft?

Es ist der Elfen leichte Schar;
Hier hilft kein Widerstand:

¹ „Harald“ und „Die Elfen“ waren für Teile von „Tamlan und Jannet“ bestimmt, die dann aber nicht ausgeführt wurden.

Schon sind die Krieger all' dahin,
Sind all' im Feenland.

Nur er, der beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald;
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All' seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild;
Die Kofse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

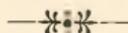
In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald;
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Kofse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell;

Doch, wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr',
Das Haupt gefenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blicke zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald¹.



¹ Bei Harald denkt Uhland an den Dänenkönig Harald Hylbetand, dessen sagenhaften Vertrag mit Obin und dessen Tod (vgl. Uhlands „Schriften“ Bd. IV, S 234 ff.) er nach den Sagen über Karls des Großen und Friedrich Barbarossa's Fortleben geändert hat.

Die Elfen.

Erste.

Kommt herbei, ihr lust'gen Schwestern!
 Seht! ein holdes Erdenkind.
 Sputet euch, bevor sie fliehet!
 Solch ein Hexchen ist geschwind.

Alle.

Mädchen, komm zum Elfantanze,
 Komm im Mond- und Sternenglanze!

Zweite.

Traun, du bist ein leichtes Liebchen,
 Wiegst nicht über fünfzig Pfund,
 Hast ein kleines, flinkes Füßchen,
 Tanze mit uns in die Rund'!

Dritte.

Kannst wohl frei in Lüften schweben,
 Bis man eben drei gezählt,
 Stampfst zuweilen kaum ein wenig,
 Daß man nicht den Takt verfehlt.

Alle.

Bürne nicht, du flinke Kleine,
 Tanze frisch im Mondenscheine!

Vierte.

Trautes Liebchen, kannst du lachen?
 Weinst du gern im Mondenschein?
 Weine nur, so wirst du schmelzen,
 Bald ein leichtes Elschen sein!

Fünfte.

Sprich! ist auch dein Fleiß zu loben?
 Ist dir keine Arbeit fremd?
 Ist dein Brautbett schon gewoben?
 Spinnst du schon fürs Totenhemd?

Sechste.

Kennst du auch die große Lehre
 Von der Butter und dem Schmalz?
 Spürst du in den Fingerspizen,
 Wieviel Pfeffer, wieviel Salz?

Alle.

Liebchen, laß uns immer fragen!
Darfst¹ uns keine Antwort sagen.

Siebente.

Hast du nichts auf dem Gewissen,
Wie so manches arme Kind,
Von verstohl'nen süßen Küssen,
Welches große Sünden sind?

Achte.

Oder bist du schon ein Bräutchen,
Hast 'nen Bräutigam so treu,
Der dich darf spazieren führen
Nachmittags von Eins bis Zwei?

Neunte.

Hast du einen Ring am Finger,
Schwer von Gold, mit Stein geschmückt?
Das ist echte Lieb' und Treue,
Wenn es recht am Finger drückt.

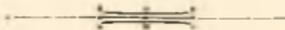
Zehnte.

Liebchen, bist noch immer böse?
Hast du so ein hitzig Blut?
Mußt dir's Zürnen abgewöhnen,
Ist nicht für die Ehe gut.

Alle.

Liebchen, frisch zum Elsentanze!
Auf im Mond- und Sternenglanze!

¹ Brauchst.



Benno.

Trauerspiel in 3 Akten.

Entworfen Dienst. d. 26. Dez. Ausgeführt Mittw. den 27. Dez. 1809.

Personen.

Siegbert, Graf von Wartenburg.	Gräfin Silma.
Bertram	Hugo, ein Ritter.
Ottmar	Kurd, Ottmars Knappe.
Benno, ein Greis.	Waldbruder.
Berthilde, seine Tochter.	Mönche, Jäger, Knappe.

Szene: Im Vordergrunde eine hohe Eiche und darunter eine Steinbank. Im Hintergrunde ein altes, steinernes Haus. In der Ferne ein Bergschloß.

Erster Akt.

Benno, auf der steinernen Bank sitzend. Berthilde, neben ihm stehend.

Berthilde. Der schöne Herbstmorgen hat dich erheitert, bester Vater! Der ganze Tag ist jetzt ein goldner Abend mit den roten, glühenden Bäumen und Bächen.

Benno. Jawohl, ein Abend, mein Kind! Traue nicht diesem letzten Aufglühen! Über Nacht fällt ein Reif, und die Natur ist erblaßt. O liebstes Kind! nicht lange mehr werd' ich bei dir sein.

Berthilde. Nicht diese traurigen Worte! Du bleibst noch lange bei mir; wie kann ich mir ein Leben denken ohne dich? Unser beider Leben ist eines, dein Alter wird von meiner Jugend genährt.

Benno. Wir sind zusammen wie ein Apriltag, Regen und Sonnenschein; Winter und Sommer scheiden sich; ich bin im Welken, du im Aufblühen.

Berthilde. Ich würde blühen wie eine Blüte am abgeschlagenen Aste; sie blüht eine Weile, aber bald fehlt ihr die Lebenskraft, die sie aus dem Stamme zog.

Benno. Nicht also! Dir ziemt es, ins Leben hinauszuschauen, mir nach dem Grabe. Wohl mir, daß ich ruhig werde sterben können. Nur eine Last drückt noch meine Seele.

Berthilde. Kann ich sie dir abnehmen?

Benno. Ehe wir scheiden, mein Kind, sollst du erfahren, wer ich bin und wer du bist. Wenn der Mensch über sich selbst im Irrtum ist, fällt er leicht in mannigfaltige Verwirrung. In dem alten, einsamen Hause dort wohnten unsre Voreltern; aber bald genügte ihnen nimmer der einsame Wald, sie traten ins Leben hinaus, und nach einer Reihe von Jahren erhuben sie auf dem Berge, den du dort in der Ferne siehst, ein festes Schloß und hießen die Herren von Wildenstein. Als nach Jahrhunderten die Erbfolge mich traf, beherrschte jene Burg ein ausgebreitetes Gebiete von Schlössern, Dörfern, Höfen. Mein Leben war ein friedliches, im Kreise der Meinigen. Graf Siegbert von Wartenburg war mein Nachbar und lange mein trauester Freund. Der Durst nach Ehre und Macht führte ihn von mir weg, führte ihn bald zurück als meinen Feind. Er befehdete mich aus weit hergeholtem Vorwand, in Wahrheit, um mein nachbarliches Gebiete zu verschlingen. Es gelang ihm. Seine Übermacht und meine Ungeübtheit im Kriegsspiele verschafften ihm den Sieg. Schreckliche Nacht, da meine Burg in Flammen aufging, ich gefangen ward, als der Wütherich in der Trunkenheit des Sieges meinen einzigen Sohn, einen blühenden Knaben, von der Mauer herab in die Flammen schleuderte! „Sei vertilgt, verhaßtes Geschlecht!“ rief er. Damit faßte ungewohnte Wut mein friedliches Gemüt. „Fluch dir“, schrie ich auf, „der Himmel sei mein Rächer! Dies gebeugte Haupt wird nicht in kühler Erde ruhen, ehe die Rache von oben dich getroffen.“ Mit Hohn ward ich in die Welt hinausgestoßen, aber nicht ganz elend. Ein treuer Diener hatte meine besten Kleinodien und dich,

mehr als Kleinod, noch einziges Erbe der seligen Mutter, gerettet. Mit dir irrst' ich eine Zeitlang umher, bis mich die Sehnsucht zur Heimat zurücktrieb. Von wo unser Geschlecht ausgegangen, dahin ist es zurückgekehrt, in jenes alte Haus. Der alte Einsiedler, der mich so treulich besucht, dem ich in meinem Glück manche Wohlthat erwiesen, er verwahrt meine Habe. Sie ist zureichend, dein Los für die Zukunft zu sichern. Die Brüder im Kloster des heil. Rochus wissen, wer ich bin; sie werden mich nach meinem Hinscheiden abholen und in ihre Kirche zu meinen Vätern begraben

Berthilde. Vater! mein Vater! immer mehr seh' ich es ein, wie ich nur bestimmt bin, für dich zu leben und einst als ein Denkmal auf deinem Grabe zu stehen.

Benno. Ich danke dem Ewigen, mein Leben war in dieser Abgeschiedenheit glücklich. Tausendmal hab' ich durch inniges Gebet den Fluch zu entkräften gesucht, den ich in der Verzweiflung gegen den Zerstörer ausgestoßen. Der Himmel hat mich erhört. Meine brechenden Augen sahen nichts als das glänzende Glück meines ehemaligen Freundes. Auf dem Berge dort hat er das herrliche Jagdschloß erbaut, die Steine der alten Burg sind ins Thal herabgerollt. Seine Jagd braust heute durch den Wald. Aber noch eines, mein Kind (damit ich alles ausrede, was mein Herz drückt): liebst du den Jäger Bertram? Wirst du einst mit ihm ziehen?

Berthilde. Du weißt es: ich liebe ihn. Aber mit ihm ziehen? Ach, er gehört zu uns, in dieses stille Waldthal, wo wir dann zusammen leben und sterben werden. (Man hört Waldbhörner.)

Benno. Liebe Träumerin! Komm! die Jagd nähert sich unsrer Gegend. O! wie ist mir wohl! Meine Seele ist nun frei, sie kann aufsteigen zu dem Ewigen. (Er geht nach dem Hause, von Berthilden geführt.)

Ottmar, Silma in Jagdkleidern treten auf.

Silma. Wilder Jäger!

Ottmar. Es ist meine Art so. Alles heftig.

Silma. Ich glaube, du wolltest heute noch austoben, ehe dich der Hochzeittag in meine Arme fesselt.

Ottmar. Süße Braut, auch meine Liebe ist heftig. Schwinde

dich zu mir auf mein Roß und laß uns so in seliger Umarmung durch die Welt hinstürmen!

Silma. Liebster, laß uns ausruhn! Setze dich zu mir! Ottmar! ich liebe dich so und kenne dich kaum. Auch du kennst mich nicht; drum laß uns traulich zusammen reden! Ich habe dir so viel zu sagen. Wie ist mir wohl, daß ich nun den gefunden, dem ich alles vertrauen darf, was sich, in goldner Abendstunde, in einsamen Nächten empfunden, in meinem Herzen geheim aufbewahrt, ich wußte nicht für wen! Ach! was mir damals nur selten einsame Stunden verschönte, es hat sich jetzt herrlich über meine ganze Gegenwart und Zukunft ausgebreitet. Ich begreife nimmer, wie ich an den Festen meines Bruders, den Tänzen, Turnieren, Jagden Freude finden konnte. Meine Freude bist nun einzig du und der goldene Liebeshimmel, der uns umgibt.

Ottmar. Ich kann dich nicht täuschen, du treue Seele! Du bist nicht die erste, die ich liebe. Wie ich bisher selbst ein Wanderer war, so war meine Liebe eine wandernde. Aber all' die früheren Küsse waren nur bestimmt, mein Herz zu erweitern, daß es die Fülle von Liebe fassen möchte, die ich für dich hege.
(Walbhorn.)

Silma. Schon wieder ruft die wilde Jagd.

Ottmar. Du scheinst müde und erhitzt zu sein. Vielleicht gibt es hier etwas zur Kühlung. (Er geht nach dem Hause und klopft an die Thüre. Berthilde erscheint am Fenster. Ottmar fährt erstaunt zurück.) Verzeihe, schöne Einsiedlerin! ich wollte dich um eine kleine Erfrischung für die müde Jägerin dort ansprechen.

Berthilde. Sogleich. (Ottmar geht zu Silma zurück. Kurd und mehrere Jäger treten auf, zuletzt kommt Berthilde mit einem Becher und einem Obstkörbchen aus dem Hause.)

Kurd. Gnädiger Herr, die Jagd hat sich links gegen den Fluß hinabgezogen.

Ottmar. Wir kommen gleich.

Berthilde (reicht den Becher der Gräfin). Nehmt vorlieb, edle Dame!

Silma. Dank, schönes Kind! Welche Lieblichkeit in der Wildnis! Welch jugendliches Leben in dem alten Hause! Nicht wahr, Ottmar?

Ottmar. Ganz wahr, Silma! (Berthilde reicht ihr den Korb hin.)

Silma. Apfel¹! Apfel sind eine schlimme Frucht, sie stiften Zwietracht². Doch von dir, liebes Kind, bringen sie Segen. Komm, Ottmar! teilen wir diesen! Wie heißt du denn, freundliche Wirtin?

Berthilde. Berthilde. Ich wohne hier mit meinem alten Vater.

Silma. Willst du nicht morgen zu uns aufs Schloß? Du bist eingeladen zu unserm Hochzeitfest. Wir werden dich so freundlich aufnehmen als du uns.

Berthilde. Die Alterschwäche meines Vaters leidet keine Entfernung. Auch bin ich zu sehr an die Einsamkeit gewöhnt, ich würde vom Geräusche des Festes betäubt werden und vielleicht ein unruhiges Gemüte in die Einsamkeit zurückbringen. (Walzhorn.) Darf ich nicht auch diesem wackern Jäger einen frischen Trunk bringen?

Kurd. Das Jagdhorn mahnt schon wieder, wir werden drunten erwartet.

Silma. Läßt man uns denn keine Ruhe? So lebe wohl, liebe Freundin! Laß mich dich so nennen! Ich besuche dich bald wieder mit meinem Ottmar.

Ottmar. Gewiß. Lebt wohl, schöne Wirtin!

(Ottmar, Silma und die Jäger gehen ab. Berthilde nimmt ihre Geräte zusammen; wädhrenbessen lehrt Ottmar schnell zurück.)

Ottmar. Ich habe meinen Handschuh zurückgelassen; ach! mehr als meinen Handschuh. Leb' wohl, du Schöne! Leb' wohl, auf Wiedersehen! (Er drückt heftig ihre Hand und eilt ab. Berthilde geht nach dem Hause zurück.)

Zweiter Akt.

Siegbert und Hugo treten auf.

Siegbert. Ich bin zwar selbst kein Jäger, doch freut mich das Getümmel um mich her, es belebt die finstern Wälder.

Hugo. Das ist das Vergnügen der Mächtigen, selbst ruhig auf die freudige Bewegung vieler herabzusehen.

¹ „Im Stuttgarter Idiom ist Apfel Singular, Apfel Plural“ (Keller).

² Gedacht ist an den Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten“, den nach der griechischen Sage Eris, die Göttin der Zwietracht, in den Göttersaal warf (s. auch Ab. I, S. 330, Anm. 12).

Siegbert. Der heutige Tag ist ein schöner Vorabend zu dem morgigen.

Hugo. Ja, der morgige Tag, edler Graf, krönt Eure rastlosen Bemühungen für den Glanz Eures Hauses. Ich denke gerne zurück, wie Eure Macht sich von Stufe zu Stufe gehoben. Der Sturz der Wildensteiner machte den Anfang.

Siegbert. Laß das! Das ist lange her.

Hugo. Eroberungen, Käufe und Belohnungen folgten von Jahr zu Jahr. Und nun habt Ihr Eure Söhne trefflich angewiesen, Euer Werk fortzusetzen. Die Aufnahme Eures wackern Bertrams in den geistlichen Ritterorden reicht Eurem Geschlecht eine Hand, die es zu den ehrenvollsten Stellen ausführen kann.

Siegbert. Wenn ich nur meinen Bertram zu regerem Anteil an den Welthändeln erwecken könnte! Die abgelegenen Wälder sind ihm lieber als der Hof und das Lager. Doch ich hoffe, es soll sich geben. Ist doch auch mein jüngerer Sohn, Ottmar, von seinem wilden Treiben, von seinem abenteuerlichen Umherschweifern zurückgekommen! Er hat sich zu der Heirat verstanden.

Hugo. Die zügellose Jugendkraft findet in sich selbst ihren Zerstörer. Doch selten haben die Wünsche des Sohns so mit den Plänen des Vaters übereingestimmt. Ottmar liebt die schöne Silma, die reiche Erbin, deren Besikungen, mit den Eurigen vereint, ein Fürstentum bilden.

Siegbert. Du thust wohl daran, daß du mir diese einsame Gegend mit solchen hellen Gestalten füllst. Ich kann die Einsamkeit schon lange her nimmer vertragen; das Vorwärtstreiben, nicht das rückschauende Stillestehn ist meine Sache. Wie mag doch in diesem einsamen Hause jemand wohnen!

Hugo. Die Bewohner sind mir unbekannt.

Siegbert. Diese Gegend ist doch allzu öd' und unheimlich. Auch ist es jetzt gerade Mittag; der Mittag dünkt mir auf dem Felde fast wie die Mitternacht. Das Licht füllt die Gegenstände in seine blendenden, einförmigen Massen; überall Stille; kein Vogel singt mehr; der Mensch selbst neigt sich zum Schlummer und ist seiner verwirrten Gedanken nicht Meister. (Die Glocke auf dem Hause wird geläutet. Siegbert erschriekt.) Was war das?

Hugo. Es dünkt mir wie das Zeichen, wenn jemand stirbt.
Siegbert. Es ist so. Diese Gegend will noch mehr aussterben. Komm! Laß uns dieser seltsamen Stimmung entfliehen!
 (Sie gehen ab)

Bertram (tritt auf). Endlich ist die Gegend frei, die fremden Gestalten sind vorüber, und der Liebende darf sich nahen. Dünkte mir doch vorhin, als wäre die Glocke gezogen worden. Täuschung! Immer tret' ich mit bangen Zweifeln, unter abmahnenden Stimmen hier auf; aber sobald die Liebliche erscheint, ist die Sünde von mir genommen. Soll ich denn nimmer in dieses Haus treten? Soll einmal das letzte Mal sein? Doch nicht dieses Mal? ich ertrag' es nicht. Und doch, soll ich ewig dieses treue Kind täuschen, das nie die Meinige werden kann, die ein unauflösliches Gelübde von mir trennt? Ach! um dem Eide treu zu bleiben, nicht mein reizbares Herz der Verführung bloßzugeben, ging ich in die tiefsten Wälder, und eben hier mußte mir die Liebe begegnen, einsam, unbefangen mich selbst zum Begleiter wählend. Ich bin auf ewig in diesen Wäldern verirrt, und jeder Pfad führt mich nur nach diesem Hause.

Berthilde (kommt aus dem Hause mit den Zeichen des heftigsten Schmerzes). Bist du da, Bertram? O laß mich an deinem Herzen vergehen und vergehe du mit mir!

Bertram. Süßes Kind! ich fasse¹ dich nicht.

Berthilde. O, ich fass' es ja selbst nicht. Meines Vaters Augen auf ewig geschlossen, sein Mund auf ewig verstummt. Keine Antwort mehr auf seines Kindes Fragen. Bertram! du erbleichst. Bertram! willst auch du sterben? O bleibe, bleibe! Du bist mir nun das Einzige auf dieser Welt.

Bertram. Wehe uns! ärmstes Kind!

Berthilde. Komm herein, Bertram! verliere keine Zeit! Bald werden sie ihn wegtragen. Komm! Vielleicht ist er wieder erwacht, wenn wir hincintreten, er sieht uns an, reicht uns die Hand. Ach nein. Tot ist er, tot. Aber wir begleiten ihn; nicht wahr? Auch du folgst ihm zum Grabe? (Sie gehen dem Hause zu.)

¹ Begreife.

Dritter Akt.

Nacht.

Ottmar und Kurd treten auf.

Ottmar. Wir sind an der Stelle.

Kurd. Gnädiger Herr, Ihr wißt, ich mein' es treulich. Wollt Ihr denn gewaltsam Euer Glück zerstören? Morgen sollte Eure Hochzeit gefeiert werden mit der schönen, reichen Gräfin; Ihr reitet in der Nacht davon, um ein Mädchen zu entführen, das Ihr einmal gesehn.

Ottmar. Meine Leidenschaft ist unaufhaltbar wie der Schritt der Zeit. Das ist wieder neue, frische Liebe. Diese Flamme hat mich noch nie durchglüht. Dieses Bild hat noch nie in meiner Seele gelebt. Sie hat mich kaum angesehen, hat mich wohl schon vergessen, und dennoch muß ich sie so feurig lieben. Ha! wenn sie erst erglühte, liebevoll mich anblickte! Sie mag mich lieben oder nicht, sie muß mein sein. Auf mein Roß will ich sie schwingen und in seliger Umarmung mit ihr durch die Welt hinstürmen¹.
(Er will dem Hause zugehen.)

Kurd. Nicht so eilig! Laßt mich erst sehen, wie's droben steht. Die Thür ist offen. (Er geht ins Haus, nach einer Weile kommt er zurück.) Herr! es ist mehr als Kirchenraub, wenn Ihr diese entführt. Drinnen liegt ein toter Greis, an seinem Haupte betet ein frommer Waldbruder, und zu seinen Füßen kniet die Jungfrau.

Ottmar. Es muß sein. (Er klopft an die Thüre.)

Waldbruder (am Fenster). Seid Ihr's, frommer Bruder?

Ottmar. Wir find's

Berthilde (tritt an die Thür). Kommt ihr schon, die teure Leiche meines Vaters abzuholen?

Ottmar. Die Leiche werden die schwarzen Träger abholen; wir kommen, dich hinzuführen, du süßes Leben! Ja, du sollst nimmer jenem kalten, toten Greis angehören; mein bist du, des Liebeglühenden Jünglings. Komm, Liebchen! zu Pferde! (Er umschlingt sie.)

¹ Zu beachten ist die wörtliche Wiederholung dieses oben (S. 285/86) an Silma gerichteten Wunsches.

Berthilde. Weh' mir! wer rettet mich?

Bertram (tritt auf, in einen schwarzen Mantel gehüllt). Welche Stimme! Hinweg, Verruchter! (Er geht mit gezogenem Schwert auf Ottmar los, sie sechten. Bertram fällt.)

Waldb Bruder (tritt mit einer Fadel aus dem Hause). Was ist's? Welch Getümmel?

Ottmar (gegen Bertram). Siehst du? sie gehört mir. Nun, wer bist du denn, unglücklicher Nebenbuhler? (Nimmt dem Waldb Bruder die Fadel aus der Hand und beleuchtet Bertram.) Ich sollte dich kennen.

Kurd. Der Todeskampf entstellt seine Züge.

Ottmar. Es gibt sich. Mein Bruder! Bertram!

Berthilde. Bertram! Auch dieser! (Sie sinkt zurück.)

Waldb Bruder (sie haltend). Wie wird dir? Armes Kind! Komm! (Er führt sie wandelnd in das Haus.)

Kurd. Mein Herr, Ihr blutet.

Ottmar. Man mordet einen Bruder nicht ungestraft. Heb' ihn auf und setz' ihn auf diese Bank! (Kurd thut es. Ottmar setzt sich neben den Leichnam auf die Bank.)

Kurd. Ihr seid verwundet. Wie helf' ich Euch, bester Herr?

Ottmar. Mir hilft nichts mehr; ich bin getroffen, tief, innig, brüderlich.

Kurd. Habt Ihr mir nichts mehr aufzutragen? ich möchte Euch noch dienen, auch nach Eurem Tode.

Ottmar. Nimm diesen Ring von meinem Finger! er gehört der Gräfin Silma. Auch als ich ihr untreu ward, blieb er an mir haften wie eine strenge Pflicht. Sag' ihr, ich habe sie geliebt, noch diesen Morgen! Ich möchte sie wieder lieben, aber mein Blut hat ausgerollt, mein Herz hat ausgeschlagen. Geh! Eile!

Kurd. Ach! bester Herr! soll ich Euch so einsam sterben lassen?

Ottmar. Ich bin nicht allein; mein Bruder ist bei mir. Geh! Lebe wohl!

Kurd. Gott erbarme sich Euer! (Er geht ab.)

Ottmar. Mein Bruder! Wir sind versöhnt. Und du da droben, Berthilde! Ich kann nimmer zu dir hinauf. Meine Glieder sind ermattet. So fleug du hinauf, mein Geist! Berthilde! (Er stirbt.)

Siegbert. Hugo, eine Laterne tragend, treten auf.

Siegbert. Nach dieser Gegend soll Ottmar geritten sein.

Hugo. Der Pförtner machte mir gleich nach seinem Ausritt die Anzeige. Ich sah sie noch den Berg hinabreiten; weiterhin, als sie die Nacht einhüllte, hörte ich ihren Hufschlag deutlich dem Walde zu.

Siegbert. Es ist kein Zweifel: seine alte Wildheit hat ihn ergriffen. Er hat seine Kostbarkeiten mitgenommen. Müssen so meine schönsten Hoffnungen zerstört werden?

Hugo. Aber seht! was sitzen dort für zwei Männer im Dunkeln? Ein sonderbarer Gelust, so in der stürmischen Nacht dazusitzen.

Siegbert. Es war mir doch vorhin, als hört' ich jemand seufzen.

Hugo. Sie sind stumm; schlafen sie wohl?

Siegbert. Es regte sich einer.

Hugo. Nur der Nachtwind in seinem Mantel.

Siegbert. Sie sind dicht in ihre Mäntel und Hüte gehüllt.

Hugo. Sie sind mit dürrem Laub von dieser Eiche überstreut, Ich will sehen, wer's ist. (Er nimmt die Laterne und leuchtet dem Bertram unters Gesicht und fährt zurück.)

Siegbert. Wer ist's? Sprich!

Hugo. Weh'! ich darf's nicht sagen.

Siegbert. Laß mich sehn!

Hugo. Erblinde, Vater!

Siegbert. Bertram! mein Sohn! bleich, blutig, tot! Wach' auf, mein Sohn! Vergebens. Ha! die starren Augen, kein Feuer drin als der Schein unsrer Laterne. Und der andre hier, ist das der Mörder? Kann er so ruhig daneben schlafen, wie nach vollbrachtem Werk? Wach' auf! Oder bist du auch tot? Wach' dennoch auf! Du bist berufen zum Weltgericht. Ha, auch du mein Sohn! Ottmar! hab' ich keinen Sohn mehr, der sterben kann? Ottmar! morgen ist dein Hochzeittag; aber wer wird dich heiraten, du bleicher, stummer Bräutigam? (Mönche kommen mit einem Sarge und gehen in das Haus.) Was machen sie hier? Tötet man, begräbt man meine Söhne und sagt dem Vater nichts davon? (Sirma, Rurd treten auf.)

Kurd. So muß' ich unterwegs Euch treffen, daß die Schreckensbotschaft Euch früher erreichte?

Silma. Aus den schönsten Träumen weckte mich der Lärm im Schlosse. Nicht Vater, nicht Sohn mehr da! Alles dem Walde zu! ich folgte nach. Wo ist er? ist er tot?

Siegbert. Hier, schöne Braut! Sieh, wie tief ihn die Liebe verwundet!

Silma. Ottmar! mein Ottmar! wie anders sahest du da diesen Morgen! (Berthilde, Waldbruder, Mönche, die Bahre tragend, mit Fadeln, treten aus dem Hause.)

Berthilde. Liegt er nimmer da? wo ist er? war es ein Trug der Nacht?

Waldbruder. Macht, daß wir vorüberkommen, gute Berthilde!

Berthilde. Ha! dort sitzt er im schwarzen Mantel. Er wollte dir zu Grabe folgen, guter Vater! er folgt dir übers Grab.

Siegbert. Haltet an! steht Rede! (Die Mönche sehen den Sarg nieder.) Wer sind die Mörder dieser Jünglinge?

Kurd. Sie selbst, einer des andern, im Kampf um diese Jungfrau.

Siegbert. Wer bist du, Vertilgerin meines Geschlechts?

Berthilde. Dieses Toten Tochter und jenes Toten Geliebte.

Siegbert. Laßt mich Eure Leiche sehn! Ich bin den Anblick der Toten gewohnt. (Die Leiche wird aufgedeckt.) Benno?

Berthilde. Benno von Wildenstein.

Siegbert. Gerichte Gottes! (Er neigt sich schweigend.)

Silma. Find' ich so dich wieder, Berthilde, meine Freundin? Die Lust des Lebens ist mir dahin. Ich lernte das Edlere kennen, und als ich es kannte, verschwand es. Diese Einsamkeit hier möge von nun an meine Wohnung sein! Man wird mir vergönnen, ein Kloster hier zu gründen, wo wir unsere lieben Toten begraben, wo ich mit dir weine, Berthilde, und mit andern leidenden Herzen.

Berthilde. Ich nehme den Schleier auch. Ist doch schon über meine Seele ein Schleier gefallen, durch den mir alles trüb' erscheint!



Normännischer Brauch.

Dem Freiherrn de la Motte Fouqué¹ zugeeignet.

Fischerhütte auf einer Insel an der Küste der Normandie.

Balder, ein Seefahrer. Richard, ein Fischer. Thorilde.

Balder.

Dies auf dein Wohlsein, vielgeehrter Wirt!
Fürwahr, ich hab's dem tollen Sturme Dank,
Der mich in deiner Insel Bucht gejagt,
Denn solch ein traulich Mahl am stillen Herd
Hat mich seit langer Zeit nicht mehr gelabt.

Richard.

Man trifft's in Fischerhütten besser nicht;
Hat's dir behagt, viel Ehr' und Freude mir.
Insonders wert ist mir so edler Gast,
Der aus dem nord'schen Heimatlande kommt,
Von wannen unsre Väter hergeschifft,
Davon man noch so vieles sagt und singt².
Doch muß ich dir eröffnen, edler Herr,
Wer bei mir einkehrt, sei er noch so arm,
Wird angesprochen um ein Gastgeschenk.

Balder.

Mein Schiff, das in der Bucht vor Anker liegt,
Es hegt der felt'nen Waren mancherlei,

¹ Der Romantiker Friedrich Heinrich Karl, Freiherr de la Motte Fouqué (1777–1843), der Dichter der „Undine“ (vgl. Bb. I, S. 111, Anm. 7, und S. 353, Anm. 1). Fouqués Vorliebe richtete sich auf Stoffe des skandinavischen Heldentums, wie ihn z. B. auch Theodor Körner bei „Selbentänger des Nordens“ nennt.

² Die Normandie warb 911 vom Karl III. von Frankreich dem Herzoge der skandinavischen Nor(b)mannen, Rolf oder Rolf, verliehen.

Die ich vom Mittelmeere hergeführt,
 Goldfrüchte, süße Weine, bunte Vögel;
 Auch wahr't es Waffen, nord'scher Schmiede Werk,
 Zweischneid'ge Schwertex, Harnisch, Helm und Schild.

Richard.

Nicht solches meint' ich, du verstehst mich falsch.
 Es ist ein Brauch in unsrer Normandie:
 Wer einen Gast an seinem Herd empfing,
 Verlangt von ihm ein Märchen oder Lied
 Und gibt sofort ein Gleiches ihm zurück¹.
 Ich halt' in meinen alten Tagen noch
 Die edeln Sagen und Gefänge wert,
 Darum erlass' ich dir die Ford'ung nicht.

Balder.

Ein Märchen ist oft süß wie Cyperwein,
 Wie Früchte duftig und wie Vögel bunt,
 Und manch ein altertümlich Heldenlied
 ertönt wie Schwertgeklirr und Schildesklang,
 Drum war mein Irrtum wohl nicht allzu groß.
 Zwar weiß ich nicht so herrliches zu melden,
 Doch ehrt' ich gern den löblichen Gebrauch.
 Vernimm denn, was in heit'rer Mondnacht jüngst
 Ein Schiffsgenöß auf dem Berdeck erzählt!

Richard.

Noch einen Trunk, mein Gast! Beginne dann!

Balder.

Zween nord'sche Grafen hatten manches Jahr
 Das Meer durchsegelt mit vereinten Wimpeln,
 Vereint bestanden manch furchtbaren Sturm,
 Manch heiße Schlacht zur See und am Gestad',
 Auch manches Mal im Süden oder Osten
 Auf blüh'ndem Strand zusammen ausgeruht;
 Jetzt ruhten sie daheim auf ihren Burgen,
 In gleiche Trauer beide tief versenkt,
 Denn jeder hatt' ein treues Eh'gemahl
 Unlängst begleitet nach der Ahnengruft.

¹ Das „Diz dou soucretain de Cluny“ beginnt: „Usages est en Norman-
 die, Que qui herberglez est qu'il die Fable ou chanson die à l'oste. Ceste
 costume pas n'en oste Sire Jehans li Chapelains.“

Doch sproßt' auch jedem aus dem düstern Gram
 Ein süßes, ahnungsvolles Glück herauf:
 Dem einen blüht' ein munt'rer Sohn,
 Der andre pflegt' ein liebes Töchterlein.
 Um ihren alten Freundschaftsbund zu krönen
 Und dauerndes Gedächtnis ihm zu stiften,
 Beschlossen sie, die teuern Sprößlinge
 Vereinst durch heil'ge Bande zu verknüpfen.
 Zween goldne Ringe ließen sie bereiten,
 Die man, den zarten Fingern noch zu weit,
 An bunten Bändern um die Hälschen hing.
 Ein Saphir, wie des Mägdleins Auge, blau,
 War in des jungen Grafen Ring gefügt,
 Im andern glüht' ein rosenroter Stein,
 Recht wie des Knaben frisches Wangenblut.

Richard.

Ein rosenroter Stein im goldnen Reif,
 Das war des Mädchens Schmuck? Verstand ich's wohl?

Balder.

Ja, wie du sagst, doch kommt's darauf nicht an.
 Schon wuchs der Knabe hoch und schlank herauf,
 In Waffenspielen ward er früh geübt,
 Schon tummelt' er ein kleines, schmuckes Roß;
 Nicht soll er, wie der Vater, einst das Meer
 Auf abenteuerlicher Fahrt durchschweifen,
 Beschirmen soll er einst mit starker Hand
 Das mächtige Gebiet, die hohen Burgen,
 Vereintes Erbtum beider Grafenstämme.
 Des jungen Ritters Bräutlein lag indes
 Noch in der Wieg', im dämmernden Gemach,
 Von treuen Wärterinnen wohl besorgt.
 Nun kam ein milder Frühlingstag ins Land,
 Da trugen sie das ungeduld'ge Kind
 Zum sonnig heitern Meeresstrand hinab
 Und brachten Blum' und Muschel ihm zum Spiel.
 Die See, von leisem Lufthauch kaum bewegt,
 Sie spiegelte der Sonne klares Bild
 Und warf den Bitterschein aufs junge Grün.
 Am Strande lag gerad' ein kleiner Kahn,

Den schmücken jetzt die Frau'n mit Schilf und Blumen
 Und legen ihren holden Pflögling drein
 Und schaukeln ihn am Ufer auf und ab.
 Das Kindlein lacht, die Frauen lachen mit,
 Doch eben unterm fröhlichsten Gelächter
 Entschlüpft das Band, daran sie spielend ziehn,
 Und als sie es bemerken, kann ihr Arm
 Das Schifflein nicht vom Strande mehr erreichen;
 So scheinbar still die See, so wellenlos,
 Doch spült sie weiter stets den Kahn hinaus;
 Man höret noch des Kindes herzlich Lachen,
 Die Frauen aber sehn verzweifelt nach
 Mit Händeringen, wildem Angstgeschrei.
 Der Knabe, der sein Liebchen zu besuchen
 Gekommen war und jetzt das leichte Roß
 Auf grüner Uferwiese tummelte,
 Er sprengt auf das Geschrei im Flug heran,
 Er treibt sein Pferdchen mutig in die See
 Und meint das blum'ge Fahrzeug zu erschwimmen,
 Raum aber prüft das Tier die kalte Flut,
 So schüttelt sich's und wendet störrig um
 Und reißt den Reiter an den Strand zurück.
 Derweil hat schon der Rachen mit dem Rinde
 Hinausgetrieben aus der stillen Bucht,
 Und frisches Wehen auf der offenen See
 Entführt ihn bald den Blicken.

Richard.

Armes Kind,
 Die heil'gen Engel mögen dich umschweben!

Walder.

Dem Vater kommt die Schreckensbotschaft zu.
 Gleich läßt er alle Schiffe, groß und klein,
 Auslaufen, und das schnellste trägt ihn selbst;
 Doch spurlos ist das Meer, der Abend sinkt,
 Die Winde wechseln, nächtlich tobt der Sturm.
 Von mondenlangem Suchen bringen sie
 Den leeren, morschen Rachen nur zurück
 Mit abgewelkten Kränzen . . .

Richard.

Was stört dich in der Rede, werter Gast?
Du stockst, du atmest tief.

Balder.

Ich fahre fort.

Seit jenem Unfall freute sich der Knabe
Nicht mehr des Rosselenkens wie zuvor,
Viel lieber übt' er sich im Schwimmen, Tauchen,
Am Ruder prüft' er gerne seinen Arm.
Als er zum kräft'gen Jüngling nun erstarkt,
Da heischt er Schiffe von dem Vater:
Nichts hat das feste Land, was er begehrt,
Kein Fräulein auf den Burgen reizet ihn,
Dem wilden Meere scheint er anverlobt,
Darein das Mägdlein und der Ring versank.
Auch rüstet er sein Hauptschiff seltsam aus
Mit Purpurwimpeln, goldnem Bilderschmuck,
Wie einer, der die Braut meerüber holt.

Richard.

Fast wie das deine drunten in der Bucht,
Nicht wahr, mein wack'rer Seemann?

Balder.

Wenn du willst.

Mit jenem reich geschmückten Hochzeitschiff
Hat er in manchem grausen Sturm geschwankt.
Wenn so zu Donnerschlag und Sturmgebraus
Die Wogen tanzen — feiner Hochzeitanz!
Manch blut'ge Seeschlacht hat er durchgekämpft
Und ist davon im Norden wohl bekannt;
Mit sondrem Namen ward er dort belegt:
Springt er hinüber mit geschwung'nem Schwert
Auf ein geentert Schiff, dann schreit das Volk:
„Weh' uns! Vertilg' uns nicht, Meerbräutigam!“
Das ist mein Märchen.

Richard.

Habe Dank dafür!

Es hat mir recht mein altes Herz bewegt,
Nur, dünkt mir, fehlt ihm noch der volle Schluß.
Wer weiß, ob wirklich denn das Kind versank,

Ob nicht ein fremdes Schiff vorüberfuhr,
 Das flugs an Bord den armen Findling nahm,
 Den morschen Kahn der Meerflut überließ?
 Vielleicht auf einer Insel wie die unsre
 Ward dann das schwache Kindlein abgesetzt,
 Von frommen Händen sorgsamlich gepflegt
 Und ist zur holden Jungfrau nun erblüht.

Balder.

Du weißt geschickt ein Märchen auszuspinnen;
 So laß nun deines hören, wenn's beliebt!

Richard.

In vor'gen Tagen wußt' ich manche Mär'
 Von unsern alten Herzogen und Helden
 Und sonderlich vom Richard Ohnesucht,
 Der nachts so hell als wie am Tage sah,
 Der durch den öden Wald allnächtlich ritt
 Und mit Gespenstern manchen Strauß bestand¹;
 Doch jetzt ist mein Gedächtnis alterschwach,
 Verworren schwankt mir alles vor dem Sinn.
 Drum soll das junge Mädchen mich vertreten,
 Das dort so still und abgewendet sitzt
 Und Neze strickt beim trüben Lampenschein.
 Sie hat sich manches gute Lied gemerkt
 Und hat 'ne Kehle wie die Nachtigall.
 Thorilde, darfst den edlen Gast nicht scheun,
 Sing' uns das Lied vom Mägdelein und vom Ring,
 Das einst der alte Sänger dir gereimt!
 Ein feines Lied, ich weiß, du singst es gern.

Thorilde (singt).

Wohl sitzt am Meeresstrande
 Ein zartes Jungfräulein,
 Sie angelt manche Stunde,
 Kein Fischlein beißt ihr ein.

Sie hat 'nen Ring am Finger
 Mit rotem Edelstein,
 Den bind't sie an die Angel,
 Wirft ihn ins Meer hinein.

¹ Vgl. Bb. I, S. 286 und Anm. 1.

Da hebt sich aus der Tiefe
 'ne Hand wie Elfenbein,
 Die läßt am Finger blinken
 Das goldne Ringlein;

Da hebt sich aus dem Grunde
 Ein Ritter jung und fein;
 Er prangt in goldnen Schuppen
 Und spielt im Sonnenschein.

Das Mägdlein spricht erschrocken:
 „Nein, edler Ritter, nein.
 Laß du mein Ringlein golden!
 Gar nicht begehrt' ich dein.“ —

„Man angelt nicht nach Fischen
 Mit Gold und Edelstein;
 Das Ringlein laß' ich nimmer:
 Mein eigen muß du sein.“

Balder.

Was hör' ich? Seltsam ahnungsvoller Sang.
 Was seh' ich? Welch ein himmlisch Angesicht
 Hebt süß errötend sich aus goldnen Locken
 Und mahnt mich an die ferne Kinderzeit!
 Ha, an der Rechten blinkt der goldne Ring,
 Der rote Stein: du bist's, verlorne Braut!
 Ich bin's, den sie Meerbräutigam genannt,
 Hier ist der Saphir, wie dein Auge blau,
 Und drunten liegt das Hochzeitschiff bereit.

Richard.

Das hab' ich längst gedacht, verehrter Held.
 Ja, nimm sie hin, mein teures Pflegekind,
 Halt' sie nur fest in deinem starken Arm!
 Du drückst ein treues Herz an deine Brust.
 Doch sieh einmal! du hast dich ganz verwirrt
 Im Netze, das mein fleißig Kind gestrickt.



Konradin.

Fragment.

Seeküste von Neapel.

Konradin¹, Friedrich von Baden², der Truchseß von Waldburg³, mit kriegerrischem Gefolge, steigen aus dem Schiffe. Galvano Lancia⁴, Marschall von Sizilien, mit seinem Sohne; Tarfe⁵, sarazenischer Häuptling; Frangipane⁶, römischer Edelmann, mit seiner Tochter Julia; Jungfrauen mit Blumentränzen und Musik, apulischer Adel, Sarazenen, Volk, zu festlichem Empfange versammelt.

Konradin.

Apul'scher Boden, freudig sei begrüßt!
O Erde, die du dem Gelandeten

¹ Konrad(in) von Schwaben (geb. 1252), der letzte Staufer, Sohn König Konrads IV., am 23. August 1268 bei Tagliacozzo besiegt, am 29. Oktober desselben Jahres auf Befehl Karls von Anjou zu Neapel enthauptet.

² Friedrich I. (geb. 1249), Markgraf von Baden, Sohn Hermanns V., als Sohn der Babenbergischen Erbtöchter von Österreich, Gertrud, auch Friedrich von Österreich genannt, seit 1250 Herrscher in Baden und dem Namen nach auch in Österreich (s. S. 307, Anm. 2), folgte 1267 seinem Freunde Konradin nach Italien und wurde 1268 mit ihm enthauptet.

³ Die Truchseße von Waldburg sind ein altes reichsunmittelbares Geschlecht in Württemberg, Bayern und Österreich, das den Staufern eng verbunden war, wie auch einer von ihnen, der Bischof von Konstanz, Konradins zweiter Vormund wurde; hier vertritt der Truchseß Konradins Mutter, seine Landesfürstin. Der Ritter Heinrich, Truchseß von Waldburg, hob den Handschuh auf, den Konradin vom Schafott warf, und überbrachte ihn dem König Peter von Aragonien.

⁴ Graf Galvano Lancia, der älteste Oheim König Manfreds; er war zugleich der einzige Oheim Manfreds, der aus der Schlacht bei Benevent (s. S. 303, Anm. 3) entkam. Obwohl er für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Gold Lösegeld bot, ließ ihn Karl von Anjou 1268 mit hinrichten.

⁵ „Der Name ist arabisch. In Granaba finden wir einen Mohren Tarfe, der, nachdem er mit einem Pferde, an dessen Schweif er ein Ave Maria gebunden, gegen das christliche Lager herangesprengt war, von Garcilaso im Kampfe getötet wurde, was Lope de Vega in dem Schauspiel „El cerco de Santa Fe“ dargestellt hatte“ (Dünker, „Ahländs Dramen und Dramamentwürfe“, S. 334).

⁶ Giovanni Fürst Frangipani, von Friedrich II. zum Ritter geschlagen, trat anfangs auf Konradins Seite, verriet ihn aber nach der Niederlage bei Tagliacozzo und lieferte den bei Astura gefangen genommenen an Karl von Anjou aus.

Noch unterm Fuße wankst, ich fasse dich
Inbrünstig, wie der Bräutigam die Braut.
Land meiner Väter, du gesegnet Land,
Wie breitest du dich blühend vor mir aus,
Vom reinsten Himmel festlich überwölbt
Und in dem Meere deine Schönheit spiegelnd!

Galvano.

Er ist's, er ist's. Ja, der ist Konradin.
Sieh hin, mein Sohn Galotto, sieh! Er ist's,
Der schwäb'sche Jüngling, der erwartete,
In des Verheißung ich dich auferzog.
Seht alle hin! O wer erkennt' ihn nicht!
Die helle Stirn, des Auges geistig Feuer,
Die goldnen Locken, um die Schulter wallend:
Ja, das ist hohenstaufisches Geschlecht.
Der einz'ge Sprößling ist's des Herrscherstammes,
Des geistesmächt'gen, dem kein andrer gleicht,
In dem die Trefflichkeit nie ausgeblüht
Und große Väter große Söhne zeugen.
Stellt mir ihn her, den Dränger dieses Landes,
Den finstern Anjou¹, stellt ihn neben diesen
Und sagt mir: wo ist königlich Geblüt?

(Gegen Konradin vortretend.)

Erlauchter Jüngling, tausendmal willkommen!
Die Boten, die wir jüngst nach dir gesandt,
Sie brachten erst nur ein Gewand von dir²,
Daß unsre Sehnsucht sich ersättige,
Bis du uns selbst erschienenst; dies Gewand,
Wir trugen es umher, wir faßten's an,
Wir küßten es gleich einem Heiligtum.
Und nun — Heil diesem Tag! — erschienst du selbst.
Laß jetzt mich deine Hand ergreifen, küssen,
Mit heißen Freudethränen sie beneßen!

Konradin.

Wer bist du? Nenne dich, ehrwürd'ger Greis,
Den das Entzücken zu verjüngen scheint!

¹ Karl von Anjou (1220—1284), Graf von Provence, Bruder des Königs Ludwig IX., des Heiligen, von Frankreich, gewann durch Verrat der Barone als päpstlicher Lehnsmann (s. S. 308, Anm. 2) 1265 Neapel und Sizilien und schlug Manfred 1266 bei Benevent.

² Diese Thatfache ist historisch.

Galvano.

Ein treuer Diener war ich deinen Vätern,
Galvano Lancia, Marschall von Sizilien.
O welche Angedenken dringen jetzt
Bei deinem Anblick mächtig auf mich ein!
In Wehmut und in Wonne schmelz' ich hin.

Konradin.

Galvano Lancia? Der gepries'ne Held,
Der meinem Haus ein halb Jahrhundert lang,
In Glück und Not, mit That und That, gedient,
Der Friedrichs¹, Konrads², Manfreds³ Schlachten socht —

Galvano.

Und in den deinen gern verbluten wird.

Konradin.

Was konnte mir Erwünschteres begegnen,
Als daß am Eingang meiner neuen Bahn
Der vielerfahr'ne Greis dem Jünglinge
Die sich're Rechte bietet? Leite mich!
Du kennst die Gänge, die wir Stausen gehn.

Galvano.

Es sind des Löwen Gänge. Teurer Fürst,
Was ich, der Greis, dir leisten kann, es ist
Das mindeste. Die hier versammelt stehn,
Die Blüte von Apuliens Adel, sie
Erwarten deinen Wink, mit ihren Schwertern
Dich einzusetzen in dein Königsrecht.

Larfe.

Laß, Herrlicher, auch mich dein Knie umfassen,
Laß mich den Staub von deiner Sohle küssen!
Du Sohn des Lichtes. Mah segne dich!
Dem Meer entstiegst du wie der goldne Tag,
Vor dem das Grau'n der Mitternächte fleucht.

¹ Friedrich II. (1215–50), der Enkel Friedrich Barbarossa.

² Konrad IV. († 1254), Sohn und Nachfolger Friedrichs II.

³ Manfred, tapferer natürlicher Sohn Friedrichs II. und der Gräfin Bianca Lancia, nach seines Bruders Konrad IV. Tode Reichsverweser in Unteritalien für den unmündigen Konradin, seit 1258 auf eine falsche Kunde von dessen Tode König, fiel am 26. Februar 1266 in der Schlacht bei Benevent gegen Karl von Anjou.

Konradin.

Steh auf, dann laß mich wissen, wer du seist!

Tarfe.

O, dein geringster Knecht, des Name nicht
Vor dir genannt zu werden würdig ist.
Den Sarazenen, die Luceras¹ Burg
Bewohnen, bin zum Häuptling ich gesetzt.
Dein großer Ahn, o Herr, der zweite Friedrich,
Des Ruhm mit Sternenschrift geschrieben steht,
Hat uns den sichern Wohnsitz dort gewährt.
Ihm war des Morgenlandes Weisheit lieb,
Er sprach die Sprache der Araber², er
Verschmähte nicht, in unsrer Tracht zu gehn,
Er ließ uns Tempel unsrem Gotte baun;
Er leuchtet' allen wie der Sonne Licht,
Wie Allah selber, der Allwaltende.

Konradin.

Ich kenn' euch. Manfred floh in euren Schutz,
Als von den Christen er verlassen war,
Ihr aber trugt ihn jubelnd auf den Händen³.

Tarfe.

Gebeut, o Herr, durch welchen Kampf und Sturm
Wir dich auf unsern Schultern sollen tragen!
Dort meine Bogenschützen brennen längst,
Den Pfeil in deiner Feinde Herz zu schnellen.

Frangipane.

Die Stätte, Fürst, die du gewürdiget
Der Ansahrt am apulischen Gestad',
Ich trage von Neapel sie zu Leh'n,
Und preisen muß ich das Geschick, das mir
Die Ehre solch erhab'nen Gastes⁴ gönnt.

¹ Luceria, Stadt im Distrikte Foggia der neapolitanischen Provinz Caputana, im 7. Jahrhundert zerstört, erst von Friedrich II. 1239 wieder hergestellt und mit den Sarazenen Siziliens besiedelt, die nun Luceria zum Mittelpunkt ihres Stammes erhoben, aber später vertrieben wurden.

² Vielleicht sind die Araber gemeint, arabische Räuberhorden in Nordafrika.

³ 1254 floh Manfred vor den Nachstellungen des Papstes zu ihnen, daher letzterer gegen ihn als einen „fluchbeladenen Keger und Mohammedanerhäuptling“ 1265 den Kreuzzug predigen ließ.

⁴ Dies Lehnsverhältnis für das Küstenland ist Erfindung; vgl. auch F. von Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen“, Bd. IV, S. 608

Mein Nam' ist Johann Frangipane. Nicht
 Darf ich mir schmeicheln, dir bekannt zu sein,
 Doch mein Geschlecht ward dir vielleicht genannt;
 Es ist zu Rom verbürgert und hat oft
 Aus festen Türmen, die wir dort erbaut,
 Der Ghibellinen¹ Sache durchgefochten,
 Sei's gegen die Gewalt des Laterans²,
 Sei's gegen guelf'schen Adels Übermut.

Konradin.

Sollt' ich der Frangipani nicht gedenken?
 Noch, wahrlich, steh' ich nicht so hoch und fest,
 Um Freunde zu verleugnen.

Frangipane.

Mög' es denn,
 Erlauchter, dir gefallen, von den Mühen
 Der Seefahrt auszuruhn in meinem Hause,
 Das dort sich im Orangenhaine birgt!
 Dich zu begrüßen und dich einzuladen,
 Ist meine Tochter Julia hergeeilt
 Mit andern Jungfrau'n dieser Küstenlande.
 Tritt näher, Julia, führe selbst das Wort!

Julia.

Wir grüßen dich als König, hoher Herr,
 Und bald, wir hoffen's, wirst du in dem Dome³
 Vor allem Volke Königsweih' empfahn.
 Doch bis die Krone nun, die goldene,
 Dein Haupt umfassen wird, so laß geschehn,
 Daß eines Mädchens zage Hand mit Blumen
 Als König dieses Landes dich bekron!
 Wohl mag ein Blumenkranz das Land bedeuten,
 Das blütenreiche, wo du herrschen wirst.

(Sie bekrönt ihn.)

Und so, gekrönter König, zeuch mit uns
 Zu meines Vaters Hause, wo Gesang

¹ Ghibellinen (Waiblinger), die Anhänger der hohenstaufischen Partei in Italien; ihre Gegner die Guelfen (Welfen).

² Der Lateran bildete bis zur Rückkehr der Päpste aus Avignon (1376) deren Residenz in Rom, seitdem der Vatikan.

³ Zu Neapel.

Und Saitenspiel und Tanz gerüstet sind,
Die Feier deiner Krönung zu begeh'n!

Konradin.

Der Kranz, womit mich zarte Hand gekrönt,
Umrauscht die Schläfe mir nur wie ein Traum,
Wie eine Ahnung künft'ger Herrlichkeit,
Die erst erworben sein muß und erkämpft.
Noch ist zu Festen mir nicht Zeit gegönnt,
Noch darf ich nicht im Haus der Freude weilen,
Noch muß ich rastlos steuern auf mein Ziel.
Wenn erst der Sieg mir seinen Kranz gewunden,
Dann keh'r ich wieder, dann erfreue mich
In eurer Mitte Reigen und Gesang!
Es liebten meine Väter stets und übten
Das Lied, womit man edle Frauen ehrt,
Und Kaiser Heinrich¹ sang: „Was hülfe mir
Die Krone, sollt' ich meine Süße missen?“
Ich selbst, im rauhen Frühling meiner Jahre,
Hab' in der Minne Weisen mich versucht²,
Und wenn ich einst vom Feld des Sieges kehre,
Dann reicht die Saiten mir! Mein erstes Lied
Soll, schöne Julia, deine Anmut preisen.

(Julia und die übrigen ziehen sich zurück. Konradin und Friedrich von Baden bleiben allein im Vorberggrunbe.)

Konradin.

O Friedrich, du Genosse meiner Jugend,
In deine treue Brust ergoß ich sonst
Die bittern Klagen über mein Geschick;
Laß jetzt mein freudig überschwellend Herz
Sich dir entschütten, hilf mein Glück mir tragen!

¹ Heinrich VI., König 1190–97, Konradins Urgroßvater, hat Minnelieder gebichtet, von denen zwei erhalten sind; die dritte Strophe des einen schließt: „*ich mich ir [der Geliebten] verzige, ich verzige mich e der kröne*“; die vierte enthält die Verse:

„*obe joch niemer kröne kæme uf min houbet;
dæs ich mich åne si niht vermezzen enmac.
verlære ich si, waz hete ich danne?*“

² Konradin, von den Dichtern schon früh als „der junge König“ begrüßt, hatte sich zeitig in der Minnepoesie versucht; ein Lied von „König Konrad dem Jungen“ steht in der alten sogenannten Manessischen Handschrift; er beklagt darin seine Liebe, weil er noch ein Kind sei.

Wie anders, Friedrich, als in jener Zeit,
 Da ich zu Landshut an des Oheims Hofe¹
 Umherschlich, einsam, erblos, vaterlos!
 Die Mutter sah mich nur mit Thränen an;
 Die meiner Väter Gnade groß gemacht,
 Verachtend schritten sie an mir vorbei;
 Die Sänger, die von Hof zu Hofe wandern,
 Sie sangen von der Hohenstaufen Fall,
 Als wär' es eine Mär' aus alten Tagen
 Und wär' ich selbst nicht von den Lebenden.
 Wie anders nun! Wie offen liegt die Welt
 Vor mir, wie blütenhell, wie lebensvoll!
 Hier lacht mir Jugendlust und Thatenruhm
 Und jede Hoffnung, jedes schönste Ziel,
 Und dieses Haupt, das trauernd niederhing,
 Es hebt sich in der Blumen frischem Schmuße.

Friedrich.

Auf deinen Hoffnungen, o Konradin,
 Beruhn die meinigen; ein gleiches Loß
 Verbindet uns; des Erbes Räuber heißt
 Dir Karl, mir Ottokar²; hier in Apulien
 Grobr' ich Östreich; leih' ich dir den Arm,
 Du leihst mir einst den deinen, mächtignern.
 Doch wenn der Ausgang deines Glückes, wenn
 Des Landes Schönheit minder mich ergreift,
 Wenn du mich oft in Gram versunken siehst:
 Du weißt ja, in der deutschen Heimat blieb
 Die junge Gattin mir, kaum anvermählt:
 Wo diese weilt, ist mir das schönste Land³.

Konradin.

Von allem, was die Zukunft Herrliches

¹ Konradin wurde am Hofe seines Mutterbruders, des Herzogs Ludwig von Niederbayern erzogen, der, hart und habgierig, ihn treuervergessen zu dem aussichtslosen Feldzuge ermunterte und dann verließ.

² Ottokar II., der Přemyslide (1230—78), König von Böhmen, hatte sich 1251 die österreichischen Herzogtümer, damals noch im Besitze der Wabenberger Markgrafen, widerrechtlich angeeignet und sich 1262 von König Richard (s. S. 311, Anm. 2) mit Österreich und Steiermark belehnen lassen.

³ Wohl Anklang an den mittelhochdeutschen Lyriker Reinmar den Alten („Minnesangs Frühling“, S. 182, V. 23): „swâ si wonet, diu eine liebet mir daz lant“. Friedrich hatte unmittelbar vorher geheiratet.

Mir bringen mag, ist doch das Höchste dies:
 Wenn ich die Freunde, die in meiner Not
 Mich aufgerichtet, die in meinen Kämpfen
 Zu mir gehalten, wenn ich mit der Fülle
 Des Dankes einst sie überschütten kann.

Truchseß (der sich während des Vorigen genähert.)

Du teilest Gnaden aus, du glühst schon
 Von Siegen, während ich, dir Abschied sagend,
 Die Angst des Herzens nicht verbergen kann.
 Der Auftrag deines Ohms und deiner Mutter,
 Der bang besorgten, weist mich nach Biterbo¹,
 Wo ich versuchen soll, den Zorn zu sühnen
 Des heil'gen Vaters, der den Bann dir schleudert².
 Doch da ich jetzt, dem Schiff entstiegen, dich
 Dem Schutz der Fremden überlassen soll,
 So jagt mein Geist, und scheiden kann ich nicht,
 Bevor ich dir, dem Freudetrunkenen,
 Ein Wort der Warnung an das Herz gelegt.

Konradin.

Sprich, lieber Truchseß! Stets noch hat dein Wort
 Bei Konradin ein offnes Ohr gefunden.

Truchseß.

Sohn meiner Fürsten, dieses welsche Land,
 Das dich mit seinem falschen Schimmer blendet,
 Was ist es als ein übertünchtes Grab?
 Leg' dich in diese Blumen, und es wird
 Die gift'ge Viper dir die Ferse stechen;
 Entschlummere sanft, in lauer Nacht, beim Klange
 Verbuhlter Lauten, und der Wand entkreucht
 Der Skorpion, die tückische Tarantel.
 Der Sonne Blutstrahl brütet Seuchen aus
 Und schlägt den Leib mit Aussatz und Geschwür;
 Der Boden selbst, auf dem du fußen willst,

¹ Stadt im Kirchenstaat, damals päpstliche Residenz.

² Clemens IV. (Guibo Foulques, † 1268), ein Provençale, seit 1265 Papst, vorher Rat des Königs von Frankreich, trat noch nachdrücklicher als sein Vorgänger Urban IV. auf die Seite der Franzosen und bannte die Hohenstaufen und deren Anhänger. 1265 befehnte er für 8000 Ungen Gold Karl von Anjou mit Neapel und Sizilien.

Ist trügerisch: da drunten gärt die Hölle¹,
 Der Abgrund reißt sich auf und speiet Flammen,
 Die Erde bebt, und über deinem Haupte
 Bricht das Gewölb' zusammen, stürzt der Turm.
 An jeder Ecke lauert Meuchelmord;
 Der Weiber brennend Auge zehrt das Mark
 Der Helden auf; der Freundesbecher ist
 Vergiftet, und die Hostie selbst ist Gift.

Konradin.

Du malest finster.

Truchseß.

Unglücksel'ger Durst

Nach Macht und Schätzen und nach eitlen Ruhm!
 Verwünschte Gier, die uns nach Fremdem spornet,
 Indes schmachvoll das Heimische verdirbt!
 Wie oft, wie oft schon zog das deutsche Heer,
 Erles'ne Männer, schmucke Jünglinge,
 Des Vaterlandes Stolz, der Ihren Wonne,
 Die Alpen nieder, um auf Welschlands Eb'nen
 Dahinzuschwinden wie das Sommergras²!
 Wo sind sie, deine Väter, meine Fürsten?
 Das deutsche Heimatland verschmähten sie,
 Um Gift zu saugen in Apuliens Gärten:
 Gift schlürfte Heinrich aus dem klaren Quell³;
 Wenn Friedrich es nicht aus dem Becher trank,
 So trank er's aus des liebsten Freundes Verrat⁴;
 Dein Vater schlürfte Gift für Arznei:
 Was heilen sollte, würgt' ihn so dahin⁵,
 Daß er die Stunde der Geburt verfluchte.
 Wenn dich, auch dich . . . nein, nein, ich darf ihn nicht
 Ausdenken, diesen gräßlichen Gedanken.

¹ Konradins Mutter hatte ihn dadurch von seinem Zuge abhalten wollen, daß sie ihm das heitere Schwaben im Gegensatz zu dem von finstern Mächten unterwühlten Boden Italiens lieb zu machen suchte.

² Seine Mutter hatte ihm vorgeführt, wie Italien die Hohenstaufen stets von neuem angelockt, ihnen aber nur Blut und Kraft ausgefogen habe.

³ Heinrich VI. starb plötzlich am 28. September 1197; „Gift“ in diesem Falle wohl einfach das allzu kalte Wasser.

⁴ Friedrich II. starb am 13. Dezember 1250, angeblich aus Gram über den Verrat seines vertrauten Kanzlers Petrus de Vineis.

⁵ Konrad IV., am 21. Mai 1254 verstorben, soll von Papst Innocenz V. oder seinem eignen Bruder Manfred vergiftet worden sein.

Konradin.

Wozu mir diese Bilder des Entsetzens?

Truchseß.

Als Heinrich mit Konstanzen sich zu Mailand
 Vermählt¹ und in dem Kreis ital'scher Großen
 Zu Tische saß, da traten in den Saal
 Gesandte, die vom schwäb'schen Lande kamen;
 Sie schenkten ihm zur Hochzeit eine Wiege²
 Von Silber, schön durchbrochen und verziert,
 Ein künstlich Werk der Schmiede zu Gemünd³.
 Die Wiege sollt' ihn mahnen, daß ihm selbst
 Und seinem Hause Deutschland Wiege sei.
 So möcht' auch ich dich mahnen, Konradin,
 Daß du, von dieses fremden Landes Zauber
 Umstrickt, nicht deine Wiege gar vergessest.
 O denk' an jenen Berg, der hoch und schlant
 Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
 Und auf dem königlichen Gipfel kühn
 Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt⁴!
 Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
 Ein grünend, fruchtbar Land, gewund'ne Thäler,
 Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
 Jagdflustig Waldgebirg' und aus der Tiefe
 Des nahen Klosters⁵ abendlich Geläut';
 Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
 Gefegnetes Geschlecht, treueste Männer,
 Die Frauen aber sittig und verschämt,
 Ja, wie uns Walther sang, den Engeln gleich⁶.

Friedrich.

Den Engeln gleich. O was erregst du mir
 Die Sehnsucht, die ich kaum beschwichtigt?

¹ Heinrich VI. heiratete 1186 Constantia, die Tante und Erbin des letzten Normannenkönigs von Neapel und Sizilien, Wilhelms II.

² Historisch.

³ Schwäbisch-Gmünd, im Mittelalter durch Metallarbeiten berühmt.

⁴ Vgl. Uhlands Gedicht „Die drei Schlösser“ (Vb. I, S. 197, Anm. 1), auch „Schriften“, Vb. I, S. 22.

⁵ Lorch.

⁶ Walther von der Vogelweibe, der größte deutsche Minnesinger, sagt in dem Liebe „Ir sult sprechen willekomen“ (Lachmann 57, 8): „Tiusche mau sint wol gezogen, rehte als engel sint diu wip getän.“

Truchseß.

Hätt' ich sie diesem so erwecken können!
 O Konradin, warum verließest du
 Die Hoffnungen, die dir in Deutschland sproßten?
 Die Gegenkönige, die um das Reich
 Sich zanken¹, sind den Deutschen beide fremd;
 Der eine ward in England eingetürmt²,
 Jenseits der Pyrenäen weilt der andre³.
 Schon dreimal ward von dir im Fürstentrate
 Gehandelt⁴, Hohenstaufen lebt uns noch;
 Nur deine Jugend schien noch nicht erstarrt,
 In stürm'scher Zeit das Steuer zu ergreifen⁵.
 Du aber harrest nicht und machst dich auf,
 Den Lockungen des fernen Landes folgend;
 Gefahrvoll ist die Bahn, die du beschritten,
 Und schwer, o schwer ist dieser Abschied mir.

Konradin.

Du hast, o Freund, die Stammburg mir genannt
 Den Horst, aus dem die Adler sich geschwungen:
 Sie ist nicht mehr mein eigen; was auf mich,
 Das Wenige, von unsrem Stammgut kam,
 Veräußert ward es und zu Pfand gesetzt,
 Um die apul'sche Heerfahrt zu bestreiten.
 Doch wenn mir andres nichts zum Erbe blieb,
 Das Eine blieb: der angestammte Geist,
 Der strebende, der nichts verloren gibt,
 Mir blieben die Entwürfe meiner Väter.
 Der Hohenstaufen Tagwerk ist nicht klein,
 Ich muß es früh beginnen, wie die Vordern
 Es früh begannen. Nicht das einzle Land
 Ist unser Ziel. Von jedem Fleck der Erde

¹ Beide 1257 von je einer Kurfürstenpartei aufgestellt.

² Graf Richard von Cornwallis (1209—72), Bruder Heinrichs III. von England, am 17. Mai 1257 in Aachen getront, nur am Rhein anerkannt. 1264 nach England zurückgekehrt, saß er nach einer Niederlage 14 Monate gefangen, hielt aber 1268 wieder einen deutschen Reichstag ab.

³ Alfons X., der Weise (1228—84), König von Kastilien, Enkel König Philipp's von Schwaben, betrat nie den deutschen Boden.

⁴ 1262, 1265, 1267.

⁵ Kellner vergleicht aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ („Werke“ V, 218): „Die rauhe sturmbewegte Zeit heißt einen kraftbegabtern Steuermann“. That-sächlich waren fast alle Fürsten von Einfluß durch Richard oder Alfons erlaunt.

Kann unser Streben ausgehn. Hat zuerst
 Apulien mich gerufen, in Apulien
 Beginn' ich meine Bahn, doch wo sie ende,
 Das liegt verhüllet in der Zukunft Schoß¹.
 Du weißt, was uns das Lied gesungen²: „König
 Und Adler, niedrig schwebend, taugen schlecht.“³
 Drum lebe wohl, vollführe dein Geschäft!
 Ihr aber laßt die Banner vorwärts fliegen!

¹ Schiller, „Braut von Messina“, I. Akt, 3. Szene: „Noch liegen die Lofe buntel verhüllt in der Zukunft Schoße“ (vgl. auch Schillers „Glode“, B. 55 f.).

² Der Minnesinger der schuolmeister von Ezzelingen sagt: „küne und adelar sülnt hohe sweiben, daz ist sleht“ (Bobmer II, 946; v. d. Hagen II, 139; IV, 451). Eßlingen, das, von Heinrich IV. zerstört, sich unter den Hohenstaufen wieder hob, war eine nennenswerte Reichsstadt von Konrads engerer Heimat; daher beruft er sich gerade auf dies Lied.

³ „Ein Adler, so heißt es, schoß nach Konrads Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs Neue“ (Fr. von Raumer, „Geschichte der Hohenstaufen“, Bb. IV, S. 495).



Politische Reden und Aufsätze.

Eingabe Stuttgarter Bürger an König Friedrich, um Herstellung des „alten guten Rechts“, 1815, verfaßt von Ludwig Uhland.

Eure Majestät haben zu Ende des Jahres 1805¹ im Drang gebieterischer politischer Verhältnisse die Verfassung, welche seit drei Jahrhunderten das Glück der Württemberger ausmachte, aufgehoben.

Seit dieser Zeit hat das württembergische Volk das äußerste geleistet, was von Menschen gefordert werden kann, ohne in seinem Gehorsam und seiner Treue gegen Eure Majestät und Höchst-dero Regentenhaus zu wanken. Alle Herzen wurden daher mit Freude erfüllt, als Höchstdießelben am 11. Januar d. J. diese unwandelbare Anhänglichkeit Ihres Volkes durch Zusicherung einer Verfassung, welche den innern und äußern Verhältnissen angemessen sein und alle Teile zufrieden stellen sollte, belohnen zu wollen erklärten.

Bereits hatten wir uns der freudigen Hoffnung hingegeben, daß die vermöge der alten Verfassung dem württembergischen Volk zustehenden Rechte und Freiheiten, welche dasselbe von seinen Voreltern durch Verträge mit Eurer Majestät Vorfahren erworben und seit Höchstihrer Regierung durch nichts verwirkt hat,

¹ Am 30. Dezember 1805 hatte der eben von Napoleon zum König erhobene Friedrich (1754—1816; seit 1797 Herzog, seit 1803 Kurfürst) die alte Verfassung Württembergs, die Herzog Christoph am 15. März 1565 gestiftet hatte (vgl. Bd. I, S. 79, Anm. 1), aufgehoben, und am 15. März 1815 legte er aus eigener Machtvollkommenheit einen neuen Entwurf vor. Die behufs Entgegennahme des letztern einberufenen Stände fordberten Unterhandlung, die aber ergebnislos blieb, so daß sie am 26. Juli vertagt wurde. Sehr bald danach entwarf oder rebigierte (der selbst noch nicht wahlfähige) Uhland diese Eingabe (vgl. dazu seinen Brief an die Eltern vom 2. August 1815: „Uhlands Leben. Von seiner Witwe“, S. 111 f).

hergestellt und im Einverständnis mit den Landständen nur diejenigen Bestimmungen der alten Verfassung modifiziert werden würden, deren Abänderung der Zeitgeist, die Vergrößerung des Landes und andre politische Verhältnisse erfordern.

Allein die Verfassungsurkunde, welche Eure Majestät bei Eröffnung der Ständeversammlung bekannt gemacht, entfernte diese Hoffnung und verschaffte uns die Überzeugung, daß Höchstdieselben von den Rechten und Freiheiten, welche dem württembergischen Volk von Eurer Majestät Vorfahren, glorreichen Andenkens, zugestanden waren, nur wenige, und diese nur aus Gnade, zurückzustellen geruhen wollten.

Wir mußten also, so wie das ganze Land, die Bemühungen der Landstände, welche die Rechte des Volks ehrerbietig, aber mit Freimütigkeit und beharrlich zu vertreten suchten, mit tiefgefühltem Dank erkennen, und glaubten gewiß, daß die Vorstellungen dieser Männer Eure Majestät bewegen würden, durch Wiederherstellung der alten Verfassung, welche seit so langer Zeit das Glück des Landes und das Wohl der württembergischen Regentenfamilie begründet hat, und namentlich die fürchterlichsten Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs¹ in unglaublich kurzer Zeit vergessen machte, die tiefen Wunden zu heilen, welche die Zeitumstände seit 1806 dem Vaterland geschlagen haben.

Unter diesen Umständen hat uns die Auflösung² der Stände, welche durch die von Eurer Majestät ausgesprochene Vertagung derselben seit einigen Tagen erfolgt ist, die tiefste Bekümmernis verursacht.

Wir wagen daher, in der tiefsten Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigst vorzutragen, daß die Stände des Königreichs durch die Höchstdieselben übergebenen Vorstellungen nichts als unsere Wünsche und Bitten, sowie die des ganzen Landes ausgesprochen haben, und daß wir den traurigen Gedanken nicht zu fassen vermögen, uns und unsern Mitbürgern, die wir nichts verbrochen, vielmehr uns bis jetzt durch Gehorsam und Treue gegen Eure

¹ Württemberg soll im Dreißigjährigen Krieg drei Viertel seiner Einwohner verloren haben und war gänzlich verarmt.

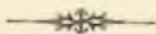
² Vgl. hierzu die Notiz in der Abtheilung „Zur Revision des Textes“.

Majestät vor ganz Deutschland ausgezeichnet haben, nach Anstrengung unserer äußersten Kräfte, nach Hingabe von Gut und Blut, auch fernerhin unsre altheiligen Rechte und Freiheiten und die dieselben versichernde alte Verfassung entzogen zu sehen.

Wir bitten daher unterthänigst, Eure Majestät wolle gnädigst geruhen, uns, unsere Kinder und Nachkommen durch Wiederherstellung der alten württembergischen Verfassung, unter Vorbehalt der im Einverständnis mit den Ständen zu treffenden etwa nötigen Modifikation derselben, zu beglücken und zu dem Ende die Ständeversammlung wieder einzuberufen.

In tiefster Ehrfurcht verharrend u. s. w.

(folgen die Unterschriften).



Keine Adelskammer!¹

Die altwürttembergische Verfassung wird mit Recht darum gerühmt, daß sich in ihr das Vertragsverhältnis zwischen Regenten und Volk so klar und ausgesprochen darlege. In ihr ist keine bourbonische Legitimität², sie ist ein Gesellschaftsverhältnis freier, vernünftiger Wesen. Sie gibt dem Regenten den Standpunkt, von dem ihn die Aufklärung der Zeit nicht verdrängen wird, sie gibt dem Volke die Stellung, in der auch ein über Menschenrecht aufgeklärtes Volk sich gefallen darf.

Eben in diesem Keimenschlichen unsrer alten Verfassung löst sich das Rätsel, daß ein dreihundertjähriger Rechtszustand noch jetzt vollkommen zeitgemäß erscheinen kann, und gerade jetzt, wo das Gefühl der Freiheit und der Menschenwürde neu erwacht ist.

Steht nun in dieser Verfassung, auf welche der neue Vertrag

¹ Flugschrift von 1817. Uhlend bekämpfte scharf das Zweikammersystem, das im ersten neuen Verfassungsentwurf, den König Friedrich 1815 vorlegte, noch nicht, dagegen in allen denen des Königs Wilhelm (seit 1816) enthalten war, 1819 auch angenommen wurde und seitdem Gesetz blieb.

² Die Königsdynastie der Bourbonen, 1589—1792 auf dem Throne Frankreichs, galt als Vorkämpferin des absolut-monarchischen Prinzips der „Legitimität“, daher ihre Anhänger noch im 19. Jahrhundert Legitimisten heißen.

gegründet werden soll, das Verhältnis zwischen Regenten und Volk so vernünftig, menschenwürdig und darum auch für unsre Zeit geläutert da: sollen wir dazu schweigen, wenn man uns zwischen Adel und übrigen Volk ein Verhältnis herbeiführen will, das jenen reinmenschlichen Verband durch Mystizismus und Vorurteil beflecken würde?

Der Adel nehme denjenigen Standpunkt ein, der seinen geschichtlichen Beziehungen und seinem Grundbesitz angemessen ist! Wir machen dem Adel seine Rechte nicht streitig.

Aber man spreche uns nicht von Söhnen Gottes und Söhnen des Menschen, man stelle nicht Geburt und Verdienst in Vergleichung! Adelsvorurteil ertragen wir nicht.

Darum keine Adelskammer! (Prälaten und Gelehrte beruhigen uns nicht¹.) Kein Stand soll dem menschlichen Verkehr mit den andern enthoben sein, alle sollen sich gegenüberstehn, Auge in Auge, wie es Menschen gegen Menschen geziemt.

Man sage uns nichts von Rechten, (wären es auch Kasse und Ausschuß²), deren Ausübung wir durch Zugeben der Adelskammer zurückerlangen möchten, nichts davon, wie die Adelskammer in Steuersachen und sonst unschädlich gemacht werden könnte! Um die Idee ist es zu thun, um die Menschenwürde.

Unser Adel selbst hat die Trennung nicht begehrt, er wird nicht begehren, was die Zeit verwirft.

Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet³. Menschenrecht sollte hergestellt, der entwürdigende Aristokratismus ausgeworfen werden; davon ist der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all dem langen, blutigen Kampfe, soll eben dieser Aristokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?

Hierzu einwilligen, ihr Volksvertreter, hieße den Todeskeim in die Verfassung legen, neue Umwälzungen vorbereiten, unsre

¹ In die „Erste Kammer“ sollten auch Vertreter der Geistlichkeit beider Bekenntnisse, der Landesuniversität zc. kommen, wie es dann auch durchgeführt ward.

² „Bekanntlich besaß die hinter geschlossenen Thüren verhandelnde alte Landschaft seit 1608 auch eine unter Verwaltung des engern Ausschusses stehende ‚geheime Truhe‘ für geheime Ausgaben“ (Notter, „d. Umland“, S. 197), eine Einrichtung, die, 1798 vom Landtag selbst aufgehoben, nun wieder vorgeschlagen wurde.

³ Seit Beginn der Französischen Revolution (1789); gleich am 27. August hatte die „Proclamation des droits des hommes“ stattgefunden.

vernünftige altwürttembergische Verfassung entweihen, die Sache des Vaterlandes und der Menschheit verlassen.

Für die Pressfreiheit.

Uhl and: Ich stimme für den Antrag meines Freundes Schott¹ mit den Zusätzen des Herrn Prälaten v. Pahl². Ich stimme gegen den Antrag auf ein Pressegesetz; denn wir haben bereits ein Gesetz, das durch die Verfassung verbessert ist. Von allen staatsrechtlich-politischen Fragen, die in dieser Kammer angeregt wurden, von den Interessen, die man den materiellen gegenüber die geistigen nannte, ist einzig die Frage von der Pressfreiheit zur Begutachtung und nun auch zur Beratung durchgedrungen. So oft aber auch diese Frage in Erinnerung gebracht wurde, war es immer, als ob ein Gespenst durch den Saal schritte, etwa der Geist eines Erschlagenen. Ich gebe dieser Scheue keine feindselige Deutung, sondern die billigste.

Es war eine alte Verheißung: ein freies, großes Deutschland, lebenskräftig und in Einheit gehalten, wiedergeboren aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, sollte wieder unter den Völkern Europas erscheinen. Das hatten nicht deutsche Demagogen verkündet, sondern mächtige Monarchen den Völkern zum Lohn ihrer Anstrengungen verheißen³. Ähnliches wurde noch zur Weihe des eröffneten Bundestags⁴ ausgesprochen. Die deutschen Völker harrten in unermüdlicher Geduld auf die Erfüllung dieser

¹ Albert Schott (1782–1861), Uhlands vertrauter Freund und Gesinnungsgenosse (vgl. Bd. I, S. 93, 444 und 453 f.), hatte Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Pressfreiheit durch Aufhebung der Zensur beantragt. Uhl and unterstützte dies in der 92. Sitzung der württembergischen Abgeordnetenversammlung am 5. November 1833.

² Die Kammer möge erklären, daß sie die Kompetenz der deutschen Bundesversammlung, das in Württemberg bestehende konstitutionelle Gesetz von der freien Presse aufzuheben, nicht anerkenne, und daß sie sich gegen jede einseitige Beschränkung dieses Gesetzes, sie komme, von welcher Seite sie wolle, feierlich und rechtskräftig verwahre.

³ 1813 bei der Erhebung gegen Napoleon. Vgl. Uhlands Gedicht „Am 18. October 1816“ (Bd. I, S. 74).

⁴ 1815, doch bloß formell, da die am 26. September 1815 zwischen den Herrschern Rußlands, Österreichs und Preußens abgeschlossene „Heilige Allianz“ auf unbedingte Aufrechterhaltung des absolutistischen Systems hinarbeitete.

Verheißungen, sie verharrten geduldig, auch nachdem sie den Glauben an die Erfüllung derselben aufgegeben hatten. Selbst einzelne thätliche Ausbrüche der Ungebuld¹ stehen in keinem Verhältnis mit der vorherrschenden Ruhe in der großen Masse des Volkes, in welcher sie weder Anhalt hatten, noch Anklang fanden². Es war aber auch in der That nicht möglich, daß die verheißene Verjüngung Deutschlands in Erfüllung gehe. Sie sollte heraustrreten aus dem Geiste des Volkes; diesem Geiste aber war kein Organ geschaffen, kein Feld freier Wirksamkeit für das große Erneuerungswerk eröffnet. Im Gegenteil wurde dieser Geist in immer engere Bande geschlagen. Die Beschlüsse, wodurch die Pressefreiheit vernichtet, Bücher und Zeitblätter verboten, die öffentlichen Verhandlungen der Volkstammern unter besondere Aufsicht gestellt, Vereine und Versammlungen untersagt, gemeinschaftliche Vorstellungen an den Bundestag über öffentliche Angelegenheiten für ungesetzlich erklärt wurden³: alle diese Beschlüsse waren nicht geeignet, den ureigenen Geist des deutschen Volkes zur Gestaltung zu bringen. Gleichwohl hat derselbe je zuweilen ein Lebenszeichen gegeben. Die Julirevolution des Jahres 1830⁴ gab nicht bloß den politischen Ideen des weltbürgerlichen Liberalismus neues Leben,

¹ Dabei ist an die revolutionären Bewegungen vom Hochsommer 1830 in Sachsen, Hessen-Kassel und Braunschweig und insbesondere an das „Frankfurter Attentat“ (mehrstündige Überraschung einiger Wachen) vom 3. Juli 1833 zu denken.

² Trotzdem bestellte man am 20. Juli 1833 eine Zentralbehörde zur Untersuchung des angeblich gegen den Bestand des Bundes und die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Komplotts.

³ Bereits die sogenannte „Karlsbader (Minister-) Konferenz“ vom 20. September 1819 setzte in Mainz eine Zentral-Untersuchungs-Kommission zur Entdeckung der demagogischen Umtriebe ein und erließ, nachdem Artikel 18 der „Bundesakte“ von 1815 Ordnung der Pressegesetzgebung versprochen hatte, ein „Bundespressgesetz“, das durch die „Wiener Schlußakte“ vom 15. Mai 1820 bestätigt wurde. Am 28. Juni 1832 faßte der Bundestag 6 Beschlüsse, wonach unter anderm die Befugnis der Stände dahin eingeschränkt wurde, daß sie ihren Souveränen die Mittel zur Führung einer den Bundeszwecken und der Verfassung des Landes gemäßen Regierung zu verweigern oder ihre Bewilligung an gewisse andre durchzusetzende Punkte zu knüpfen nicht das Recht haben sollten; nach dem vierten dieser Beschlüsse ward (zunächst für 6 Jahre) eine Kommission bestellt, die von den Verhandlungen der Landtage Kenntnis nehmen sollte, um zu verhüten, daß die Gesetzgebung einzelner Staaten den Bundeszwecken Eintrag thue. Am 5. Juli, nach dem Hambacher Fest (27. Mai), wurden Volksversammlungen und -Feste ohne Genehmigung der Regierung verboten und festgesetzt, daß alles im Auslande in deutscher Sprache Gedruckte einer Nachzensur unterworfen werden müsse.

⁴ 27. — 29. Juli in Paris; Absetzung der Bourbonen, Erhebung des „Bürgerkönigs“ Louis Philipp von Orléans.

sie erweckte auch ein Gefühl von mehr natürlicher als politischer Art, das Nationalgefühl. Der Aufschwung eines in seiner Würde gekränkten und sich in ihr wiederführenden Volkes war eine Mahnung an alle andern, sich ihrer Stellung und ihrer Kraft bewußt zu werden. Auch in der deutschen Eiche hob es wieder zu rauschen an. Die Volksstämme der vorliegenden konstitutionellen Bundesstaaten betrachteten sich und sahen ihre Blöße. Ohne selbständige Macht, ohne Anhalt in einem größern Verbande, dem sie mit Neigung und Vertrauen angehört hätten, standen sie in dumpfer Erwartung, ob sie bei ausbrechendem Kampfe mit Aufopferung deutschen Nationalgefühls dem Zuge der liberalen Ideen oder im deutschen Bundesheere der Fahne des Absolutismus folgen würden. In diesem peinlichen Zustande der Unentschiedenheit mußte die Erinnerung an jene alte Verheißung von einem mächtigen zugleich und freien Deutschland schmerzlich wiederkehren.

Diese Empfindung hat sich, auch nachdem der Friede Deutschlands ungestört geblieben war, als nachhaltig bewährt. Es prägte sich ein deutscher Liberalismus aus, der die freisinnige Idee mit der Vaterlandsehre zu verbinden trachtete. Von unverkennbarem Einfluß war auf diese Stimmung der gleichfalls durch die Julitage hervorgerufene Heldenkampf der polnischen Nation und dessen tragischer Ausgang¹. Je lebhaftere Teilnahme dieser Kampf auch in Deutschland gefunden hatte², um so tiefer mußte das Bewußtsein einschneiden, daß Polen nicht untergegangen³, diese alte Vormauer Deutschlands und des gesamten mitteleuropäischen Festlandes nicht gefallen wäre, wenn es eine freie deutsche Nation, wenn es ein machtbegabtes Organ deutscher Nationalgefinnung gegeben hätte. Statt daß nun ein großartiger Entschluß diesen neu erwachten Regungen des deutschen Nationalgefühls entgegengekommen wäre und sich derselben zu schöner Entwicklung bemächtigt hätte, folgten sich Schlag auf Schlag weitere und ver-

¹ Der Warschauer Aufstand, ausgebrochen am 29. November 1830, endgültig unterdrückt durch das „organische Statut“ vom 26. Februar 1832, das Polen zur einfachen russischen Provinz machte.

² Vgl. Uhlands Gedicht „Mickiewicz“, Bb I, S. 456.

³ Refrain des polnischen Nationalliebes: „Noch ist Polen nicht verloren“.

stärkte Hemmungen und Zwangsmaßregeln. Selbst die unschuldigen Hülfserufe deutscher Staatsbürger an den Bundestag zu gunsten des mit der Verzweiflung ringenden polnischen Volkes waren streng zurückgewiesen und zum Anlaß genommen worden, die Thore des Bundespalastes gemeinschaftlichen Vorstellungen über öffentliche Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes für immer zu verschließen. So war dem Geiste des deutschen Volkes jedes gemeinsame, gesetzliche Organ benommen. Nur vereinzelt bestand noch in den minder mächtigen Staaten der ständische Organismus. Es gehört zu der Annatur der deutschen Zustände, daß das Repräsentativsystem nur in den kleinen Bundesstaaten sich begründet hat. Die schwächeren Schultern sollen die Träger der großen Volksrechte sein.

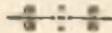
Jede unverhältnismäßige Last aber verursacht eine unftete, bald angespannte, bald zitternde Bewegung, und damit erklären sich manche Erscheinungen in den süddeutschen Staaten. Ermüden wir dennoch nicht, unsere ehrenvolle Bürde, das zukünftige Eigentum des gesamten Deutschlands, einer helleren Zukunft entgegenzutragen!

Rechte und Freiheiten, die in unserer Pflege mühsam gedeihen, können, wenn wir sie nur treulich schirmen und furchtlos verteidigen, einst noch von größern Volksvertretungen und in der Mitte selbständiger Bundesstaaten von einer deutschen Nationalvertretung zu voller und segensreicher Entfaltung gebracht werden.

Präsident: Ich muß bemerken, daß wir mit der Frage von der Preßfreiheit beschäftigt sind.

Uhlant: Ich komme jetzt eben darauf zurück. Die Frage von der Preßfreiheit ist geeignet, alle übrigen Fragen, welche die freie Entwicklung des Bundesgeistes angehen, zu vertreten und in sich aufzunehmen. Unterliegen wir aber auch in dem Kampfe für sie, einem Kampfe der geistigen, der moralischen Kraft gegen die mechanische, so werde ich doch niemals das Vertrauen aufgeben, daß der ureigene Geist eines großen, reichbegabten Volkes nicht noch diesem die würdige Stellung erringen werde, die ihm nicht bloß von Monarchen dieser Erde verheißen, sondern von einer viel höhern Macht angetwiesen ist.

Von positiv-rechtlicher Seite ist der Gegenstand durch den Antragsteller selbst und andere Mitglieder der Kammer besser beleuchtet worden, als ich es vermöchte. Die Pressfreiheit ist in der Bundesakte¹ unter den Rechten, welche den Angehörigen der deutschen Bundesstaaten zugesichert worden, aufgestellt; sie ist im württembergischen Verfassungsvertrage² als eines der wichtigsten staatsbürgerlichen Rechte beschworen³. Können die Bestimmungen dieser beiden Haupturkunden unsres öffentlichen Rechts, des allgemeinen und des besondern, zu ihrem Gegentheil umgedeutet werden, wo ist dann überhaupt ein gesicherter Rechtszustand?



Eingabe der Tübinger Volksversammlung vom 2. März 1848 an den landständischen Ausschuß Württembergs⁴, verfaßt von Ludwig Uhland.

Der Sturm, der in die Zeit gefahren ist, hat die politischen Zustände Deutschlands in ihrer ganzen unseligen Gestalt, allen erkennbar, bloßgelegt. Es ist nötig in dieser beweglichen Zeit, daß Deutschland gerüstet dastehe, nicht um herauszufordern, gewiß aber zu Schutz und Schirm seiner Grenzen. Allein es soll die Rüstung anlegen, den wunden Fleck auf der Brust. Jetzt eben schmerzt er tief, und es thut not, daß er rasch geheilt werde.

Auf die Verbesserung jener Zustände von Grund aus hinzuwirken, dazu spornet jetzt nicht lediglich die gute Gelegenheit, das Eisen zu schmieden, solange es glüht: es drängt dazu vor allem

¹ Am 8. Juni 1815 wurde in Wien die (noch verhältnismäßig liberale) „Bundesakte“ unterzeichnet, die die Verfassung des neuen „Deutschen Bundes“ feststellte und durch die Wiener „Schlußakte“ (s. S. 320, Anm. 3) in reaktionärem Sinne ergänzt wurde.

² Dies der offizielle Titel der am 23. September 1819 angenommenen, auf Vereinbarung beruhenden neuen Konstitution.

³ In § 28 (vgl. S. 325, Nr. 3).

⁴ Den Vorschlag, diese Adresse an die Regierung zu richten, hatte Uhland ausbrüchlich bekämpft. Von seinen Mitbürgern dazu aufgefordert, trug er sie am 2. März im großen Tübinger Reithause vor vielen Bürgern und Universitätsangehörigen unter großem Beifall vor; noch am selben Tage ging sie mit 1011 Unterschriften nach Stuttgart ab.

ein Zwiespalt des öffentlichen Gewissens, der seine Lösung verlangt, eine Forderung der Volkshere, welche Befriedigung heischt.

Einem Volke, das von der heiligen Pflicht durchdrungen ist, seinem vielgefährdeten Boden nicht eine Spanne weiter entreißen zu lassen, mangelt die Sicherheit, daß es nicht als willenloses Werkzeug diplomatischer Verwickelungen die Waffen ergreife; versagt ist ihm das begeisternde Bewußtsein, für eine auch politisch würdige Stellung unter den gesitteten Völkern mit Gut und Blut einzutreten.

Das große Grundgebrechen unseres deutschen Gesamtwaterlandes läßt sich in wenige Worte fassen: es fehlt die volksmäßige Grundlage, die freie Selbstthätigkeit des Volkes, die Mitwirkung seiner Einsichten und Gesinnungen bei der Bestimmung seines staatlichen Lebens. In geistiger und sittlicher Bildung keinem andern nachstehend, hat das deutsche Volk noch immer nicht von dem Geiste, der in ihm lebt, sondern von den Überlieferungen staatsmännischer Weisheit die Ordnung seiner Geschichte zu erwarten¹. Dieses politische Grundübel verzweigt sich in die einzelnen Mängel, deren bedeutendste, durchgreifendste jetzt überall zur Abhilfe bezeichnet werden.

Es fehlt die mitwirkende Vertretung der Nation an der Stelle, wo über die wichtigsten innern und äußern Angelegenheiten des Waterlandes, wo selbst über wesentliche Rechte, die in den Verfassungen einzelner Staaten verbürgt sind, entschieden wird; es fehlt in den meisten Bundesstaaten die allgemeine Volksbewaffnung, in der zugleich die Gewähr liegt, daß nur solche Kriege geführt werden, die das Volk für nötig erkennen muß; es fehlt die freie Äußerung mittels der Presse, dieses klare Recht des württembergischen Verfassungsvertrags; Versammlungen und Vereine zur Beratung der öffentlichen Angelegenheiten unterliegen den drückendsten Beschränkungen; Öffentlichkeit und Mündlichkeit, unentbehrlich für den unmittelbaren Einblick und das allgemeine Vertrauen in die Verwaltung der Rechtspflege, sind hierzulande nur erst zu ungenügendem Anfang gelangt; es fehlt an den Grundbedingungen einer kräftigen Entwicklung des wahren Gemein-

¹ Derselbe Gedanke in der Rede für die Pressefreiheit (s. S. 319 f.).

geistes im nächsten Kreise der Gemeinden und Körperschaften; und im Verfassungsleben Württembergs, das wir an die gemeinsamen deutschen Verhältnisse überall anknüpfen möchten, fehlt insbesondere noch der ungetrübte Ausdruck der Volksmeinung durch eine reine, volkstümliche Wahlkammer, ein Übelstand, der dem notwendigen vertrauensvollen Zusammenhange des Volks mit seinen Vertretern und der Wirksamkeit der Letztern den erheblichsten Eintrag thut.

Hienach richten wir Unterzeichnete an den hochansehnlichen ständischen Ausschuß, als den Stellvertreter der gegenwärtig nicht versammelten Kammern, das angelegentlichste Ersuchen:

die unverweilte Einberufung der vertagten Ständeversammlung zu veranlassen, damit die Kammer folgende Punkte zu ihren Anträgen an die Königl. Staatsregierung schleunig und nachdrücklich erheben mögen:

- 1) Ausbildung der Gesamt-Verfassung Deutschlands im Sinne eines Bundesstaates mit Volksvertretung durch ein deutsches Parlament am Bundestage;
- 2) Allgemeine Volksbewaffnung;
- 3) Preßfreiheit im vollen Umfang, gemäß dem § 28 der Verfassungs-Urkunde;
- 4) Aufhebung der Beschränkungen, welche gegen Vereine und Versammlungen zur Beratung öffentlicher Angelegenheiten bestehen;
- 5) Vollständige Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege, mit allen sich daran knüpfenden Konsequenzen;
- 6) Vollkommene Herstellung einer wirklichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Gemeinden und Bezirks-Körperschaften;
- 7) Revision der Verfassungs-Urkunde nach den während ihres 28jährigen Bestehens gemachten Erfahrungen, namentlich zum Zwecke der Herstellung einer ungemischt aus der Volkswahl hervorgehenden Abgeordneten-Kammer.

Wir enthielten uns, die einzelnen Anträge ausführlicher zu begründen; sie betreffen Gegenstände, die in einer deutschen

Ständeversammlung wohlbekannt sind, und wir setzen voraus, daß der Ruf der Zeit, wie er uns ergriffen hat, auch an die Herzen der Volksvertreter und der Leiter des Staats vernehmlich geschlagen habe.

Verehrungsvoll

2c. 2c.

Gegen Oesterreichs Ausschluß aus dem deutschen Staatsverbande.¹

Meine Herren! Wir sind hierher gesandt, die deutsche Einheit zu gründen, wir sind nicht gesandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutschland abzulösen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutsches Reichsland waren, welche auch in den trüben Tagen des Deutschen Bundes² deutsches Bundesland waren³. Nur die Fremdherrschaft, nur die Zeit der tiefsten Schmach hat Deutschland zerrissen, jetzt aber soll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt steht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verstümmeln. Als den Beschlüssen des Vorparlaments⁴ gemäß und in Folge der entsprechenden Ausschreiben der österreichischen Regierung das deutsche Volk in Oesterreich seine Abgeordneten nach Frankfurt wählte, hat es diese nicht gewählt, um durch sie lediglich ein völkerrechtliches Bündnis abzuschließen zu lassen. Dazu schickt man nicht anderthalbhundert Abgeordnete, man schickt einen diplomatischen Unterhändler. Oesterreich hat seine Vertreter gewählt zum Werke der Einigung, und in diesem Geiste haben auch die österreichischen Abgeordneten seit fünf Monaten mit uns getagt und beschlossen im Sinne des neuen deutschen Bundesstaats; aber nicht bloß in diesem Sinne und Geiste, nein, sie haben auch mit uns das Wort gesetzgebend

¹ Rede in der „deutschen konstituierenden National-Versammlung“ zu Frankfurt am Main; Sitzung vom 26. Oktober 1848.

² Der seit seiner Konstituierung (1815) das deutsche Nationalgefühl so wenig gepflegt hatte; im Juni 1848, nach der Wahl eines Reichsverwesers, hatte er sich aufgelöst.

³ Oesterreich zum „Deutschen Bunde“ gehörige sogen. „deutsche“ Provinzen.

⁴ Am 31. März 1848 trat in Frankfurt a. M. unter Mittermaiers Vorsitz das sogenannte „Vorparlament“ zusammen, das vier Sitzungen abhielt und die Berufung einer allgemeinen Nationalversammlung zur Feststellung der deutschen Reichsverfassung beschloß.

ausgesprochen. Das Gesetz vom 28. Juni über Einführung einer provisorischen Zentralgewalt für Deutschland sagt im zweiten Artikel wörtlich und ausdrücklich, die neue Zentralbehörde habe die Vollziehungsgewalt zu üben „in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen“. Im Gegensatz dazu sagt der 13. Artikel: „Mit dem Eintreten der Wirksamkeit der provisorischen Zentralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf.“ Der Staatenbund ist also hinabgesunken mit seinem Organe, dem Bundestag, und der Bundesstaat ist herausgestiegen. Dieses Gesetz ist von allen deutschen Regierungen anerkannt und verkündet, und insolgedessen ist ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses¹ zum Reichsverweser gewählt worden, ein Mitglied dieses Regentenhauses, welches eben in Österreich selbst sich in einer höchst wichtigen Stellung befand, diese aber mit Zustimmung des Reichsoberhauptes² aufgab und in die Stelle des Reichsverwesers, an die Spitze des deutschen Bundesstaates eintrat. Hiernach besteht der Bundesstaat anerkannt und gesetzlich. Der Verfassungsentwurf ist bestimmt, diesen politischen Grundsatz des Bundesstaates ins Leben zu führen, ihn durchzuführen in der Gliederung und Ordnung des neuen Staates. Mag die durch das Gesetz vom 28. Juni geschaffene Zentralgewalt auch nur eine provisorische sein, der Grundsatz, auf welchem sie beruht, ist ein definitiver, er ist ebenso endgiltig als die Bestimmung jenes Gesetzes, daß der Bundestag aufgehoben sei, denn dieser ist definitiv, nicht provisorisch aufgehoben. Zur Durchführung dieses Grundsatzes nun sind die beiden §§ 2 und 3 bestimmt, in deren Beratung wir jetzt begriffen sind, und jetzt erst bei dieser Beratung wird an dem Grundsatz des Bundesstaates gerüttelt, jetzt will man uns statt der wahren Einigung den innigsten Anschluß Österreichs im Wege eines völkerrechtlichen Bündnisses anbieten! Ein solches Bündnis, meine Herren, ist die Bruderhand zum Abschiede. (Auf der Linken: Sehr wahr! Sehr gut!) Es ist mir aus den Vorträgen der Redner, welche gegen den Entwurf gesprochen

¹ Erzherzog Johann (1782—1859), zog am 11. Juli 1848 in Frankfurt ein.

² Seines Bruders, Kaiser Ferdinands I., zu dessen Stellvertreter in Wien er am 16. Juni 1848 ernannt worden war. „Deutscher Reichsverweser“ war er vom 29. Juni 1848 bis zum 20. Dezember 1849.

haben, nicht ganz klar geworden, daß das bisherige Verhältnis des österreichischen Regentenhauses zu den einzelnen Reichen und Provinzen mit dem vom Verfassungsentwurfe angenommenen Systeme der Personalunion in so tiefem und unverföhnlichem Gegensatz stehe. Aber das ist mir klar geworden, daß die politische Staatenbildung der pragmatischen Sanktion¹ eine ganz andere war als diejenige, welche jetzt in Oesterreich beabsichtigt wird. Das politische System der pragmatischen Sanktion ist das dynastisch-monarchische. An der Spitze dieses Systems stand eine neue deutsche Dynastie, die mächtigste deutsche Dynastie, diejenige, welche die deutsche Reichskrone trug.² In der Hand dieses deutschen Hauses war allerdings das Zepter ein mächtiges, hier war die angestammte Art des Kaiserstammes eine einflußreiche auf alle unter ihm vereinigte Lande. Aber jetzt ist dieses dynastische System zur Reize gegangen, die großen Hebel der jetzigen europäischen Bewegung aber, der politische und der nationale, sie würden nach dem neuen Plan in die Hand eines nichtdeutschen Stammes gelegt werden; schon die Zusammensetzung der konstitutionellen Versammlung in Wien³ gibt dies zu erkennen; diese beiden Hebel würden in die Hände der slawischen Mehrzahl⁴ gelegt werden, politisch durch die parlamentarische Mehrheit und national durch die hinter ihr stehende Volksmasse, eine Volksmasse, in der, wie es jetzt bei allen slawischen Stämmen, und das mit Recht, der Fall ist, das Nationalgefühl hoch aufgeglüht ist.⁵ Und was soll nun die Stellung der deutschen Minderzahl sein in diesem Neustaate, der von der Art und Weise der pragmatischen Sanktion gar nichts an sich hat? das Kaiserhaus, die Dynastie als deutsche, was kann sie ihnen helfen, und was kann ihnen der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutschland hin-

¹ Die von Kaiser Karl VI. 1723 für die habsburgischen Länder festgesetzte Erbfolgeordnung.

² Die Habsburger, die zuerst wieder (seit 1438) ein zusammenhängendes deutsches Herrschergeschlecht darstellten.

³ Der Wiener Aufstand vom 15. Mai 1848 erzwang die Berufung eines „konstituierenden Reichstags“.

⁴ In Oesterreich standen den etwa 8 1/2 Millionen Deutschen 14 Millionen Slaven gegenüber.

⁵ Im Juni 1848 tagte, von den Tschechen (Palacki) einberufen, ein „Slawenkongreß“ in Prag, der deutsch verhandelte.

überfliegen lassen will? Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? (Auf der Linken: Bravo!) Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. (Lebhafter Beifall auf allen Seiten.) Österreich ist mit uns gewesen im Deutschen Bunde; wie auf ihm selbst, hat auf uns, auf allen Zudungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten der Druck der österreichischen Diplomatie¹ gelastet; wir hätten dennoch Österreich nicht losgelassen, wir wußten, was wir ihm verdankten; aber jetzt soll Österreich von uns losgerissen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den frischen Wunden der März- und Maikämpfe² zu uns herangetreten ist, um den neuen Bund der Freiheit zu schließen? (Bravo! auf der Linken.) Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gelöscht sei — Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit³ (Bravo auf der Linken und im Zentrum), Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche⁴ (Wiederholtes Bravo!). Meine Herren! Sie haben kaum erst ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit der Abgeordneten gemacht⁵, wollen Sie zustimmen, daß anderthalbhundert deutsch-österreichische Volksvertreter vor Ihren Augen hinweggeführt werden in die Verbannung? (Bravo auf der Linken; Stimmen daselbst: Und auf den Spielberg!⁶) Soviel von

¹ Besonders der reaktionären Ungewalt des Staatskanzlers Fürsten Klemens Metternich (15. März 1848 gestürzt).

² Im März und Mai 1848 hatten, wie in anderen Städten, Aufstände und Kämpfe in Wien stattgefunden.

³ In Österreich waren die Zusammenstöße zwischen dem durch die Militärmacht gestützten alten Regime und der Demokratie am heftigsten gewesen.

⁴ In der Paulskirche zu Frankfurt a. M. tagte die „Deutsche Nationalversammlung“ seit dem 18. Mai 1848.

⁵ Das Parlament hatte gleich zu Anfang der Session seine Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit ausgesprochen. Datiert ist der Beschluß erst vom 9. Okt.

⁶ Bergfeste, westlich von Brünn in Mähren, mit Festungsgefängnis, besonders für politische Verbrecher.

den Anträgen, welche statt des Bundesstaates uns ein völkerrechtliches Bündnis mit Oesterreich vorschlugen. Nun einige Worte noch über diejenigen Vorschläge, welche auf die Verschiebung abzielen. Ich habe einen entgegengesetzten Antrag, einen Antrag auf Beschleunigung übergeben, welcher so lautet:

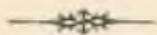
„die Nationalversammlung möge die §§ 2 und 3 des Entwurfs von der zweiten Beratung ausnehmen und dieselben, unbeschadet der Aufnahme in die Reichsverfassung, sogleich zum definitiven Beschluß erheben.“

Meine Herren! Es haben alle diejenigen Redner, welche überhaupt für die Bestimmungen des Entwurfs sich erklärt haben, auch die Wichtigkeit eines gleich baldigen Entschlusses anerkannt, und wirklich ist die Lage dringlich. Mitten in der Zerrüttung, in der sich jetzt Oesterreich befindet, sind doch Hof und Reichstag noch einverstanden¹, es hat sich zwischen ihnen keinerlei Mißklang in Beziehung auf dasjenige gezeigt, was für Deutschland gefährlich ist in Beziehung auf die Gründung eines neuen Reiches, in welchem die deutsche Bevölkerung eine völlig untergeordnete wäre. Die Reichsgewalt hat Kommissäre nach Oesterreich gesandt, um die dortigen Kämpfe zu versöhnen², um die deutschen Interessen zu wahren, aber wenn die deutschen Interessen gewahrt sein sollen, so müssen die Kommissäre des Reiches wissen: welches ist die Stellung, welche die gesetzgebende Gewalt Deutschlands sich geben will zu den deutsch-österreichischen Staaten? Diplomatische Verhandlungen sind gefährlich, wenn sie keine feste Grundlage haben. Nach dem gewöhnlichen Gange der Beratung würden die §§ 2 und 3 zu einer nochmaligen Lesung kommen, allein dies kann doch dem bisherigen Verlaufe nach erst in einigen Monaten stattfinden, und so bliebe die Frage von der größten Wichtigkeit eine schwebende, darum habe ich meinen Antrag gestellt; er ist lediglich ein eventueller; erst wenn die Bestimmungen der beiden Paragraphen zum Beschluß erhoben werden, würde er an die Ordnung kommen, und ob ich gleich große Wichtigkeit darauf lege, daß sogleich beschloffen werde, behalte ich mir dennoch vor, nach Umständen

¹ Freilich bloß formell.

² Besonders, um den Wiener Bürgerkrieg beigelegen. Die „Linke“ sanfte außerdem noch Robert Blum und Julius Fröbel.

den Antrag zurückzuziehen, wenn ich befürchten müßte, daß eine Nebenabstimmung der Hauptabstimmung Nachteil zufügen könnte, zurückziehen in der Hoffnung, daß die Nationalversammlung mit großer Mehrheit die Anträge des Verfassungsausschusses zu ihrem Beschlusse erheben werde, und im Vertrauen, daß so wichtige Beschlüsse, auch wenn eine zweite Lesung stattfindet, dennoch unwiderrufliche sind. Man kann für die Verschiebung anführen, daß gegenwärtig in Oesterreich, und von da aus im übrigen Deutschland große Gärung herrsche; ich glaube nicht, daß dieser Grund stichhaltig ist; diejenigen Beschlüsse sind immer die besten, wahrhaft praktischen, die an der brennenden Sachlage angezündet sind. Heilsame Gärung, die endlich unser langwieriges Verfassungswerk zur Klärung brächte! Eben weil es gärt, müssen wir die Form bereit halten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige. (Unhaltendes Bravo! auf der Linken und im Centrum.)



Für „zeitweilige“ Wahl des Reichsoberhauptes.¹

Meine Herren! Ich erkläre mich für die periodische Wahl des Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung. In voriger Sitzung² habe ich, ohne Rücksicht auf Erfolg, für den weitesten Kreis der Wählbarkeit gestimmt und folgerichtig auch gegen den Paragraph des Entwurfs, vermöge dessen nur regierende Fürsten zu dieser Würde berufen werden können. Nachdem der Beschluß gefaßt worden ist, wie er lautet, bleibt mir übrig, für Anträge zu stimmen, welche gegen die Erblichkeit und eben damit gegen die Bevorrechtigung eines einzelnen Staates und Stammes sowie gegen den Ausschluß Oesterreichs gerichtet sind, vor allem für das vierte Crachten, die Wahl auf sechs Jahre. Ich werde Sie

¹ Rede in der Sitzung des Frankfurter Parlaments vom 22. Januar 1849.

² Am 19. Januar. Umland stimmte für den Antrag: „Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar ist jeder Deutsche“, der durchfiel, darauf gegen den mit 258 gegen 211 Stimmen „unter stürmischem, anhaltendem Beifall auf der Rechten und im Centrum“ angenommenen Antrag: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen“.

mit keiner langen Rede hinhalten, mein Vorhaben ist einzig, jetzt, da wir vor dem Schlußsteine des Verfassungswerkes stehen, an den Grund desselben, an unsern eigenen Ursprung zu erinnern, dessen Gedächtnis mir nicht überall mehr lebendig zu sein scheint. Es ist in diesen Tagen wiederholt von Jugendträumen gesprochen worden, ich gestehe meinesteils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahres 1848. Die von einem Teile des Ausschusses angetragene Erbllichkeit und die damit zusammenhängende Unverantwortlichkeit ist eine Anwendung der Grundsätze des in den deutschen Einzelstaaten durchgeführten Systems der konstitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde des Reichsoberhauptes. Ich will die Verdienste dieser Staatsform nicht herabschätzen, ihre geschichtlichen Leistungen und ihre Nützlichkeit für die Gegenwart, aber ich kann auch eine Schattenseite derselben nicht unberührt lassen, die ich gerade da erblicke, wo die reine Lehre den Lichtpunkt derselben findet. Der unverantwortliche, erbliche Monarch ist ein personifizierter Begriff der einheitlichen und stätigen Staatsgewalt, ein allegorisches Wesen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit. Da er nicht vermöge seiner persönlichen Eigenschaften, sondern durch das Erbfolgerecht zur Gewalt berufen ist, so müssen für den rechten Gebrauch dieser Gewalt verantwortliche Räte eintreten. Unter dieser Bevormundung kann ein selbständiger Charakter schwer gedeihen, und wenn solche Charaktere sich fühlen, wenn sie aus der lästigen Stellung eines lebenden Gemäldes hervorbrechen wollen, so kommen sie mit dem konstitutionellen Rahmen in Widerstoß. Das System der konstitutionellen Monarchie hat sich in England geschichtlich herangebildet¹, hat von da aus weitere Pflanzungen gegründet und ist sodann von der Doktrin als das einzig richtige für alle Zeit festgestellt worden. Ursprünglich deutsch ist diese Staatsform nicht, die deutschen Wahlkönige, erblich, solange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieselbe². Es waren in langer Reihe Männer von Fleisch und Bein, kernhafte Gestalten

¹ Seit der dem König Johann „ohne Land“ 1215 abgezwungenen „Magna charta libertatum“.

² Vgl. die Worte Werners in „Ernst, Herzog von Schwaben“, zweiter Aufzug: „Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn zc.“ (f. S. 33).

mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen. Der Mißstand, den ich berührte, hat sich in der obschwebenden Verhandlung auf eine merkwürdige Weise hervorge stellt. Ein Redner hat angeführt, daß der König von Sachsen¹ durch sein verantwortliches Ministerium behindert sei, seine ursprüngliche und auch jetzt nicht zu bezweifelnde deutsche Gesinnung zu gunsten einer preußisch-deutschen Erbmonarchie wirksam zu machen. Also diejenige Form, wodurch ein Regent gehindert ist, seine hochherzigen Entschließungen auszuführen, eben diese Form wird uns jetzt als die für ganz Deutschland angemessene dringend empfohlen, von demselben Redner lebhaft angerühmt. Eine mächtige Volkserhebung muß sich aus ihrem eigenen Geiste die ihr angemessene Form schaffen. Wenn neulich behauptet worden ist, es sei ein Widerspruch, die Monarchie in den Zweigen zu erhalten und im Gipfel zu entbehren, so glaube ich, diesem Widerspruch einen andern entgegenhalten zu können. Ist denn unsre politische Neugestaltung von der monarchischen, dynastischen, aristokratischen Seite des bisherigen deutschen Staatslebens ausgegangen? Nein! unbestritten von der demokratischen. Die Wurzel ist also eine demokratische, der Gipfel aber schießt nicht von den Zweigen, sondern aus der Wurzel empor. Das wäre dem natürlichen Wachstum der neu erstehenden deutschen Eiche nicht gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutnest erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten. Wollte man der Systematik wegen verlangen, daß der einzelne Teil mit dem Ganzen durchaus übereinstimmen müsse, was ich nicht für nötig halte, so würde daraus nicht folgen, daß das Neue sich dem Alten fügen müsse, vielmehr umgekehrt. Ich bin aber auch der Meinung, daß die Staatsformen oft in der Wirklichkeit nicht so weit auseinander liegen als in der Theorie und im Feldgeschrei des Tages. So werden durch die Aufhebung der politischen Standesvorrechte und durch Einführung freisinniger Wahlgesetze die Verfassungen der einzelnen deutschen Staaten den demokratischen Anforderungen der Neuzeit näher rücken. Ich spreche, wie gesagt, nicht gegen den Fortbestand der konstitu-

¹ Friedrich August II., regierte 1830 (1836) — 54, ein volksfreundlicher, wenn auch der Demokratie nicht eben geneigter Fürst.

tionell=monarchischen Verfassungen, aber davon bin ich nicht überzeugt, daß diese Staatsform mit ihren herkömmlichen Regeln für eine gänzlich neue, umfassende Schöpfung, für die Verfassung des deutschen Gesamtwaterlandes, triebfähig und maßgebend sein könne. Ich gestehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufschwung der deutschen Nation auch bedeutende politische Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendsten an der Spitze des deutschen Gesamtstaates stehen werden. Dies ist nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier war offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutsche Volk für solche Gedanken empfänglich ist. Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht¹, ohne dynastischen Glanz? Aber, meine Herren, in jener Zeit, als wir noch im deutschen Volk einen volleren Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu sein², wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen solchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Gefinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenschaft in die rechte Strömung zu lenken verstanden hätte, gewiß, einem solchen wäre das gesamte deutsche Volk eine Hausmacht gewesen. Ein Hauch jenes ursprünglichen Geistes gab sich noch kund in dem Beschlusse der Volksvertretung, lediglich aus der vom Volke verliehenen Macht, einen Reichsverweser³ zu wählen. Ein Fürst wurde gewählt, nicht weil, sondern obgleich er ein Fürst war. Beigefügt aber war die Unverantwortlichkeit und somit bereits in die konstitutionelle Richtung eingelenkt. Besonders infolge dieser Verbindung habe ich nicht für einen Fürsten gestimmt; ich sah schon den doktrinären Erbkaiser auftauchen, dessen Widersacher ich war, als er noch bei den Siebzechnern⁴ in den Windeln lag, und der mir auch nicht

¹ Im Mittelalter war es stets das Bestreben der deutschen Wahlkönige gewesen, durch Gründung eines starken Länderbesitzes ihrer Familie die Krone dauernd zu sichern.

² Verschiedene Regierungen hatten ihren Beamten ausdrücklich die Annahme von Abgeordnetenmandaten verboten.

³ Vgl. S. 327, Anmerkung 1 und 2.

⁴ Im März 1848 traten zu Frankfurt a. M. 17 Vertrauensmänner der deutschen Regierungen zusammen, darunter Uhland als Abgesandter des neuen libe-

lieber geworden ist, nun er ernstlich Versuche macht, auf den deutschen Thronessel zu klettern. Seit jener Wahl ist die Stimmung weiter zurückgegangen, und der neueste Beschluß beschränkt die Wahl auf die regierenden Fürsten. Diese Beschränkung kann allerdings auch so gefaßt werden, daß die regierenden Fürsten eben vermöge ihres Regentenberufes, nicht in ihrer dynastischen Eigenschaft, zum Oberhaupt würden gelangen können; denn andere Mitglieder der dynastischen Geschlechter sind ausgeschlossen. Das Wahlrecht in sich ist noch vorhanden, aber allerdings der Kreis der zu Wählenden um vieles verengt. Es ist auch die periodische Wahl dasjenige, wodurch der äußerste Partikularismus noch beseitigt werden kann, der Partikularismus, durch welchen ein Fürstenhaus und ein Einzelstaat als Volk Gottes¹ für immer über die andern gestellt wird, welche eben damit, wie der Herr Berichtersteller sich glücklich ausgedrückt hat, in das Verhältnis des Dienens treten würden. Die einmalige Wahl, vermöge welcher das zum erstenmal gewählte Oberhaupt die Würde vererben würde, diese erste Wahl ist ein letzter Wille, ein besonders feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden diesen Verzicht nicht aussprechen; er steht im Widerspruch mit dem Geiste, durch den Sie hierher gerufen sind. Die Revolution und ein Erbkaiser — das ist ein Jüngling mit grauen Haaren. Ich lege noch meine Hand auf die alte offene Wunde, den Ausschluß Oesterreichs. Ausschluß, das ist doch das aufrichtige Wort; denn wenn ein deutsches Erbkaisertum ohne Oesterreich beschlossen wird, so ist nicht abzusehen, wie irgend einmal noch Oesterreich zu Deutschland treten werde. Auch ich glaube an die erste Zeit erinnern zu müssen. Als man Schleswig erobern wollte², wer hätte da gedacht, daß man Oesterreich preisgeben würde? Als

ralen württembergischen Ministeriums. Der von der Mehrheit der Siebzehner dem Bundestag am 26. April vorgelegte Entwurf, im wesentlichen von Hr. Chr. Dahlmann herrührend, schlug ein erbliches Reichsoberhaupt, ein (Fürsten-) Ober- und ein (Volkvertreter-) Unterhaus vor.

¹ Nylund denkt an das sogenannte „Gottesgnadenkönigtum“; der Ausdruck „Volk Gottes“ stammt bekanntlich aus der Bibel, wo die Israeliten so heißen.

² Die Nationalversammlung hatte durch halbe Billigung des unehrenvollen Malmöer Waffenstillstandes vom 26. August 1848, durch den die von den Schleswig-Holsteinern Dänemark abgerungenen Rechte fast illusorisch wurden, allgemeine Unzufriedenheit erregt.

die österreichischen Abgesandten mit den deutschen Fahnen und mit den Waffen des Freiheitskampfes in die Versammlung des Fünfsziger-Ausschusses einzogen¹ und mit lautem Jubel begrüßt wurden, wem hätte da geträumt, daß vor Jahresablauf die österreichischen Abgeordneten ohne Sang und Klang aus den Thoren der Paulskirche abziehen sollten? Die deutsche Einheit soll geschaffen werden; diese Einheit ist aber nicht eine Ziffer; sonst könnte man fort und fort den Reichsapfel abschälen, bis zuletzt Deutschland in Lichtenstein² aufginge. Eine wahre Einigung muß alle deutschen Ländergebiete zusammenfassen. Das ist eine stümperhafte Einheit, die ein Drittel der deutschen Länder außerhalb der Einigung läßt. Daß es schwierig ist, Österreich mit dem übrigen Deutschland zu vereinigen, wissen wir alle; aber es scheint, manche nehmen es auch zu leicht, auf Österreich zu verzichten. Manchmal, wenn in diesem Saale österreichische Abgeordnete sprachen, und wenn sie gar nicht in meinem Sinne redeten, war mir doch, als ob ich eine Stimme von den Tiroler Bergen vernähme oder das Adriatische Meer rauschen höre. Wie verengt sich unser Gesichtskreis, wenn Österreich von uns ausgeschieden ist! Die westlichen Hochgebirge weichen zurück; die volle und breite Donau spiegelt nicht mehr deutsche Ufer. Es genügt nicht, staatsmännische Pläne auszuspinnen und abzumessen, man muß sich in die Anschauung, in das Land selbst versetzen, man muß sich vergegenwärtigen die reiche Lebensfülle Deutsch-Österreichs. Welche Einbuße wir an Macht, an Gebiet, an Volkszahl erleiden würden, das ist hinreichend erörtert, ich füge nur eines bei: Deutschland würde ärmer um all' die Kraft des Geistes und Gemütes, die in einer deutschen Bevölkerung von acht Millionen lebendig ist. Ich glaube, meine Herren, daß, wenn wir mit einem

¹ Die österreichischen Demokraten sandten im Mai 1848 von ihrem Sitze Wien aus eine Abordnung, um ein Einschreiten der Nationalversammlung gegen die Unnachgiebigkeit der österreichischen Regierung zu erbitten; der Fünfsziger-Ausschuß stellte eine Art „Senioren-Konvent“ der einzelnen Klubs dar. Vielleicht sind hier aber die österreichischen Abgeordneten überhaupt gemeint, deren einer, Graf Auersperg (Anastasiuß Grün, „Aus der Veranda“, S. 69), im April 1848 schrieb: „Brüder, wir Boten aus Österreich Grüßen euch traulich mit Sang, Schlagt ihr mit freudigem Handschlag ein, Hat es den rechten Klang.“

² Das (noch jetzt völlig souveräne) Fürstentum Lichtenstein, der kleinste Staat des „Deutschen Bundes“.

Bundesstaat ohne Österreich nach Hause kommen, unser Werk nicht überall wird gelobt werden; ich glaube namentlich dieses von dem südlichen Deutschland sagen zu können, wo zwischen der dortigen Bevölkerung und der österreichischen eine nahe Verwandtschaft der Naturanlagen und der geschichtlichen Erinnerungen obwaltet. Schonen Sie, meine Herren, das Volksgefühl! Ich werde gegen meinen Landsmann, der vor mir gesprochen¹, keinen Bürgerkrieg führen, aber ich glaube doch sagen zu können, daß auch meine Gesinnung in dieser Beziehung nicht in der Luft hängt. Wir wollen, meine Herren — gestatten Sie zum letztenmal! — einen Dombau²; wenn unsere alten Meister ihre riesenhaften Münster ausführten, der Vollendung des kühnen Werkes ungewiß, so bauten sie den einen Turm, und für den andern legten sie den Sockel — der Turm Preußen ragt hoch auf, wahren wir die Stelle für den Turm Österreich! Der Turmspitzen haben wir freilich eine große Zahl — ich will mich anders fassen. Mitten in der Zerrissenheit dieser Versammlung war mir das ein erhebendes Gefühl, daß, so sehr wir uns oft gegeneinander aufbäumen, wir dennoch durch das nicht mehr zu brechende, im Volksbewußtsein gefestigte Gebot der deutschen Einheit wie mit eisernen Banden zusammengeschmiedet sind; trennen Sie Österreich ab, so ist das Band zerschlagen. Zum Schlusse, meine Herren, verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Österreich nicht ab, retten Sie das Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!³



¹ Der berühmte Nationalökonom Gustav Rümelin (1815 — 89), Vertreter von Rürtingen, ein Führer der „kleindeutschen“ Erbkaiserpartei.

² Vgl. Uhlands Gedicht „Der Kölner Dombau“ (Bd. I, S. 460).

³ Das mazzinistische Blatt „Unita Italiana“ vom 10. März 1863 sagt in einem gegen die polenfeindliche Gesinnung der preussischen Regierung gerichteten Artikel: „Nein, Preußen, dir gebührt nicht die Ehre, an der Spitze des geeinigten Deutschland zu stehen. . . . Deine Junkerstirn ist nicht mit dem Öle gesalbt, mit dem die Häupter der Völker auserwählt werden.“ (Vgl. „Allgemeine Zeitung“ vom 17. März 1863.)

Die deutsche Nationalversammlung an das deutsche Volk.¹

Die Nationalversammlung fühlt sich gedrungen, an das Volk, von dem sie gewählt ist, und das sie in seiner wichtigsten Angelegenheit zu vertreten hat, über ihre neueste Stellung aufklärende und aufmunternde Worte zu richten. Diese Stellung ist eine so schwierige geworden, daß es wohl das Ansehen gewinnen möchte, als stände die verfassunggebende Versammlung ihrer Auflösung nahe, als müßte eben damit das von ihr mühsam zu Ende geführte Verfassungswerk in Scherben gehen, als sollte der gewaltige Strom der deutschen Volkserhebung kläglich im Sande verfließen.

Die Schwierigkeiten, die sich vor uns aufstürmen, kommen theils von außen her, durch den Widerstand der fünf mächtigsten Einzelregierungen², und nun auch der von uns selbst ins Leben gerufenen Centralgewalt³ gegen die Durchführung der endgültig beschlossenen und verkündigten Reichsverfassung, theils aber und zumeist noch aus unserer Mitte, durch den massenhaften Austritt derjenigen Mitglieder, die entweder dem Abruf ihrer Regierungen folgen zu müssen vermeinten oder am Gelingen des Werkes und an allem fruchtbaren Fortwirken der Versammlung verzweifelten. Diesen Hindernissen zum Troste glauben wir noch immer unseren Bestand und die uns anvertraute Sache aufrecht erhalten zu können; wir setzen der Ungunst der Verhältnisse diejenige Fähigkeit entgegen, die schon manchmal zum endlichen Siege geführt hat. Den Regierungen, deren Staatsweisheit im vorigen Jahre so machtlos und ratlos, so gänzlich erstarrt war, daß sie jene siebenzehn Vertrauensmänner am Bunde⁴ auffordern mußten, die Initiative eines Verfassungs-Entwurfs zu ergreifen, und die, nachdem sie wieder warm geworden, uns nicht bloß Vereinbarung anfin-

¹ Diese als „Ansprache“ bezeichnete Rundgebung, von Uhland im Auftrage des Dreißiger-Ausschusses verfaßt, trat am 25. Mai 1849 vor die Öffentlichkeit.

² Die Regierungen Oesterreichs, Preußens, Sachsens, Bayerns und Hannovers erklärten die Beschlüsse der Nationalversammlung für ungültig, ja gesetzwidrig, die ersten drei verboten sogar den innerhalb ihres Gebietes gewählten Abgeordneten die weitere Teilnahme an den Verhandlungen.

³ Vgl. S. 327.

⁴ Vgl. S. 334, Anm. 4.

nen, sondern sogar Otkropierung¹ in Aussicht stellen, ihnen halten wir beharrlich den schon im Vorparlament geltend gemachten, dann im Anfang unserer Verhandlungen feierlich ausgesprochenen und fortan thatsächlich behaupteten Grundsatz der National-souveränität entgegen; wir lehnen uns an diejenigen, wenn auch mindermächtigen Staaten und ihre Bevölkerungen, welche die Beschlüsse unserer Versammlung für bindend und die verkündigte Verfassung für rechtsbeständig anerkannt haben. Die neuesten Erfahrungen haben schlagend bewiesen, daß aus einer Vereinbarung von 39 Regierungen unter sich und mit der Nationalvertretung, dazu noch mit allen Landesversammlungen, niemals eine Reichsverfassung hätte hervorgehen können, und daß die Nationalversammlung, selbst gegen eigene Neigung, das Verfassungswerk hätte in die Hand nehmen müssen, wenn es überhaupt zustande kommen sollte.

Gegenüber der durch unser Gesetz vom 28. Juni vorigen Jahres geschaffenen provisorischen Centralgewalt, welche jetzt, da es gälte, die auf Durchführung der Verfassung gerichteten Beschlüsse zu vollziehen, sich dessen weigert und ein Ministerium am Ruder läßt², dem die Versammlung ihr Vertrauen alsbald abgesagt hat, ist in unserer Sitzung vom 19. Mai, noch vor dem großen Austritt, beschlossen worden, daß die Versammlung sofort, womöglich aus der Reihe der regierenden Fürsten, einen Reichsstatthalter wähle, welcher vorerst die Rechte und Pflichten des Reichs-Oberhauptes ausübe. Damit glaubte man auch für die Zeit des Übergangs dem Sinne der Verfassung selbst am nächsten zu kommen. Endlich der durch Massenausritt dem Bestande der Nationalversammlung erwachsenen Gefahr suchten wir durch den gestrigen Beschluß zu begegnen, daß schon mit 100 Mitgliedern (statt früher angenommenen 150) die Versammlung beschlußfähig sei; nicht als ob wir eine so stark herabgeschmolzene Zahl für keinen Übelstand ansehen oder dadurch den Sieg einer aus-

¹ Sie wollten dem Parlament die Abmachungen der Kabinette aufzwingen.

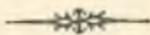
² Die „Centralgewalt“ bildete im Juni 1848 ein „Reichsministerium“, das bereits am 15. Juli und 9. August mannigfache Veränderungen erfuhr. Autorität erlangte es nie. Zuerst vertrat der Oesterreicher Schmerling Auswärtiges und Inneres, der Preusse Peucker den Krieg, der Hamburger Hedeker die Justiz; dann kamen Leiningen als Präsident, v. Bederath, Dedwig, R. v. Mohl hinzu

harrenden Partei erringen wollten, sondern darum, daß nicht das letzte Band der deutschen Volkseinheit reiße, daß jedenfalls ein Kern verbleibe, um den bald wieder ein vollerer Kreis sich ansetzen könne. Noch sitzen in der Paulskirche Vertreter fast aller deutschen Einzelstaaten, und gerade diejenigen Staaten sind noch immer namhaft vertreten, deren Abgeordnete zurückberufen wurden: Preußen, Oesterreich und Sachsen. Eine bedeutende Zahl von Mitgliedern ist nur zeitig abwesend, und es soll für ihre Einberufung gesorgt werden; durch Stellvertreter und Nachwahlen ist für Abgegangene Ersatz zu erwarten. Sollte aber auch nicht der ernste Ruf des Vaterlandes seine Kraft bewähren, so gedenken wir doch, wenn auch in kleiner Zahl und großer Mühsal, die Vollmacht, die wir vom deutschen Volk empfangen, die zerfetzte Fahne¹, treugewahrt in die Hände des Reichstags niederzulegen, der, nach den Beschlüssen vom 4. dieses Monats, am 15. August zusammentreten soll, und für dessen Volkshaus die Wahlen am 15. Juli vorzunehmen sind. Selbst aus diesen Beschlüssen ist ein Eingriff in die Regierungsrechte herausgefunden worden, während sie eben dadurch unvermeidlich waren, daß vom Inhaber der provisorischen Centralgewalt kein Vollzug zu erwarten stand.

Für diese Bestrebungen, die National-Vertretung unerloschen zu erhalten und die Verfassung lebendig zu machen, nehmen wir in verhängnisvollem Augenblicke die thätige Mitwirkung des gesamten deutschen Volkes in Anspruch. Wir fordern zu keinem Friedensbruch auf, wir wollen nicht den Bürgerkrieg schüren, aber wir finden in dieser eisernen Zeit nötig, daß das Volk wehrhaft und waffengeübt dastehe, um, wenn sein Anrecht auf die Verfassung und die mit ihr verbundenen Volksfreiheiten gewaltsam bedroht ist, oder wenn ihm ein nicht von seiner Vertretung stammender Verfassungszustand mit Gewalt aufgedrungen werden wollte, den ungerechten Angriff abweisen zu können; wir erachten zu diesem Zwecke für dringlich, daß in allen der Verfassung anhängenden Staaten die Volkswehr schleunig und vollständig hergestellt und mit ihr das stehende Heer zur Aufrechthaltung der

¹ Vgl. Uhlands 13. vaterländisches Gedicht „Ruf“, Strophe 4, V. 5—8 (Ab. I, S. 81).

Reichsverfassung verpflichtet werde. Außerdem mahnen wir dazu, daß durch Ersatzmänner und Nachwahlen unsere Versammlung ohne Säumnis Ergänzung erhalte. Vor allem aber hegen wir zu dem Männerstolze und Ehrgefühle unseres zur Freiheit neuerwachten Volkes das feste Vertrauen, daß es nimmermehr auf ein willkürlich oktroyiertes Reichs-Wahlgesetz¹, sondern einzig nach demjenigen, welches die verfassungsgebende Versammlung erlassen hat, die Wahlen vornehmen, und daß, wenn der bestimmte Wahltag herankommt, gleichzeitig in allen deutschen Gauen ein reger Wettstreit sich bethätigen werde, das gemeinsame Wahlrecht zu gebrauchen oder zu erlangen².



Das Ständrecht in Baden.

Die Auflehnungen der öffentlichen Meinung gegen das rastlos fortarbeitende Blutgericht in Baden³ sind nicht bloß Ausdruck des natürlichen Gefühls oder der politischen Parteiung; es steht ihnen das strenge, tief verletzte Rechtsbewußtsein zur Seite. Wohl hätte sich erwarten lassen, daß im rechtsgelehrten Deutschland gerade dieser Standpunkt nachdrücklicher, entschiedener eingenommen würde. Dem Schreiber dieser Zeilen ist nicht bekannt, was nach solcher Seite in Baden selbst durch angesehenere Rechtskundige, Volksvertreter, Reichstagsabgeordnete, die zu den Grund-

¹ Die Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover hatten zum nächsten Reichstag ein ihrerseits vorgeschriebenes Wahlgesetz verkländet.

² Der Aufruf fand außerordentlichen Beifall, und selbst ein entschiedener, grundsätzlicher Gegner Uhlands, der bekannte Konservativ-Klerikale Buß von Freiburg i. Br., der ihn bekämpfte, sagte von ihm: „Er ist vom Standpunkte der Partei, zu welcher der Herr Verfasser gehört, so vortrefflich gefaßt und zeichnet sich durch eine so ruhige Mäßigung aus, daß ich mich fast vor dem Schritt gescheut habe, dagegen auszutreten.“ Der Entwurf fand Annahme, nachdem ein „Zusatz der Minorität des Dreißiger-Ausschusses“ (s. „Uhlands Leben. Von seiner Witwe“, S. 382) eingebracht war.

³ Im Mai 1849 war in der Rheinpfalz und in Baden, zunächst zu gunsten der „Reichsverfassung“, (unter Feder und Struve) eine republikanische Erhebung ausgebrochen, die der „Prinz von Preußen“ (der spätere Kaiser Wilhelm I.) mit preussischen Truppen niederschlug. Nach dem Falle Kastatts wurde der Aufstand kriegsgerichtlich unterdrückt. — Denselben Standpunkt wie dieser Aufsatz vertritt übrigens auch Uhlands Brief an Professor Mittermaier vom 25. September 1849 (s. S. 413).

rechten¹ mitgewirkt haben, öffentlich und mit vollem Gewicht ihres Namens geschehen ist.

Wenn die Genossen der besiegten Partei dort ihre Stimme nicht erheben können, wohl auch nur zu ihrem Nachteil erheben würden, so ist jetzt eben die rechte Zeit für das abwehrende Einschreiten der Gemäßigten, Unverdächtigen, und wenn der Partei-ruf verstummen muß, ist es stille Lust für die Schärfe des juristischen Urtheils. Aber es handelt sich auch nicht lediglich um eine badische Angelegenheit. Mag die Reichsgewalt zerfallen, das Vaterland mehr als je zerrissen sein, dennoch ist es eine gemeinsame deutsche Sache, daß nicht auch die Rechtsbegriffe untergehen, daß an keinem einzelnen Orte die Rechtsordnung und mit ihr die deutsche Bildung und Nationalehre zu Boden liege.

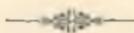
Lebhast hat sich an dieser Angelegenheit Württemberg betheiliget; aber auch hier ist weniger der streng rechtliche Gesichtspunkt festgehalten worden.

Zu gunsten derjenigen Württemberger, die in Baden wegen Teilnahme an dem dortigen Aufstand gefangen und dem standrechtlichen Verfahren ausgesetzt sind, ist die Ansicht und Thätigkeit des württembergischen Ministeriums in folgender Weise kund geworden: Die allgemeine Rechtsregel, daß den Gerichten des Landes, in welchem ein Verbrechen begangen worden, auch dessen Bestrafung zustehe, gestatte dem Ministerium nicht, die Auslieferung jener Gefangenen zu verlangen; es könne sich nur dafür verwenden. Es habe darum auch dieselben nicht reklamiert, wohl aber für sie sich dringend verwendet, und es sei Hoffnung vorhanden, daß bei weitem der größere Teil derselben an Württemberg werde ausgeliefert werden. Diese Hoffnung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen, und wenn sie auch in bezeichnetem Maße sich verwirklicht, so werden doch unter jenem größern Teile gerade die am meisten Beschwerten und Gefährdeten kaum begriffen sein.

Daß ein Staat nicht in die unabhängige Rechtspflege des andern eingreifen darf, ist ein unbestrittener Rechtsatz. Aber damit ist der vorliegende Fall rechtlich nicht erschöpft. Wenn die

¹ Das Frankfurter Parlament hatte gleich nach seinem Zusammentritt die sogenannten „Grundrechte des deutschen Volkes“ beraten (veröffentlicht erst 27. Dec.).

Angehörigen eines Staats in dem andern einer gerichtlichen Behandlung unterworfen werden, welche mit der Verfassung und den Gesetzen des letztern selbst, wie mit den allgemeinen Rechtsnormen, im Widerspruche steht, dann ist nicht bloß eine Verwendung, sondern eine Einsprache, eine Forderung gerechtfertigt und geboten — das Verlangen, daß jene Angehörigen nicht anders als in rechtsgiltiger Form untersucht und abgeurteilt werden. Ist es nun mit der badischen Verfassung, mit den badischen Gesetzen, geschweige mit den von Baden verkündeten Grundrechten des deutschen Volkes vereinbar, daß die Strafrechtspflege dieses Landes einseitig von der Regierung — ein wohl niemals erhörter Fall — der Militärgewalt eines andern Landes überantwortet ist? daß die Standrechte fort dauern und von Monat zu Monat, als wären es die gleichgiltigsten Fristerstreckungen, erneuert werden, nachdem die Grundbedingungen jeder Standrechtsstellung, Kriegsgefahr, Aufruhr, so augenscheinlich beseitigt sind, daß der größere Teil des eingerückten Heeres zurückgezogen werden konnte? Oder wäre das ein Rechtsgrund für das Fortleben der Standgerichte, daß nur mittelst ihrer diejenigen, die alle getroffen werden sollen, mit der Todesstrafe getroffen werden können? Wenn das württembergische Ministerium, wie nicht zu zweifeln, sich diese Frage verneint, so wird es für sein Recht und seine Aufgabe erkennen, neben der Verwendung, sei es auch ohne bestimmte Aussicht auf Erfolg, einsprechend und verlangend aufzutreten. Es haftet Gefahr auf dem Verzuge.



Trinkspruch bei dem Festmahle anlässlich der Schiller-Jahrhundertfeier zu Stuttgart, 10. November 1859¹.

Als auf dem Festplatz die große Glocke der Stadt Stuttgart erklang, gemahnte sie mich daran, daß Schiller in jungen Jahren dieselbe vielmal gehört haben muß², daß eben dieser Klang in seiner Seele geschlummert haben und lange nachher zum mächtigen „Lied von der Glocke“³ geworden sein mag. Er hat die Glocke zum

¹ Frei gesprochen, erst nachträglich niedergeschrieben.

² Als Karlschüler und Militärarzt, 1775—1782.

³ Gedichtet 1799.

Symbol einer umfassenden dichterisch-sittlichen Weltanschauung erkoren. Eine große, weiterschallende Glocke ist Schillers ganze Poesie¹. Der Dichter hat gleichwohl nicht das Haupt emporgeworfen. Im Augenblick, da die blühenden Töchter der Stadt den Fuß der Säule bekränzten, sahen wir das edle, gebeugte Haupt vom hervortretenden Sonnenscheine beleuchtet. Über Länder und Meere tönt heute die Festglocke der Schillerfeier. Auch jenseits des Ozeans werden Deutsche, die nun seit zehn Jahren in der Verbannung leben², von einer heftig erregten Zeit her, in welcher selbst die Höchsten und Edelsten nicht auf festem Boden standen, diesen Laut vernehmen, mit schmerzlicher Erinnerung und doch mit freudigem Stolz auf den Gewaltigen aus dem Heimatlande. In der deutschen Heimat selbst wird die Glocke nicht unwirksam und segenslos verhallen. Daß die Feier, zu der sie geladen, eine volkstümliche sei, des sind wir alle Zeugen, die wir den in Ernst und Scherz wohlgelungenen Festzug angesehen. Mahnend und zugleich ermutigend wird der ernste Klang in deutsche Länder dringen, die so lange schon in ihren teuersten Rechten sich tief gekränkt fühlen³.

„Heil'ge Ordnung, Himmelstochter!“ spricht der Meister des Glockengusses; zu der heiligen Ordnung aber zählt er das frohbewegte Leben „in der Freiheit heil'gem Schutz.“ Ertönen wird der Glockenruf in die Zerrissenheit des deutschen Gesamt Vaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinablickten.⁴ „Concordia soll ihr Name sein!“ tauft der Meister seine Glocke. Concordia bedeutet aber nicht eine träge, tote Eintracht, nein! wörtlich: „Eini-gung der Herzen“, in Schillers Sinne gewiß: „Eintracht, frischer, thatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen. Concordia schalle hoch!“

¹ Wiederum mit einer Glocke vergleicht Uhlands Poesie Hr. Wischer („Kritische Gänge“, Neue Folge IV, S. 140): „Es ist eine schwere Glocke, die nicht leicht anschlägt; ist sie aber erst in Schwung, so ertönt runder, voller Glockenklang.“

² Die zahlreichen Flüchtlinge aus der 1849er Revolution.

³ Gemeint sind die deutschen Landschaften Oesterreichs.

⁴ Da die starke „kleindeutsch“-preussische Partei im „Deutschen Bunde“ des letzten Eintreten zu gunsten des 1859 von Frankreich besiegten Oesterreich hintertrieben hatte, mußte dieses den überaus nachtheiligen Züricher Frieden (gerade am 10. November unterzeichnet) schließen.

Wissenschaftliche Aufsätze.

Über das Romantische.*

Das Unendliche umgibt den Menschen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse.

Hier zieht sich um sein einsames Schiff das unermessliche Weltmeer; er zittert vor dem dumpfen Brausen, das ihm Sturm dräut. Und wenn er auch das Land erreicht, ist er sicher, daß nicht der Ozean, der die Feste rings umgürtet, mächtig hereintwoge und sie mit ihm verschlinge?

Dort hebt sich über ihm und dem Irdischen der heilige Äther. Der Gedanke will sich in diesen reichen Sternenhimmel mit seinen kalten, inhaltlosen Dreiecken heben. Die reellen Seelenkräfte langen mit unendlicher Sehnsucht in die unendliche Ferne. Der Geist des Menschen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in sich auffassen wird, und müde des unbestimmt schweifenden Verlangens, knüpft bald seine Sehnsucht an irdische Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Überirdischen aufzudämmern scheint; mit liebender Andacht wird er solche Bilder umfassen, ihren geheimsten Mahnungen lauschen, wie Maria den Gott in Kindesgestalt am Busen wiegte; sie erscheinen ihm wie Engel, freundlich grüßend, aber zugleich mit dem Fittich, auf dem sie sich immer in das Unendliche aufschwingen können.

Aber auch jene furchtbare Welt sendet uns ihre Gestalten, die schaurigen Nachtgeister; bedeutende Stimmen hören wir aus

* Verf. dieses, den seine noch sehr mangelhafte Bekanntschaft mit den Kunstwerken der romantischen Poesie gegen seine eigenen Ansichten mißtrauisch macht, will die letzteren hier den Kundigen zur Prüfung vorlegen.

der Finsternis. Fast in jedem Bilde, das ein Geheimnis andeutet, glauben wir gerade eines jener großen Geheimnisse zu ahnen, nach denen unser Sinn, mit oder ohne Bewußtsein, immer sich hinneigt.

Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemütes im Bilde, dies Hervortreten der Weltgeister, diese Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Worte: dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische.

Die Griechen, in einem schönen, genußreichen Erdstriche wohnend, von Natur heiter, umdrängt von einem glänzenden, thatenvollen Leben, mehr äußerlich als innerlich lebend, überall nach Begrenzung und Befriedigung trachtend, kannten oder nährten nicht jene dämmernde Sehnsucht nach dem Unendlichen. Ihre Philosophen suchten es in lichten Systemen aufzufassen, ihre Dichter stellten jeder innern Regung des Höheren äußerlich eine helle, mit kräftigen Umrissen abgestochene, mit bezeichnenden Attributen ausgerüstete Göttergestalt entgegen. Ihr Olymp stand in lichter Sonne da, jeder Gott, jede Göttin ließ sich klar darauf erblicken.

Einzelne Erscheinungen in der griechischen Poesie sind vielleicht mehr für uns romantisch, als sie es für die Griechen selbst waren.

Der Sohn des Nordens, den seine minder glänzenden Umgebungen nicht so ganz hinreißen mochten, stieg in sich hinab. Wenn er tiefer in sein Inneres schaute als der Grieche, so sah er eben darum nicht so klar. Seine Natur lag halb in den Wolken. Daher waren seine Götter ungeheure Wolkengestalten, ossianische¹ Nebelgebilde; er wußte von Meerseien, die aus der blauen, unendlichen See aufstauchten, von Elfen, Zwergen, Zauberern, die alle mit seltsamer Kunde aus der Tiefe der Natur hervortraten. Er verehrte seine Götter in unscheinbaren Steinen, in wilden Eichenhainen; aber um diese Steine bewegte sich der Kreis des Unsichtbaren, durch diese Eichen wehte der Odem der Himmlichen.

¹ Ossian, sagenhafter, blinder fiktiver Sänger der keltischen Gälern, etwa im 3. Jahrhundert n. Chr.; die ihm zugeschriebenen Gedichte sind überaus sentimental und träumerisch verschwommen.

So finden wir uns mitten in dem Begriffe des Romantischen wie er oben angegeben worden.

Wie der romantische Sinn der gotischen¹ Stämme sich mit ihnen in verschiedene Länder verbreitete oder mit der Romantik anderer Völker zusammentraf, wie das Romantische sich in verschiedenen Gegenden verschieden gestaltete, und so manches andere sind wichtige Gegenstände historischer Untersuchung. Auch möchte es nicht unerheblich sein, zu entwickeln, wie sich das Wort „romantisch“ von seiner nationalen Beziehung zum Kunstbegriff erweiterte. Hier nur noch von einigen Hauptmomenten der Romantik und zwar zuerst von dem romantischen Christentum und der romantischen Liebe.

Das Christentum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reiche der Unendlichkeit. Seine Nachfolger ergriffen zu diesen Worten die Bilder, als da sind das Kreuz, das Abendmahl (daher in der Folge die Romane vom Gral²) u. s. f.; sie bestaunten die Wirkungen der Religion in den Heiligen, diesen Wundergestalten mit dem Scheine des Himmels um das Haupt. Die Wallfahrten, die Kreuzzüge waren eine Folge des Glaubens an die Heiligkeit gewisser Gegenstände und Gegenden: des Grabes Jesu, der Stadt Jerusalem, des ganzen Gelobten Landes. Das Christentum ist ein viel umfassender Gegenstand der Romantik, aber wohl nicht die Mutter derselben. Schon in den alten nordischen Götter- und Heldenfagen herrscht der romantische Sinn.

Der Geist der romantischen Liebe (Minne) ist dieser: durch die Bande der Natur und des Charakters an das Weib gezogen, glaubt der Mann in der himmlischen Gestalt seinen Himmel zu finden; des Weibes kindliche Einfalt ist ihm die Kindheit einer höhern Welt. Er legt hinter die schöne Hülle das Ziel von all

¹ Da die Goten in der Völkermwanderungszeit das Hauptvolk der alten Germanen waren und ihre beiden Stämme (Ost- und Westgoten) die „romantischen“ Länder (Italien, bez. Spanien und Südfrankreich) besetzten, steht hier „gotisch“ wie oft bis in den Anfang dieses Jahrhunderts (vgl. französisch gothique) allgemein für „altdeutsch“.

² Nach mittelalterlicher Sage die smaragdne Schlüssel, aus der Christus beim Abendmahl aß, und in der Joseph von Arimathia das Blut Christi auffing und nach Montsalvat in Spanien brachte. Ein ausgebehnter Legenden- und Gebichtskreis bei Romanen und Germanen (s. B. Wolframs von Eschenbach „Parzival“) knüpfte daran an.

seinem Sehnen, seine ganze Unendlichkeit. Daher die Anbetung, mit der er vor der Geliebten kniet. Ihr Rosenantlig erscheint ihm in Verklärung, aus ihren Augen leuchtet ihm der Himmel mächtig hervor. Jedes leise Zeichen der Huld ist ihm Segen aus der Höhe, jede zarte Rede ist ihm Offenbarung.

Was daran Schein sei, was Wahrheit, wer will es ergründen?

Religion und Minne sind es, für die der Helden Kraft rang und strebte. Religiosität, Minne und Tapferkeit machen den Geist der Ritterwelt aus.

Es gibt romantische Charaktere, d. h. solche, die der romantische Glaube ganz ergriffen hat und Motiv ihrer Gefinnungen und Handlungen wird: Mönche, Nonnen, Kreuzritter, Ritter des Graals u. s. f., wie überhaupt alle die poetischen Ritter und Frauen des Mittelalters.

Auch die Natur hat ihre Romantik. Blumen, Regenbogen, Morgen- und Abendrot, Wolkenbilder, Mondnacht, Gebirge, Ströme, Klüfte u. s. w. lassen uns theils in lieblichen Bildern einen zarten, geheimen Sinn ahnen, theils erfüllen sie uns mit wunderbarem Schauer.

Manche Naturerscheinungen, Orkane, Gewitter, stürmen zu rauh herein, sprechen ihren Sinn zu laut aus, übertreiben zu sehr die Ahnung durch Schrecken, um noch romantisch zu sein. Doch können sie es werden, wenn sie, mehr untergeordnet, etwa in einer Handlung als Vorbedeutung eintreten.

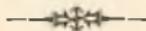
Eine Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln, mögen sie uns an vergangene Zeiten mahnen oder sonst in geheimer Geschäftigkeit sich um uns her bewegen. Wir stehen noch außer dem Reigen der lustigen Elfen, die nach der nordischen Sage nur der sieht, der innerhalb ihres Kreises steht; aber wir fühlen ihre wehende Bewegung, wir hören ihre flüsternden Stimmen.

Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln

Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda¹, sie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen². Hat denn stets der absprechende Unglaube der neuen Zeit bessern Grund, als der verurufene Aberglauben der Alten?

Auch hat der beständige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten über uns hereinhängt, so vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!



Einleitung zu einem Bruchstück der „Nibelungen“.

Von dem Streite vor Bern (Verona) erzählt der prosaische Anhang des Heldenbuches³: „Da kam je einer auf den andern, bis daß sie all' erschlagen wurden. All' die Helden, die in aller Welt waren, wurden dazumal erschlagen, ausgenommen der Berner (Dietrich von Bern)⁴. Da kam ein kleiner Zwerg und sprach zu ihm: ‚Berner! Berner! du sollt mit mir gahn!‘ Da sprach der Berner: ‚Wo soll ich hingahn?‘ Da sprach der Zwerg: ‚Du sollt mit mir gahn! Dein Reich ist nit mehr von dieser Welt.‘ Also ging der Berner hinweg, und weiß niemand, wohin er kommen ist, ob er noch im Leben oder tot sei.“

Dies hob jene alte Gedichte ins Idealische. Da die Helden eine eigene mythische Welt bildeten, so durften sie nicht hinabaltern in eine entkräftete Nachwelt. Helden starben durch Helden, in voller Kraft, alle zugleich. Sie kommen alle aus den entlegen-

¹ Die skandinavische, in christlicher Zeit (11. und 12. Jahrhundert) entstandene Sammlung der überarbeiteten alten nordgermanischen Götter- und Heldenlieder.

² Auf der dreifachen Brücke Bifröst (Regenbogen).

³ Vgl. Bb. I, S. 333, Anmerkung 1.

⁴ Bekanntlich der Hauptheld des gotischen Sagencyklus.

sten Gegenden zusammen, um sich zu morden, oder vielmehr um vereint zu wallen in das heilige Land des Todes. Sie schweben auf in die Höhen der Poesie und thronen wie ein ossianisches¹ Geisterreich riesenhaft in den Wolken.

Wenn nach Jean Paul² im Epos die Welt herrscht, kein Lebens-, sondern ein Weltlauf erscheint, so treffen wir in den Nibelungen diesen Charakter des Epos unverkennbar. Gewaltig, wie nirgends, ist hier der Untergang einer ganzen Heldenwelt dargestellt. Ein großes, dunkles Verhängnis waltet über der Handlung, bildet die Einheit derselben und wird uns beständig im Hintergrunde gezeigt. Wir belauschen es von der Zeit an, da es die ersten Fäden um die Helden des Gedichtes spinnt; wir folgen ihm, bis es sie ganz umschlungen in den Abgrund hinabreißt. Es darf nicht befremden, wenn im Verlaufe der Handlung einige Personen verschwinden, die anfangs wichtige Rollen spielten. Sifrids³ Tod wirkt ähnlich dem Tode des Patroklos. Wie dieser⁴ des Achilleus, so weckt jener Kriemhildens Rache und führt das wahre Leben der Handlung herbei. Befremden soll es auch nicht, wenn wir in eine ganz andere Geschichte versetzt zu sein scheinen, als in der wir anfangs wandelten. In der ersten liegt der Keim des Folgenden.

Mit dem einen Arme faßt das dunkle Verhängnis seine Opfer, um sie mit dem andern zu schlachten. Das Einzelne verliert sich ins Ganze des Epos. Wie ein leichtes Spiel, wie ein Märchen der Liebe, das ein Troubadour⁵ zarten Frauen vorsingt, hebt die Erzählung an:

„Es wuchs in Burgunden ein schönes Mägdelein,
Daß in allen Landen kein schön'res mochte sein;
Kriemhilde war sie geheißn, das wunderschöne Weib.“

¹ Vgl. S. 348, Anmerkung

² „Vorschule der Ästhetik“ (1804); dagegen sagt er in der „Kleinen Nachschule“ dazu („Kleine Bilcherschau“, Bd II, 1825, S. 142): „Wie für Griechenland Homers Epos alles war und gab, so ist der Roman, besonders für Leserinnen und Jünglinge, das prosaische Epos ihres Lebens, ihrer Vergangenheit und Zukunft.“

³ Siegfrieds (altdeutsche Form).

⁴ In Homers „Ilias“, Gesang 18, Vers 22 ff.

⁵ Süßfranzösischer Minnesänger des Mittelalters.

Aber gleich kommt die düstere Mahnung:

„Darum mußten der Degen viele verlieren den Leib.“¹

Es erglänzt ein üppiges, festliches Leben. Jugendliche Ritter fahren nach blühenden Bräuten. Liebe wirbt um Gegenliebe. Aber es ist das Morgenrot vor einem Gewittertage. Dunkel wird es und dunkler. Hader und Streit erwachsen. Der schwarze Mord tritt herein, ihm nach die blutige Rache. Das schöne Mägdlein, mit der das Lied so heiter begann, von der es hieß: „niemand war ihr gram“², sie wird zur Furie des schrecklichen Verhängnisses. Zwei Heldengeschlechter, die Helden vom Rheine und die Helden König Etzels im Hunnenlande, führt sie zum Mordfeste zusammen. Wie die nordischen Kämpen sich zum Zweikampfe auf Felseninseln überführen ließen, wo sie in fürchterlicher Einsamkeit sich gegenüberstanden, zusammengehalten von den Armen des reißenden Stromes, so stehen hier die zwei Heldenwelten sich entgegen; das eiserne Schicksal preßt sie zusammen; kein Weichen, keine Rettung. Wie zwei zusammengestoßene Gestirne zermettern sie sich und versinken.

Eine Stelle, wo das Verhängnis in seinem dunkeln Walten über der Handlung des Gedichtes wie durch Nachtgewölke erblickt wird, wo es beginnt, die dem Untergange geweihten Helden von der übrigen frohen Welt abzuschneiden und seine schaurigen Knoten wie das schwarze Gitter eines Gottesgerichtskampfes um sie herzuführen, eine solche Stelle ist die folgende (s. Müllers Ausgabe, S. 69³).



¹ Die von Uhland angeführten Verse bilden bekanntlich die erste Strophe des „Nibelungenliedes“.

² „Nibelungenlied“ (Handschrift A), 1. Aventiure, Str. 3: „niemen was ir gram“.

³ Gemeint ist die (damals noch einzige) Ausgabe des Nibelungenliedes von dem Schweizer Christoph Heinrich Myller, Gymnasiallehrer zu Berlin (Berlin 1784). An der angeführten Stelle steht die Überfahrt der Nibelungen (des Heeres der Burgunder) über die Donau.

Über die Sage vom Herzog Ernst.

Inauguralrede,

gehalten am 22. November 1832.¹

Wenn es im Zweck einer Inauguralrede liegt, Art und Richtung der Vorträge des eintretenden Lehrers der akademischen Gemeinde anschaulich zu machen, so glaube ich, bei zufälliger Verspätung meiner Antrittsrede, dem Zweck am besten damit zu entsprechen, daß ich den Gegenstand derselben dem Kreise meiner schon gehaltenen Vorlesungen entnehme.

Die deutsche Nationallitteratur, wie diejenige anderer Völker, ist nicht mit der Masse vorhandener und vollendeter Schriftwerke abgeschlossen. Jenseits der Litteratur im buchstäblichen Sinne liegen für die ältere Zeit gerade die nationalsten Erzeugnisse des geistigen Lebens: Mythos, Sage, Volksgesang. Allerdings müssen wir auch hierbei zunächst von schriftlichen Auffassungen und Andeutungen ausgehen. Allein das Auffassen im Schriftwerke bezeichnet oft nur die Aufhör des lebendigen Wachstums, das Werden erstarrt im Gewordenen, und um das Wesen des dichterisch schaffenden und bildenden Volksgeistes kennen zu lernen, müssen wir ihn, die jeweilige Form zerbrechend, seinem freien, beweglichen Elemente zurückgeben.

Diesen außerlitterarischen Teil der Nationallitteratur unfres und der stammverwandten Völker zur Darstellung zu bringen, war ein vorzügliches Augenmerk meiner bisherigen Lehrvorträge², eben weil hier nicht auf die fertige Schrifturkunde verwiesen werden kann, sondern das Ergebnis in der fortwährenden Entwicklung selbst bestehen muß.

Das weiteste und fruchtbarste Gebiet für diese Seite der geschichtlichen Forschung öffnet sich, was Deutschland betrifft, in dem umfassenden und vielgegliederten Cyklus einheimischer Heldensage. Das Nibelungenlied, dessen Name so häufig zum Losungsworte der

¹ Infolge seltsamer äußerer Umstände schloß diese Antrittsrede Uhlands akademische Thätigkeit ab (s. Bd. I, Allgemeine Einleitung, S. 34).

² Uhlant hatte im Winter 1831/32 über Sagen Geschichte der germanischen und romanischen Völker gelesen.

oberflächlichsten und verkehrtesten Ansichten dienen muß, macht nur den Abschluß der mannigfaltigen Entwicklungen des großen mythisch-epischen Kreises. Außer diesem cyklischen Verbande gibt es aber noch andre deutsche Sagenbildungen geringeren Umfangs, deren eine ich hier auswähle, um die angedeutete Richtung an einem Beispiele darzulegen, das weniger Zeit erforderte und als ein unscheinbares nur um so besser dem Zwecke dienen möchte.

Es ist die Sage vom Herzog Ernst, die noch jetzt im Volksbuche gangbar ist, das auf unsern Märkten verkauft wird. Von älteren Bearbeitungen derselben nenne ich: zwei größere, mittelhochdeutsche Gedichte aus dem dreizehnten Jahrhundert, von denen bis jetzt nur eines vollständig bekannt gemacht ist, ein lateinisches vom Anfang desselben Jahrhunderts und die Bruchstücke eines deutschen, das noch im zwölften Jahrhundert abgefaßt war.¹ Die früheste nachweisliche Erwähnung einer deutschen Behandlung des Gegenstandes findet sich beim Jahre 1188 in einem Briefe des Markgrafen Berthold von Andechs an den Abt von Tegernsee, worin ersterer sich das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbittet.

Die äußeren Spuren der poetisch bearbeiteten Sage reichen somit nicht über die Zeit der Hohenstaufen hinaus. Dagegen werden wir im Inhalt der Dichtung eine Reihe von Personen und Ereignissen aus den Zeiten der früheren Königsgeschlechter, des sächsischen und des fränkischen, gesammelt und zur Einheit verbunden finden. Dies war nur dadurch möglich, daß jene ganze Periode über in der Geschichte selbst gleichartige Bestrebungen walteten, die ich in den Hauptzügen zum voraus bezeichne.

Die deutschen Könige waren, um die Macht ihrer Herrschaft zu heben, unablässig darauf bedacht, sich zugleich der Gewalt, welche die großen Reichsämtler darboten, zu versichern. Mittel zu diesem Zwecke suchten sie vornehmlich darin, daß sie die Herzogtümer und andre bedeutende Würden auf Glieder ihres Hau-

¹ Ein in wenigen Bruchstücken vorhandenes niederdeutsches Gedicht, wohl vor 1186 entstanden, ist heute für uns die älteste litterarische Bearbeitung der Sage. Es beruft sich auf eine lateinische Quelle, wurde selbst bald mittelhochdeutsch und auch lateinisch in Prosa und Versen umgestaltet und blieb schließlich, oft verändert, ein vielgelesenes Prosa-„Volksbuch“.

ses übertrugen oder durch Vermählungen an dieses knüpfen. Hierin lag aber auch der Keim der Eifersucht und Zwietracht unter den nächsten Verwandten selbst, die sich auf solche Weise in verschiedenem Trachten, nach gesammelter Herrschermacht von seiten des Königs, nach Unabhängigkeit und Eigengewalt von seiten der Fürsten, gegenübertraten. Statt daß die Provinzen dem König enger verbunden wurden, indem sein Sohn oder Eidam, sein Bruder oder Schwager über sie gesetzt war, wurden vielmehr diese seine Angehörigen ihm durch ihre Stellung nicht minder entfremdet als es frühere, verdrängte Fürstengeschlechter gewesen waren. Eine weitere Quelle des Familienzwistes ergab sich in der Unbestimmtheit des Erbfolgerechtes, das hier mit dem Wahlrechte, dort mit der jezeitigen Macht des Stärkeren in Wage stand. Die Zerwürfnisse, die aus solchen Ursachen unter hochgestellten und nahe verwandten Personen erwachsen, waren an sich schon geeignet, Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken. In sie waren aber auch die Völker selbst, thätig und leidend, verflochten. Sang und Sage¹, die Organe der Volksstimmung, mußten von diesen mannigfachen Bewegungen und Verwicklungen um so lebhafter angeregt werden, als es überall auch mächtige Persönlichkeiten waren, die auf dieser tragischen Weltbühne auftraten. Die herrschende Gewalt ist zu verschiedenen Zeiten bald mehr in die Idee, bald mehr in die Person gelegt. Im deutschen Mittelalter war letzteres der Fall. Diese Zeit verlangte einen König von Mark und Wein, von sichtbarer, hoher Gestalt, dem der Geist aus den Augen leuchtete². Darum war Deutschland ein Wahlreich; zwar vererbte sich die oberste Gewalt meist langhin in demselben Stamme, aber ein solches Königsgeschlecht war selbst eine Persönlichkeit; konnte diese nicht mehr genügen, so trat, vermöge des Wahlrechts, ein andres an seine Stelle. So kam es denn, daß wir in den Kaiserhäusern des Mittelalters überall auf hervorstechende, im Guten und im Bösen kräftige² Persönlichkeiten treffen, auf solche, die wohl auch befähigt waren,

¹ Wie in „singen und sagen“ bezeichnet der erste Begriff die vorwiegend lyrische, der zweite die vorwiegend epische Poesie.

² Fast wörtlich so in der Frankfurter Rede vom 22. Januar 1848 (s. S. 332 unten).

Phantasie und Gemüt der Zeitgenossen für Lied und Sage anzusprechen.

Sehen wir nun, wie der angegebene Charakter der Zeit sich in unsrer Sage ausgeprägt hat! Der Inhalt derselben ist, nach der Darstellung des vollständig herausgegebenen, mittelhochdeutschen Gedichts, im wesentlichen folgender¹:

Kaiser Otto vermählt sich zum zweitenmal mit Adelheid, der schönen und tugendreichen Witwe des Herzogs von Baiern. Ihr Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, steht anfangs bei seinem kaiserlichen Stiefvater in großer Gunst und wird von diesem sogar zum Nachfolger im Reiche bestimmt; er ist bei allen Fürsten beliebt, Arme und Reiche wünschen ihm Gutes. Darum neidet ihn der Pfalzgraf Heinrich, Ottos Schwestersohn², und verleumdet ihn bei dem Kaiser, als ob er diesem nach Ehr' und Leben trachte. Der Kaiser läßt sich überreden, und mit seiner Zustimmung fällt Heinrich mit Raub und Brand in Ernsts Land Ostfranken, das zu Baiern gezählt wird. Ernst kommt mit zweitausend Schilden³ herbei, entsetzt Nürnberg, das der Pfalzgraf belagert hat, und schlägt noch in einem Streite bei Würzburg, wo er und sein Freund, Graf Werner, sich als Helden erweisen, den Gegner in die Flucht. Nachdem Adelheid vergeblich versucht hat, den Gemahl zu besänftigen, gibt sie ihrem Sohne Nachricht, wer die Feindschaft angestiftet habe. Ernst rüstet sich nun zu weiterer Gegenwehr. Dann kommt er, nur selbdritte, mit dem Grafen Werner und einem andern Dienstmanne, zu Speier, wo der Kaiser sich aufhält, auf den Hof gesprenzt. Jener Dritte muß die Kasse halten, Ernst und der Graf gehen hinauf in die Kaiserburg. Es ist an einem Abend, die Herren sind meist zur Ruhe, nur der Kaiser selbst und Pfalzgraf Heinrich sind noch in geheimer Beratung beisammen. Ernst kommt vor die offene Kammerthür und dringt ein. Der Kaiser entspringt in eine Kapelle und schließt die Thür hinter sich. Dem Pfalzgrafen aber schlägt Ernst das Haupt ab, geht unerschrocken wieder hinunter und reitet mit seinen Gefährten

¹ Zum Folgenden vgl. die erläuternden Anmerkungen zum Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“, S. 5 ff.

² Gemeint kann nur der geschichtliche Bayernherzog Heinrich, Ottos Bruder, sein.

³ D. h. Bewaffneten.

von dannen. Für diese gewaltjame That wird er in die Reichsacht erklärt und eine Heerfahrt nach Baiern aufgeboden. Regensburg wird belagert und täglich davor gestritten. Zuletzt muß sich diese achtbarste Stadt ergeben. An der Donau nieder und den Lech hinauf ziehen die Heere. Ernst rächt die Noth seines Landes durch Einfälle in das Reich. So gehen fünf Kriegsjahre vorüber. Als nun aber der Kaiser eine neue Heerfahrt aufrust, da findet Ernst sich nicht mehr stark genug zu nachhaltigem Widerstand, er beschließt, zur Schonung seines Volkes zu weichen und eine Fahrt nach dem heiligen Grabe zu thun. Fünfzig der Seinigen nehmen mit ihm das Kreuz, und viele andre aus deutschen Landen schließen sich an; er hat wohl tausend in seiner Schar, Ritter und Knechte. Sie ziehen durch Ungarn und die Bulgarei nach Konstantinopel, wo sie sich einschiffen. Von da an beginnt eine Reihe der wunderbarsten Abenteuer. Ein Sturm versenkt einen großen Theil der Schiffe, die übrigen werden zerstreut. Dasjenige, worauf Ernst und Werner sich befinden, wird nach dem Lande Ripria¹ getrieben, wo die Kreuzfahrer ein Volk mit Kranichhalsen und Schnäbeln finden, dem sie eine entführte Königstochter aus Indien abkämpfen. Sie segeln dann weiter, leiden Schiffbruch am Magnetberge, der dem Schiffe alles Eisenwerk auszieht, lassen sich, ihrer sechse, soviel vor Krankheit und Hunger noch übrig sind, in Ochsenhäute genäht, von den Greifen in ihr Nest durch die Lüfte hintragen, fahren auf einem Flosse durch den Karfunkelberg, gelangen zu den Arimaspen, Leuten mit einem Auge, bekämpfen dort die Riesen und Plattfüße, gehen nach Indien, besiegen hier für die Pygmäen die Kraniche, dann den König von Babylon und erreichen, von diesem geleitet, Jerusalem, wo sie den Templern das heilige Grab verteidigen helfen. Endlich, nachdem Ernsts Ruhm auch nach Deutschland gedrungen und des Kaisers Zorn sich gelegt, begeben sich die Helden auf die Heimfahrt. Sie kommen am Christabend vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten einen Hof hält. Ernst läßt die Seinen im nahen Walde halten und geht, als es Nacht geworden, in

¹ Cypern, das im frühen Mittelalter Wohlstand jeder Art und blühende Kultur besaß und daher als wunderbares Fabelland des Ostens galt.

Pilgertracht in die Stadt und nach dem Münster, wohin seine Mutter ihn heimlich beschieden. Sie kommt zur Frühmette, begrüßt mit vielen Thränen den lang entbehrten Sohn und belehrt ihn, wie er sich verhalten soll. Dann tritt sie wieder an ihren Stuhl und ruft mit nassen Augen die Mutter des Herrn an, bei all der Freude und Ehre, die ihr an diesem Tage von dem göttlichen Sohne geworden. Als hernach die festliche Messe gesungen ist und durch die Predigt des Bischofs alle Herzen andächtig bewegt sind, da dringt Ernst, nach der Mutter Kate, vor den Sitz des Kaisers, wirft sich diesem zu Füßen und fleht um Vergebung seiner Schuld. Der Kaiser sagt ihm Verzeihung zu und erhebt ihn mit eigener Hand. Als er aber den Mann in Pilgertracht besser ansieht und ihn erkennt, da wechselt sein Antlitz die Farbe. Die Fürsten jedoch, zuvor von Adelheid für ihren Sohn gestimmt, treten vor den Kaiser und mahnen ihn, daß er noch stets sein Wort gehalten. Da bestätigt er die Versöhnung zum Jubel alles Volkes. Ernst erhält sein Land wieder und Werner seine Herrschaft. Der Mutter aber ist der wiedergewonnene Sohn, wie das Gedicht sagt, ihr klarer Sonnenschein und ihres Herzens Freude.

Es sind ohne Zweifel vorzüglich die Wunder der abenteuerlichen Kreuzfahrt, welche dieser Erzählung eine so große Verbreitung in mehrfachen Bearbeitungen und selbst noch die Fortdauer in unsern Tagen, mittelst des Volksbuches, verschafft haben. Hier beschäftigt uns die deutsche Sage, in welche jene Reiseabenteuer und das auf gelehrtem Wege, mittelbar wenigstens aus Plinius¹, Solinus², aus den fabelhaften Geschichten Alexanders des Großen, hinzugekommene Wunderbare eingelegt wurden. Was im Zeitverlaufe zum Rahmen geworden, haben wir als Hauptbild herzustellen.

Den Grundbestand der Sage bildet eine Gruppe von fünf Personen: der mächtige Kaiser Otto; dessen zweite Gemahlin, die treffliche Adelheid, Witwe des Herzogs von Baiern; Adelheids Sohn erster Ehe, der junge Herzog Ernst, der erst beim Kaiser,

¹ Plinius Secundus, der Ältere (23–79 n. Chr.), Verfasser einer umfangreichen „Historia naturalis“.

² Gajus Julius Solinus, verfaßte wohl im 3. Jahrhundert n. Chr. den „Polyhistor“, einen Auszug aus Plinius' Werk.

seinem Stiefvater, in höchster Gunst steht, dann aber, als sich Neid und Verleumdung zwischeneingedrängt, vom Kaiser geächtet, bekriegt und vom Lande zu weichen genötigt wird; der Pfalzgraf Heinrich, des Kaisers Schwesterjohn, eben der Verleunder und Stifter des Unheils, der aber von Ernsts Schwerte den Lohn empfängt; der Graf Werner, Ernsts treuer Kampfgenosse und unzertrennlicher Begleiter auf seinen Irrfahrten. Die Handlung, zu welcher die fünf Hauptpersonen verflochten sind, besteht in den Störungen des freundlichen Verhältnisses zwischen dem Kaiser und seinem Stiefjohn, in den Kämpfen und Gewaltthaten, welche daraus hervorgehen, in den Drangsalen und Heldentwerken der geächteten Freunde und in der endlichen Wiederaufnahme des Vertriebenen in die Huld des Stiefvaters durch Vermittlung der Mutter.

Fragen wir aber nach der geschichtlichen Unterlage, so weisen schon die Namen auf eine für die Einsicht in den Gang der Sagenbildung merkwürdige Vermischung verschiedener Bestandteile hin, in welche sich dem Forschenden jene Gruppe der handelnden Personen und die eine Handlung selbst wieder auflöst. Die Namen Otto, Adelheid, Heinrich gehören der sächsischen Kaisergeschichte an, die Namen Ernst und Werner der salisch-fränkischen. Und so verhält es sich auch in der Sache selbst: eine Folge der Zeit und den Personen nach getrennter, aber in Geist und Wesen gleichartiger Geschichten aus der Periode des sächsischen und des fränkischen Kaiserhauses hat sich durch die bindende Kraft der Sagedichtung zur einzigen, scheinbar Gleichzeitiges umfassenden Handlung verschmolzen.

Ich versuche, diesen Hergang klar zu machen, indem ich die historischen Schichten, aus welchen sich das sagenhafte Ganze angelegt, näher bezeichne. Die erste:

Otto I. und sein Bruder Heinrich.

Otto I., aus dem Hause Sachsen, durch einstimmige Wahl der Fürsten zum deutschen Throne berufen, empfing am 8. August 936, im Dom zu Aachen, unter lautem Zurufe des Volkes, die feierliche Königsweihe. Nach der kirchlichen Feier setzte sich der neue

König im Palast zum Krönungsmahle nieder. Die Herzoge des Reiches, jeder in seinem Erzamte, versahen dabei den Dienst. Mit königlicher Freigebigkeit wurden sie von Otto begabt, und man schied in lauterster Freude. Aber die heitere Eintracht, die bei diesem Feste den König und die Fürsten verbunden hatte, war von kurzer Dauer. Unter den vier Reichsbeamten, die ihm beim Krönungsmahle gedient, war nicht einer, der nicht selbst oder dessen Nachkommen nicht früher oder später das Schwert gegen den König Otto erhoben hätten. Auch seine Brüder, Dankmar und Heinrich, ließen sich, nacheinander, in diese Empörungen hincziehen. Der letztere, Heinrich, ist uns hier von besondrer Bedeutung. Otto und Heinrich waren Söhne aus der zweiten Ehe Heinrichs I., des Vogelfellers, mit Mathilden, einer Tochter des sächsischen Grafen Dietrichs, vom Stamme Wittikinds. Das Leben dieser ausgezeichneten Frau, wie es auf Befehl ihres Urenkels, des überfrommen zweiten Heinrichs, beschrieben wurde, stellt sie, dem Geiste der Zeit gemäß, im Licht einer Heiligen dar, verhehlt aber doch auch nicht die menschlichen Züge mütterlicher Schwäche. Ihr zweiter Sohn Heinrich war von vorzüglicher Schönheit, er trug den Namen des Vaters, ihn liebte die Mutter vor ihren übrigen Söhnen, und ihn wünschte sie nach dem Tode des Vaters auf dem Throne zu sehen. Ihrer Hoffnung schmeichelte der Umstand, daß der ältere, Otto, vor der Erhöhung des Vaters, ihr Liebling Heinrich aber, wengleich der jüngere, in der Königspfalz¹ geboren war. Allein je mehr ihn die Mutter verzärtelte, um so härter traf ihn das Geschick. Über der Leiche des Gemahls ermahnte zwar die Königin ihre Söhne, sich nicht um weltliche Herrlichkeit zu entzweien, deren Hinfälligkeit sie hier vor Augen hatten. Aber der Same der Eifersucht war ausgestreut, und als Otto den Zepter empfing, trug Heinrich den Stachel im Herzen.

Wenige Jahre nachher verschworen sich die Herzoge Eberhard in Franken und Giselbert von Lothringen, Schwager des Königs, gegen diesen. Heinrich, im ehrgeizigen Gelüste nach der Krone, nahm teil an dem Aufstand. Aber die Verschworenen wurden,

¹ S. v. w. königliche Residenz.

als sie ihr Heer über den Rhein setzten, von den Freunden des Königs überfallen; beide Herzoge kamen um, und Heinrich, dessen hochfahrende Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet waren, entfloh nach Frankreich. Doch bald demüthigte er sich vor seinem königlichen Bruder, gelobte fortan Treue und erhielt von ihm Vergebung und sogar die Belehnung mit dem erledigten Herzogtum Lothringen. Dieses geschah im Jahre 939. Aber schon im folgenden Jahre wurde Heinrich von seinen neuen Untergebenen verdrängt, und der König sah sich veranlaßt, das Herzogtum andernwärts zu verleihen. Heinrich stiftete eine neue Verschwörung an, und zwar eine sehr gefährliche, gegen das Leben des Königs gerichtete. Dieser jedoch wurde noch zur rechten Zeit gewarnt, die Verbundenen fielen in seine Gewalt, und die meisten derselben büßten ihr Verbrechen mit dem Tode. Nur Heinrich, der Urheber des Anschlags, rettete sich abermals durch die Flucht. Nachdem er eine Zeitlang unstät in seinem verlorenen Herzogtum Lothringen umhergeirrt, suchte er, der vielen Drangsal müde, von neuem die Gnade des schwerbeleidigten Bruders. In Begleitung einiger Bischöfe, die er um ihre Verwendung angesprochen hatte, kam er eines Tages unerwartet, mit bloßen Füßen, als ein Büßender, vor den König und warf sich vor ihm nieder. Dieser wollte zwar dem Gedemüthigten kein Leidens thun, ließ ihn jedoch nach der Pfalz Ingelheim bringen und dort, bis auf weitere Entschließung, bewachen. Bis zum Ende des Jahres 941 (an Ostern desselben hatte die Verschwörung ausbrechen sollen) saß Heinrich dort gefangen. Der König aber kam nach Frankfurt am Main, um hier das Weihnachtsfest zu begehen. Da gelang es jenem, zur Nachtzeit seiner Haft zu entfliehen. In der Frühe des Christfestes, vor Tagesanbruch, war König Otto im Dom zu Frankfurt beim Gottesdienste gegenwärtig, er hatte all seinen kostbaren Schmuck abgelegt und war mit einfachem Gewande bekleidet, um ihn ertönten die feierlichen Hymnen dieser heiligen Nacht. Da trat mit nackten Sohlen, des Winterfrostes unerachtet, der unglückliche Heinrich in die Kirche und warf sich vor dem Altare mit dem Angesicht auf die Erde. Fromme Gefühle kamen über den König, er war eingedenk des Festes, an welchem die Engel der Welt den

Frieden sangen, ihn erbarmte seines reumütigen Bruders, und er gewährte demselben volle Verzeihung. Einige Zeit nachher verlieh er ihm das Herzogtum Baiern, und fortan bestand unter den Brüdern die ungestörteste Eintracht. Ausdrücklich wird noch versichert, daß Ottos milde Gefinnungen gegen seinen straffälligen Bruder durch Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter Mathilde angeregt worden seien.

Ziehen wir nun aus diesen Berichten der Geschichtsbücher den Ursprung¹ für unsre Sage, so zeigt sich der historische Otto I. hier in demselben Verhältnisse zu seinem jüngern Bruder Heinrich, in welchem nach dem Gedichte der gleichnamige Kaiser zu seinem Stiefsohne Ernst steht. Beide, Heinrich und Ernst, müssen, nach vereiteter Unternehmung, vom Lande weichen. Auf seiner zweimaligen Landesflucht wurde Heinrich, wie der Annalist sagt, von vielen Mühsalen ermattet. Schon hier boten sich Anlässe dar, die Schicksale des heimatlos umherirrenden Fürstensonnes mit wunderbaren Abenteuern auszumalen, wie es beim Herzog Ernst geschehen ist. Die Ausöhnung wird durch die Fürsprache einer den beiden Gegnern gleich nahe gestellten königlichen Frau vermittelt; hier ist es die Königswitwe Mathilde, die Mutter der entzweiten Brüder, dort Adelheid, die Mutter Ernsts und Gemahlin Ottos. Heinrich erhielt von seinem versöhnten Bruder das Herzogtum Baiern. Als Herzog von Baiern ist auch Ernst dargestellt, und er empfängt nach der Begnadigung dieses Herzogtum zurück.

Am stärksten aber tritt die Ähnlichkeit in den besonderen Umständen der Versöhnungsszene hervor. Wie im Gedichte Herzog Ernst bei der Weihnachtsfeier im Münster zu Bamberg, wohin er vor Tagesanbruch in Pilgertracht heimlich gekommen, sich vor dem Kaiser niedertwirft, ebenso Heinrich als Büßender bei der gleichen Feier im Dome zu Frankfurt.

Die Nonne Roswitha zu Gandersheim², welche diesen Vorgang in ihrem lateinischen Gedichte von den Thaten der Ottonen³ am ausführlichsten beschreibt, hat zwar, nach ihrer Versicherung,

¹ Das Ergebnis.

² Hrotswitha (um 932—970), aus abligem Geschlecht, schrieb außer dem hier genannten Gedicht 6 lateinische Komödien legendenhaften Inhalts u. a.

³ Verfaßt 968.

selbst keine schriftliche Berichte vor sich gehabt und es ist darum möglich, daß sie dieses Ereignis bereits durch mündliche Überlieferung einigermaßen für die poetische Darstellung zugebildet fand. Aber immerhin stand sie den Begebnissen noch ziemlich nahe, sie schrieb für den Sohn, Otto II., die Geschichten des Vaters, Ottos I., und widmete das Werk ihrer Abtiffin Gerberg, der Tochter des begnadigten Heinrichs. Bei ihr nun finden wir schon jene Szene festgestellt, die sich lange nachher, in den Dichtungen vom Herzog Ernst, den Hauptzügen nach unverrückt erhalten hat. Dieselbe ist hier vorzüglich nur darin erweitert, daß die vermittelnde Mutter persönlich in sie eingetreten ist. Jenes: „auf Ermahnung und Vermittlung ihrer heiligen Mutter“, wie von Otto und Heinrich gesagt war, ist in der Sagedichtung vom Herzog Ernst zur lebendigen Gestalt geworden: die milde Fürsprecherin durfte nicht fehlen im Wilde der feierlichen Veröhnung.

So hat sich uns auf dieser ersten Stufe von den Hauptpersonen der Sage Kaiser Otto, dem Namen und der Sache nach, geschichtlich begründet. Auch das Verhältnis des Kaisers, hier zu Heinrich, dort zu Ernst, die Stellung der beiden Frauen, Mathilde und Adelheid, ist sich in allgemeinen Zügen ähnlich, und besonders auffallend ist die Zusammenstimmung in der Katastrophe.

Aber noch sind uns die Namen Adelheid statt Mathilde, Ernst statt Heinrich nicht gerechtfertigt, und andre Personen fehlen noch gänzlich.

Schreiten wir daher weiter in der Geschichte! Zweitens:

Otto I. und sein Sohn Liutolf.

Zehn Jahre nach Beilegung des Bruderkampfes war der Erwerb neuer Macht und erhöhten Glanzes für den König Otto zugleich der Anfang neuen und weitgreifenden Zwiespalts, der wieder von seinem Hause ausging. Adelheid, die junge Witwe des Königs Lothar von Italien, hatte, von ihren Verfolgern gedrängt, die Hilfe Ottos angerufen und ihm, der damals Witwer war, ihre Hand zugleich mit der Herrschaft über Italien anbieten lassen.

Otto folgte diesem Rufe, ward der Befreier Adelheids, nahm von dem lombardischen Reiche Besitz und kam im Frühjahr 952 mit seiner neuen Gemahlin nach Deutschland zurück. Die Königin Adelheid, eine Tochter des burgundischen Königs Rudolf II., mußte durch glänzende Schönheit, edle Eigenschaften und die wunderbaren Gesichte, durch die sie frühe schon gegangen war, aller Augen auf sich ziehen. Auch um ihr Haupt wob sich in der Folge der Heiligenschein.

Argwöhnisch sah aber zu dieser neuen Verbindung Liutolf, Herzog von Schwaben, der Sohn Ottos aus erster Ehe mit Editha, einer englischen Königstochter. Sein Vater hatte ihn bereits, mit Zustimmung der Reichsfürsten, zum Mitherrscher und Nachfolger ausrufen lassen. Durch die zärtliche Neigung, welche Otto seiner zweiten Gemahlin zuwandte, glaubte sich der damals zwanzigjährige Liutolf aus der Liebe des Vaters verdrängt, die er sonst im vollsten Maße genossen hatte. Er mochte selbst besorgen, daß er, als vor der Thronbesteigung Ottos geboren, in der Reichsnachfolge zurückstehen müsse, wenn diesem in zweiter Ehe Söhne geboren würden. Zunächst jedoch warf sich sein bitterster Groll auf seinen Vatersbruder Heinrich, denselben, der sich früher wiederholt empört, seit seiner letzten Begnadigung aber Ottos unbeschränktes Vertrauen und nun auch das der Königin erworben hatte. Zuvor schon waren Liutolf und Heinrich über die Grenzen ihrer Herzogtümer, Schwaben und Baiern, in Streit geraten. Jetzt, nachdem die Eifersucht immer heftiger entbraunt war, verband sich Liutolf mit dem gleichfalls unzufriedenen Sidam des Königs, Herzog Konrad von Lothringen, und dem Erzbischof Friedrich von Mainz, um gegen Heinrich loszubrechen und, wenn der König sich des letztern annähme, auch ihm die Spitze zu bieten. Vor den König nach Mainz beschieden, gaben zwar Liutolf und Konrad vor, daß ihre Rüstung nicht gegen ihn gerichtet sei, äußerten jedoch ohne Rückhalt ihr Vorhaben, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er zum Osterfest am königlichen Hoflager zu Ingelheim sich einfände. Nachdem sie, infolge ihrer Weigerung, auf dem Reichstage zu Friblar zu erscheinen, in die Reichsacht und ihrer Herzogtümer verlustig erklärt worden waren, brach im

Sommer 953 die offene Fehde aus. Im Verlaufe derselben bemächtigte sich Liutolf der festen Städte des Baiernherzogs, namentlich der Hauptstadt Regensburg, welche fortan der Mittelpunkt des Kampfes wurde und dreimal von seiten des Königs harte Belagerung erfuhr. Die Empörer scheuten sich nicht, selbst die wilden Scharen der Ungarn zu ihrer Hilfe nach Deutschland zu rufen. Zuletzt jedoch mußte Regensburg sich ergeben, und als die Heere sich an der Iller zu einer neuen, entscheidenden Schlacht gegenüberstanden, wurde ein Stillstand dahin vermittelt, daß Liutolf auf einem Reichstage zu Friklar sich stellen solle, um des königlichen Ausspruchs zu gewarten. Als nun in der Zwischenzeit, im Herbst 954, Otto zu Sonnenveld in Thüringen der Jagd oblag, erschien Liutolf, der ihm nachgezogen, barfuß und warf sich vor ihm nieder. Der Vater zuerst und dann alle Anwesenden wurden, wie der Annalist sagt, vom Flehen des reuigen Sohnes zu Thränen gerührt. Liutolf wurde begnadigt, das Herzogtum Schwaben jedoch erhielt er nicht zurück.

Auf gleiche Weise, wie in der früheren Verwicklung seinem meuterischen Bruder Heinrich, steht Kaiser Otto in dieser zweiten seinem widerspenstigen Sohne Liutolf gegenüber. An seiner Seite erscheint nun auch, wie im Gedichte, seine zweite Gemahlin Adelheid, deren Namen wir bisher noch vermißten. Aber die geschichtliche Adelheid ist Liutolfs Stiefmutter und, wenn auch unverschuldet, Gegenstand seines Grolles. Die Königin Adelheid der Sage dagegen ist Fürbitterin des Sohnes beim Stiefvater. In dieser sagenhaften Adelheid lebt offenbar die historische Mathilde fort, deren Thätigkeit in Vermittlung und Fürsprache uns bekannt ist; ein späterer, glänzender Frauenname hat die Stelle eines früheren eingenommenen. Liutolf ist von seinem Vater zum Reichsnachfolger bestimmt, und die Besorgnis, in dieser Nachfolge beeinträchtigt zu werden, reizt ihn auf; Ernst hatte von seinem Stiefvater, als er gleichfalls noch in dessen voller Liebe stand, dieselbe Bestimmung erhalten, was nur in seiner Identität mit Liutolf einen rechten Anhalt findet. Vorzüglich aber weist uns die Geschichte nunmehr auch den Verleumder und Zwietrachtstifter Heinrich, wie er im Liede lebt und mit eben diesem Namen nach. Dort heißt

er Pfalzgraf, hier ist er Herzog von Baiern, dort des Königs Neffe, hier sein jüngerer Bruder. Derselbe Heinrich, der in der ersten Geschichte der Aufrührerische und Geächtete war, also in der nämlichen Stellung, wie nachher Liutolf und im Gedichte Ernst sich befand, nimmt nun einen Standpunkt ein, auf welchen Sage und Geschichte in seinem Namen zusammentreffen. Der Baiernherzog Heinrich wird zwar nicht von dem gekränkten Liutolf erschlagen, wie der Pfalzgraf Heinrich des Gedichts vom Herzog Ernst bei dessen kühnem Eindringen in die Kaiserburg zu Speier. Aber das melden die Annalen, daß Liutolf und Konrad offen gedroht, den Herzog Heinrich zu greifen, wenn er sich zur Osterfeier zu Ingelheim, auch einer rheinischen Königspfalz, einfänden würde. Besonders noch stimmen des historischen Liutolfs und des sagenhaften Ernsts Krieg gegen den Kaiser darin überein, daß beidemale die belagerte Stadt Regensburg der Mittelpunkt des Kampfes ist. Liutolfs endliche Begnadigung geht nicht so feierlich in der Kirche vor wie bei Heinrich und Ernst, aber doch wirft auch er sich als Büßender, mit bloßen Füßen, vor dem beleidigten Vater und König nieder.

Wir haben hiernach in diesem zweiten historischen Ansätze den Namen Adelheid, einer weiteren Hauptperson des Gedichts, dann Namen und volle Gestalt des Zankstifters Heinrich, nebst der Belagerung Regensburgs, urkundlich aufgefunden. Kaiser Otto steht fortwährend an seiner Stelle, und der Sohn Liutolf entspricht dem Stiefsohne Ernst.

Es ließe sich, auf einer weiteren Sprosse der sächsischen Kaisergeschichte, in Otto II., dem Sohne und Nachfolger Ottos I., und in Heinrich von Baiern, dem gleichnamigen Sohne des bisher besprochenen Baiernherzogs, ähnliche Zerwürfnis und Versöhnung nachweisen, wie sie zwischen den Vätern stattgefunden. Doch mag hier die Bemerkung genügen, daß Begebenheiten und Verhältnisse, die sich so von Geschlecht zu Geschlecht, selbst unter gleichen Namen, geschichtlich wiederholten, auch in der Sage dasselbe Gepräge zu erhalten und aufzufrischen geeignet waren.

Notwendig aber zur Ergänzung des historischen Sagenbodens, auf welchem uns bisher noch die Namen des Haupthelden Ernst

und seines Freundes Werner fehlten, ist die folgende, dritte Geschichtstufe:

Konrad II. und sein Stiefsohn Ernst.

Ein andres Geschlecht deutscher Könige stieg herauf, das fränkische oder salische. An der Spitze desselben stand Konrad II. Fest und rastlos wirkte auch er darauf hin, die Macht seines Hauses und damit seine Herrschergewalt zu mehren und zu stärken. Er war vermählt mit Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, die als die ausgezeichnetste Frau ihrer Zeit gepriesen wird. Sie hatte aus erster Ehe einen Sohn, der gleich seinem Vater Ernst hieß und dessen Nachfolger im Herzogtum Schwaben war. Um die Erbfolge im Königreich Burgund entzweite sich der junge Fürst mit seinem mächtigen Stiefvater. Er griff zu den Waffen, aber bald in diesem ungleichen Kampfe von seinen Vasallen verlassen, mußte er sich unbedingt dem Kaiser ergeben und wurde von diesem auf dem Felschlosse Gibichenstein eingekerkert. Einzig Graf Werner von Riburg war ihm treu geblieben, verteidigte drei Monate lang seine Feste Riburg gegen den Kaiser und irrte, als solche nicht länger zu halten war, geächtet umher. Auf Fürsprache seiner Mutter Gisela wurde Ernst, nach zweijähriger Gefangenschaft, wieder freigelassen. Er sollte zuerst das Herzogtum Baiern erhalten, nachher aber in sein Herzogtum Schwaben wieder eingesetzt werden, jedoch unter der Bedingung, daß er schwöre, Werner, den Anstifter der Unruhen, wenn dieser sich in seinem Gebiete betreten ließe, festzunehmen und auszuliefern. Ernst aber wollte lieber auf das Herzogtum verzichten, als den Freund verraten. Ihn schreckte nicht, daß Reichsacht und Kirchenbann über ihn ausgesprochen wurde. Mit Werner und einigen andern begab er sich zuerst nach Frankreich, um bei dem Grafen Odo von Champagne, seinem Verwandten, Beistand zu finden. Als aber dieser Versuch vergeblich war, setzte er sich mit seinen Gefährten, in der Wildnis des Schwarzwaldes, auf die Burg Falkenstein, deren Trümmer noch in der Gegend von Wolfach zu sehen sind. Dort aufgesucht und gedrängt, fiel er in verzweiflungsvollem Kampfe gegen die Übermacht zugleich mit Werner und vielen der Seinigen. Dies ereignete sich im Jahr 1030.

Die Schicksale des Herzogs Ernst, die wechselseitig aufopfernde Treue der beiden Freunde und ihr gemeinsamer Tod, wie die Geschichte sie beurfundet, bieten dem Gemüte so viel Ergreifendes dar, daß man ihren frühzeitigen Übergang in Lied und Sage sich wohl erklären kann. Es ist auch nicht zu zweifeln, daß diese Geschichten ursprünglich selbständig gesagt und gesungen wurden. Aber derselbe Bildungstrieb, vermöge dessen sich in unfrem größeren epischen Cyklus so mannigfache Sagen und Sagenkreise zum umfassenderen Ganzen verbunden haben, äußerte auch hier noch seine Wirksamkeit und spielte die fränkisch-alemannische Sage mit der ottonischen, deren stufenweise Bildung bisher verfolgt wurde, zusammen. Der Anlaß und Hestpunkt dieser Verknüpfung lag darin, daß die Stellung Ernsts zu seinem Stiefvater Konrad und seiner Mutter Gisela in der Hauptsache die nämliche war, wie schon auf jener ersten Stufe die Stellung des sächsischen Heinrichs zu seinem königlichen Bruder Otto und seiner Mutter Mathilde. Aber die Verknüpfung ging nicht ohne bedeutende Einbuße von fränkisch-alemannischer Seite von statten. Die wahrhafte Geschichte des Herzogs Ernst steht offenbar größer da als die nunmehrige Sagendichtung. Die Geschichte bot zwei lebendige Hauptmomente dar, welche gewiß auch von Anfang im Volksgefang aufgefaßt waren: die wetteifernde Treue der beiden Freunde und die Stellung Giselas zwischen dem Gemahl und dem unglücklichen Sohne. Das erstere Moment, das großartige Beispiel der Freundestreue bis in den Tod, ist unverkennbar das dichterisch bedeutendere. Aber es ist der Sagenverknüpfung zum Opfer gebracht worden, und nur noch die Spur, wie es einst lebendiger in der Sage gewaltet, hat sich noch darin erhalten, daß im Gedichte Herzog Ernst und Graf Werner als unzertrennliche Gefährten im Kampf und auf der Irrfahrt erscheinen. Der ältere, ottonische Sagengrund blieb unvertilgt und behauptete das Übergewicht über den späteren Anwuchs. Jene ältere Sage schloß mit der Versöhnung, und so fiel die tragische Katastrophe der Ernstsage hinweg. Das Gemeinsame der beiden Sagen schlug in ihrer Verbindung vor, und dieses lag für die Ernstsage in dem zweiten Hauptmoment, in der Stellung Giselas zwischen Gemahl und

Sohn, deren Entsprechendes in der ottonischen Sage uns genügend bekannt ist. In den Namen Adelheid, der im Gedichte feststeht, trat, wie früher Mathilde, so nun Gisela ein. Die Mutterliebe, wie sie unermüdllich wach und thätig ist, dem bedrängten Sohne sein hartes Schicksal zu lindern und die Versöhnung des unseligen Zwiespalts herbeizuführen, und wie sie zuletzt, nach manchem bitteren Jahre, freudig gerührt, ihr Friedenswerk zum Ziele gebracht sieht, diese fromme Mutterliebe ist auch wirklich im Gedicht vom Herzog Ernst mit vieler Innigkeit aufgefaßt und durchgeführt, und eben hierin setze ich hauptsächlich dessen poetischen Gehalt. Nicht bloß der Sturm der Leidenschaften, das Toben der Kämpfe, ist aus jenen Jahrhunderten zu uns durchgedrungen, sondern in der liebenden Mutter auch das milde Gemüt, der sanfte Friedenshauch. Indem die ursprüngliche Ernstsage sich nunmehr auf das zweite Moment beschränkte, bricht sie, mit den Berichten der Annalisten verglichen, schon beim Jahre 1024, sechs Jahre vor Ernsts Tode, ab, da nämlich, wie er, nach seiner ersten Auslehnung gedemüthigt, dem Stiefvater nach Augsburg folgt und hier durch die Zwischenkunft der Mutter mit ihm ausgesöhnt wird. Dies, glaube ich, ist auch der Punkt, auf welchem die Ernstsage mit der ottonischen, mit den ähnlichen Versöhnungsszenen in dieser, sich berührte und zusammenschmolz, dabei aber ihren tragischen Schluß hinter sich ließ¹.

Sehen wir von dem ab, was auf solche Weise verloren ging, so ist gleichwohl nicht zu mißkennen, daß in jener Gruppe, von der wir ausgingen, und die wir nun aus so mannigfachen Entwicklungen herangebildet fanden, noch immer ein tüchtiges deutsches Geschichtsbild vor uns steht. In den Hallen des alten Doms, wo die Priesterschaft Weihnachtshymnen anstimmt, ragt, in einfachem Gewande, des ernstesten, strengen Kaisers hohe Gestalt, vor ihm, am Altar, wirft sich ein Mann in Pilgertracht nieder, in Kämpfen und Mühen früh gealtert und fast unkenntlich geworden, an dessen Seite steht, die Hand am Schwert, der treue Genosse seiner Drangsale, auch jetzt bereit, jede Wendung der

¹ Der mittelhochdeutschen Ausdrucksweise entlehnte Wendung für: zurückließ.

Dinge mit ihm zu tragen und durchzukämpfen, die Mutter aber beugt sich herein, die fürbittenden Hände gefaltet. Auch die Fürsten des Reiches, im Halbkreis umher, zeigen ihre vermittelnde Teilnahme, und erwartungsvoll drängt sich die Volksgemeinde, die einst von dieser Geschichte sagen wird. Den Verräter aber, den Anstifter des Unheils, und seinen blutigen Tod deckt längst der breite Grabstein am Boden der Kirche.

Gerade, daß der Kaiser zugleich Otto und Konrad, Ahn und Urenkel ist, der knieende Pilger Heinrich, Liutolf und Ernst, die fürbittende Frau Mathilde, Adelheid, Gisela, daß in den stehen gebliebenen Namen verschiedene geschichtliche Epochen sich kreuzen, daß der Verräter Heinrich der sächsischen, der treue Werner der fränkischen Kaisergeschichte angehört, eben damit ist das Geschichtsbild ein ideales, es stellt den Geist und Charakter einer langen, vielbewegten Zeitperiode dar.

Der geschichtliche und früher im Volksgefange gefeierte Ernst hat allerdings in der Sage, in welcher sich so viele Zeitereignisse aufgerollt, an seiner sittlich-tragischen Erscheinung verloren, aber doch war die Nachwirkung derselben so mächtig, daß er der otto-nischen Sage, indem sie ihn und seinen Freund in sich aufnahm, seinen Namen aufdrückte, daß solche nun als die Sage vom Herzog Ernst fortlebt.

Ernst verehrt am Ziele seines Irrsals dem Kaiser den leuchtenden Edelstein, den er bei der Fahrt durch den hohlen Berg aus dem Felsen geschlagen und der, fortan ein Kleinod in der Reichskrone, als der einzige seiner Art, der Waise genannt wird. Diesem Steine legt das lateinische Gedicht die wunderbare Eigenschaft bei, daß er, auf der rechten Scheitel sitzend, das Bild des römischen Reiches zurückwerfe. So befestigt doch am Ende noch Ernst in der alten Reichskrone den weltspiegelnden Kristall der Poesie, in welchem all jene weiten Räume deutscher Geschichte sich abstrahlen.

Es ist versucht worden, die historische Begründung der Ernstsage noch in ein drittes Kaisergeschlecht, das schwäbische, fortzusetzen. Man hat in Ernsts verwegener Gewaltthat, wie er seinen boshaften Neider, den Pfalzgrafen Heinrich, zu Speier in der

Kammer des Kaisers auffucht und erschlägt, wie der Kaiser selbst nur durch schnelle Flucht dem Schwerte des Zürnenden entrinnt, eine poetische Nachbildung des Königsmordes¹ gemutmaßt, welchen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach an dem Hohenstaufen Philipp verübte, indem er auf ähnliche Weise in Philipps Gemach auf der Altenburg bei Bamberg eindrang. Die Vergleichung dessen, was hiervon die Jahrbücher melden, mit den Umständen der That in der Sage zeigt wirklich auffallende Übereinstimmung, während in sächsischer und fränkischer Kaisergeschichte außer den Drohungen Luitolfs gegen Heinrich nichts dergleichen vorkommt. Allein da der Vorgang zu Speier bereits in den Überresten einer poetischen Darstellung der Ernstsage erzählt ist, welche nach Vers und Sprache unzweifelhaft noch dem zwölften Jahrhundert angehört, die Ermordung Philipps aber in das Jahr 1208 fällt, so muß jene Beziehung notwendig aufgegeben werden. Dagegen bieten sich in karolingischen Sagen, die ihre Ausbildung im nordfranzösischen Epos erhielten, entsprechende Züge von Vasallenfrevel dar, und geschichtlich finden wir schon unter Ludwig dem Deutschen zweier Großen des fränkischen Reiches, eines Grafen Ernst und eines Grafen Werner, gedacht, welche als Meuterer, der erstere im Jahr 861, der andre im Jahr 866, ihrer Würden entsetzt wurden. Hierin liegen zwar Andeutungen, nach welchen die Ernstsage gegen eine frühere Zeit, als die der Ottone, bei der wir begonnen, sich erschlosse. Für eine bestimmtere Nachweisung aber sind die Meldungen der Annalen von den Grafen Ernst und Werner des neunten Jahrhunderts allzu summarisch abgefaßt.

Den vermuteten Einfluß der That Ottos von Wittelsbach auf die Gestaltung unsrer Sage mußten wir aus chronologischem Grunde ablehnen. Zulässiger scheint es, umgekehrt, einen Einfluß der Sage auf die That anzunehmen. Jener Graf Berthold von Andechs, der sich im Jahr 1188 das deutsche Büchlein vom Herzog Ernst zur Abschrift erbat, war der Vater des Markgrafen Heinrichs von Istrien, der als Anstifter der vom Wittelsbacher verübten Frevelthat betrachtet und deshalb geächtet wurde, sowie

¹ Den Uhlant 1819 zu dramatisieren versuchte.

des gleichfalls in diese Sache verwickelten Bischofs Egbert von Bamberg. War nun das Gedicht, in der Jugend dieser Brüder, im Hause Andechs vorhanden, so ist auch die Möglichkeit gegeben, daß eine damals so beliebte Fabel dem Markgrafen Heinrich und seinem Mitverschworenen, Otto von Wittelsbach, zum aufregenden Vorbild diente, nach welchem sie den eigenen kocken Anschlag faßten. Dies angenommen, hätte derjenige Bestandteil der Sage, der in der fernsten Vergangenheit zu wurzeln scheint, auch am weitesten hinaus noch das schwäbische Kaiserhaus ergriffen, aber nicht zu poetischer Gestaltung, sondern rückwirkend auf die Geschichte. Der Sagenheld Ernst erschlägt den leibhaftigen Kaiser Philipp.

Die Zeit der Hohenstaufen ist unstreitig diejenige Periode des deutschen Mittelalters, welche die reichste und mannigfaltigste Fülle dichterischer Denkmäler aufzuweisen hat. Überaus dürftig und farblos erscheint hiegegen, was die Litterargeschichte aus den Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser zu verzeichnen weiß. Anders jedoch stellt sich die Sache, wenn wir im Reichtum der späteren Zeit auch das Erbe der früheren zu erkennen, wenn wir auch den leiseren Spuren und Klängen des nichtlitterarischen Altertums nachzugehen bemüht sind. Dann wird sich zeigen, daß dem ritterlichen Minnesang, der sich vom Ende des zwölften Jahrhunderts an so üppig und kunstreich entfaltete, ein einfacher, aber frischerer Volksgesang vorausgegangen sein muß, daß die deutsche Heldensage, die unter den Hohenstaufen in größere Dichtwerke aufgefaßt wurde, notwendig erst durch die vorherigen Perioden hindurchgeschritten ist und in diesen ihrem ursprünglichen Wesen noch näher kam. So trägt denn auch unsere Ernstsage in sich die Gewähr, daß sie, wenngleich die vorliegenden Bearbeitungen kaum noch ins zwölfte Jahrhundert hinausgehen, doch ihrem inneren Wachstum nach aus viel älteren Zeiten her stammt. Ja sie gibt den Beweis, daß in dieser älteren Periode mehr noch als in der hohenstaufischen die bildnerische Triebkraft im deutschen Volke thätig war, welche die Geschichten der eigenen Zeit zum Epos gestaltet. Wer es unternähme, der Sage vom Herzog Ernst die sonstigen Spuren sagenhafter Überlieferung, be-

sonders aus den Tagen Ottos I., anzureihen, dem möcht' es gelingen, jene scheinbar öden Strecken der deutschen Litteraturgeschichte in poetischem Anbau ergrünen zu lassen. Gerade diese dunkleren und anscheinend undankbaren Zeiträume gewähren der geschichtlichen Forschung einen höheren Reiz als diejenigen, welche schon licht und fruchtbar zu Tage liegen; denn bei den ersten muß sie selbstthätiger, auf eine dem dichterischen Schaffen verwandte Weise, in Wirksamkeit treten.



Briefe.

An Leo von Sedendorff¹ zu Regensburg.

Tübingen, Ende 1806.

Ihr Brief vom 18. Okt. (erhalten d. 10. Nov.) öffnete mir die angenehme Aussicht, mit Ihnen in nähere Bekanntschaft und litterarische Verbindung treten zu können, ließ mich aber beinahe besorgen, daß Sie mehr von mir erwarten, als ich zu leisten vermag. So sehr mir nämlich das Studium der altdeutschen Poesie am Herzen liegt (und am Herzen lag zu einer Zeit, da die Bemühungen der Neueren noch nicht öffentlich oder mir wenigstens noch nicht bekannt waren²), so sehr ich wünsche, mich in Verhältnisse versetzt zu sehen, wo auch ich zur Wiederbelebung unserer poetischen Vorzeit mein Geringes beitragen könnte — so wenig sah ich mich bisher im Stande, in diesem Fache zu wirken. In einem Alter von noch nicht vollen 20 Jahren und bei einer ganz entgegengesetzten Bestimmung ist es mir wohl schon an sich nicht möglich, große litterarische Umsicht erlangt zu haben. Dazu kommt, daß mir keine ansehnliche Bibliothek offen steht, aus der ich verborgene Schätze hervorziehen, oder auch nur mich mit dem schon Vorhandenen vertraut machen könnte³.

Vorerst also hab' ich weder etwas Bedeutendes in Händen, noch zeigt sich mir Gelegenheit zu einer bestimmten Richtung meiner Neigung für die altdeutsche Poesie überhaupt. Mit Vergnügen aber würd' ich alles ergreifen, was Zufall oder Unter-

¹ Der Dichter Franz Karl Leopold, Freiherr von Sedendorff (1775–1809), begeisterter Förderer der romantischen Litteraturbestrebungen (vgl. Bb. I, S. 111, Anm. 5), gab 1807 und 1808 einen „Musen Almanach“ heraus. Uhland, brieflich mit ihm bekannt geworden, hatte ihm dazu im Herbst 1806 Gedichte von sich und Justinus Kerner gesandt.

² Uhlands Beschäftigung mit der altdeutschen Litteratur reicht bis ins Jahr 1801 zurück (s. Bb. I, Allg. Einl., S. 12).

³ Die ihm zur Benutzung offen stehende Tübinger Universitätsbibliothek ward erst später ansehnlich bereichert.

stüßung eines Freundes mir zuführen sollte. Mitteilung eines Gegenstandes, an dem ich meine Kräfte auf angemessene Art üben könnte, oder auch nur Anweisung, wo ein solcher zu finden wäre, sind mir daher immer willkommen.

Da jedoch zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht produktiven Arbeit eine Stimmung erforderlich ist, welche die launische Stunde nach Willkür gibt oder versagt, so kann ich für mich selbst nicht Bürge sein, wiefern mir die Ausführung dieser oder jener Arbeit möglich wäre, abgesehen davon, daß auch die Zeit, die ich auf diese Studien verwenden kann, sehr beschränkt ist. Der einzige Versuch, den ich in diesem Fache gemacht habe, sind die Bruchstücke aus dem Heldenbuche¹. Vielleicht würde ich mehrere auf diese Art bearbeitet haben, wenn mir nicht bekannt wäre, daß man neuerlich ein älteres und echtes Heldenbuch² aufgefunden haben will. Da ich nicht Gelegenheit habe, den dahin gehörigen Aufsatz von Docen³ zu lesen, so würde mir einige Belehrung über diesen Gegenstand sehr erwünscht sein. Hat man wohl alle Teile des Heldenbuches in einer älteren Gestalt aufgefunden? welche Sprache und welche Versart hat das ältere Heldenbuch? etwa die des Nibelungenliedes? Tied⁴ soll während seines Aufenthaltes in Rom wichtige Entdeckungen im Felde der altdeutschen Poesie gemacht haben⁵.

Noch red' ich von einem Gegenstand, der unsrem beiderseitigen Interesse nicht fremd sein möchte. Der deutsche Dichter, dem es um die wahre, in rüstigem Leben erscheinende Poesie zu thun ist, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie (nicht in dem Sinne, in welchem man die nordische Götterlehre der Edda⁶ bei uns geltend machen wollte⁶), er findet

¹ S. Bd. I, S. 333 ff.

² Gemeint ist das von Kaspar von der Hoen um 1470 zusammengestellte, das erst v. d. Hagen 1811 herausgab.

³ Bernhard Johann Docen (1782—1828), einer der ältesten wirklichen Germanisten, Bibliothekar in München. Die hier gemeinte Abhandlung ist in seinen „Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur“ (1807) enthalten.

⁴ Ludwig Tied (1773—1853) war 1804—1806 in Rom gewesen, besonders um die ältern deutschen Handschriften in der vatikanischen Bibliothek zu studieren.

⁵ Vgl. S. 351, Anmerkung 1.

⁶ In den phrasen- und nebelhaften „Barbieten“ der kritiklosen Nachahmer von Klopstocks Hermann-Dramen, eines Denis, Gerstenberg, Kretschmann u. a.

so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objektiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen. Die griechischen Dramatiker hatten vor sich ihre Epiker¹, Shakespeare eine reiche Menge alter Lieder² und romantischer Erzählungen; auch wir Deutsche stehen auf dem Punkte der dramatischen Kraft und suchen eine Vorwelt epischer Dichtungen.

Wir haben zwar einige Volksromane (obgleich wenige der bekannteren ursprünglich deutsche sein mögen³), ihre Anzahl ist aber so gering, daß die brauchbareren meist schon von Tieck⁴ und anderen⁵ bearbeitet sind. Leider liegt zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah, und sie der Vergessenheit überließ oder gar gewaltsam in dieselbe hinabstieß. Um so ernster sollte man in unsern Tagen darauf denken, zu retten, was noch zu retten ist. Aber nicht bloß ursprünglich deutsche, auch die Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde⁶, des Grals⁷, Karls des Großen⁸ u. s. w., sowie die altnordischen Erzählungen verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Geist des gotischen Rittertums⁹ hatte sich über die meisten Völker Europas ausgebreitet. Auch gehört manches hierher, was in deutschen und lateinischen Chroniken treuherzig als Geschichte erzählt wird und oft auch wirklich Geschichte ist oder doch eine historische Grundlage hat. Denn auch die Geschichte der alten Zeiten trägt einen romantischen Schein. Zwar zeigten sich in unsern Tagen mehrere Bearbeiter von Volks-

¹ Aeschylus, Sophokles, Euripides u. s. w. gingen im wesentlichen auf Homer und seine Schüler zurück.

² Auf sie hatte die Auswahl in Herbers „Volksliedern“ Umland hingewiesen.

³ Fast alle sind romanischen Ursprungs, viele aus dem Französischen übersetzt.

⁴ In seinen „Volksmärchen“ (1797), „Romantischen Dichtungen“ (1799—1800) u. s. w.

⁵ Da Büschings und v. d. Hagens „Buch der Liebe“ erst 1809 erschien, ist hier besonders an Reichards „Bibliothek der Romane“ (1782—94), vielleicht auch schon an J. Görres' „Die deutschen Volksbücher“ (1807) zu denken.

⁶ Am Hofe des britischen Königs Artus.

⁷ Vgl. S. 349, Anm. 2.

⁸ Seinen zwölf Palabinen.

⁹ Dessen Hauptvertreter Theoderich der Große (Dietrich von Bern) war.

märchen¹, es wurden wohl auch diejenigen solcher Kunden, welche sich durch bessere Darstellung empfehlen, aus alten Schriften herausgegeben², allein könnte nicht noch mehr geschehen? Sollte nicht der Litterator, dem ein reicher Vorrat alter Schriften zu Gebote steht, und der nicht selbst die Absicht hat, Kunden dieser Art poetisch zu bearbeiten, solche wenigstens, wo er sie antrifft, sammeln und den Dichtern seines Volkes anbieten? sollt' er es nicht thun, wenn auch diese Kunden, wie er sie in alten Büchern findet, keinen künstlerischen Wert haben, aber doch aus den Schladen ein körniges Gold blicken lassen, das der Künstler bearbeiten könnte? Eine plane, den alten Büchern getreue oder noch lieber wörtlich daraus genommene Erzählung würde zu diesem Zwecke hinreichen, wenige Mühe kosten und für manchen von großem Werte sein.

Auch mir wäre es sehr wichtig, wenn ich solche Kunden zu Gesichte bekommen oder Andeutungen erhalten könnte, in welchen alten oder neuen Büchern derlei zu finden sind.

(Die „Bibliothek des Romantisch-Wunderbaren“³, wovon ich 2 Teile in Händen hatte, mag zum Teil diesen Zweck haben, schien mir aber, obwohl auch dies verdienstlich ist, mehr nur romantische Bilder als größeren gediegenen Stoff zu geben.) Gibt es eine Volksbibliothek oder Bibliothek von Volksromanen, und ist solche gehaltreich?

Überhaupt nehmen viele, besonders das gewöhnliche Lesepublikum zu wenig Rücksicht darauf, daß man bei Wiederausgrabung der verschütteten Vorwelt auch das hereinzuziehen habe, das zwar für sich ohne großen Wert ist, aber doch als Stück in der großen Ruine seinen Platz ausfüllt. So sind z. B. in dem wertigen Buche: „Des Knaben Wunderhorn“⁴ auch sehr mittelmäßige oder unvollständige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und solche einzelne Stücke lesen, rufen aus:

¹ Gedacht ist z. B. an Friedrich Schlegels Erneuerung von „Lothar und Malter“ (1805).

² Namentlich in dem 1776 von H. Ch. Boie gegründeten „Deutschen Museum“.

³ Christian August Vulpius' (1762—1827) „Bibliothek des romantisch Wunderbaren“, Leipzig, bei Steinacker, ohne Jahr (Bd. I 1805)

⁴ Die bekannte Sammlung „alter deutscher Lieder“ von Arnim und Brentano (1806/7).

„Was soll das?“ Dem aber, der in den ganzen Cyklus der altdeutschen Poesie eingeweicht sein möchte, werden auch diese geringeren Reste nicht gleichgültig sein, sie werden ihm zur Erklärung des Kostbareren und in Hinsicht auf das Ganze manchen Nutzen versprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!

Wenn dieser Brief etwas lang geworden ist, so haben Sie es Ihren eigenen Einladungen und der Berührung eines Stoffes, der mir so nahe liegt, zuzuschreiben.

Meine Adresse ist:

Ludwig Uhland zu Tübingen.



An Külle¹ in Paris.

Tübingen, 26. Januar 1807.

Gerade als ich darauf dachte, meine Briestaube an Sie abzufertigen, kam der Ihrige mit einem willkommenen Geschenk bei mir an. Ich sage Ihnen zum voraus, mein Brief ist sehr unpoetisch, obgleich ich anfangs den Plan zu einem Schreiben voll Gemüths entworfen hatte. Vielleicht ein andermal besser. Was Sie von Ihrer Ansicht der Antiken sagen, stimmt mit der überein, die ich von den griechischen Gedichten habe. Die Romantik und das Drama schlägt bei mir überall dem antiken Epos vor, denn als solches betrachte ich auch die antike Komödie. Schön ist es, daß Ihr Brief meinen werdenden schon in einigen Punkten beantwortete. So wollte ich Sie beschwören bei dem heiligen Mutternamen Deutschlands, gehen Sie, wann Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altdeutscher Poesie! Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht; wohlaufl, ihr männlichen Ritter, löset den Zauber! sie werden heißatmend die Locken zurückwerfen, aufschlagen die blauen, träumenden Augen. Allein sehen Sie nicht ausschließlich auf deutsche Altertümer, achten Sie auf die romantische

¹ Christoph Friedrich Karl (von) Külle (1781—1848), Studienfreund Uhlands, 1806—1807 Legationssekretär der württembergischen Gesandtschaft in Paris, später Gesandter in Rom und Mitgründer der „Deutschen Vierteljahrsschrift“

Vorwelt Frankreichs! Ein Geist des Rittertums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine schöne Kunde, Legende u. s. w. finden, lassen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja so großen Mangel an poetischem Stoff, an Mythen. Tiedt soll bei Brentano¹ gewesen sein und ihm gesagt haben, daß er in Rom ein herrliches altdeutsches Gedicht gefunden und abschreiben lassen, das nur mit der Ilias zu vergleichen sei².

Secundorff hat uns eingeladen, bei seinen Lieblingsstudien mitzuwirken; sollte er uns geneigt finden, so würde er uns tiefer in seine Pläne einweihen. Wir antworteten vor einiger Zeit³, daß wir keine privatisierende Gelehrte, sondern Studenten seien und uns keine litterarische Borräte zu Gebote stehen, daß es mich aber freuen würde, wenn er mir Gegenstände mittheilen möchte, an denen ich meine Kräfte auf angenehme und freie Weise üben könnte. Die Antwort ist noch nicht angelangt. — Das „Morgenblatt“⁴, davon täglich, außer Sonntags, ein Blatt herauskommt, veranlaßte Kerner, ein Sonntagsblatt zu veranstalten, nämlich ein geschriebenes⁵. Ein Stück ist bereits erschienen. Man gibt unvollendete Gedichte, Entwürfe u. s. w. einem Zirkel vertrauter Freunde zum besten. Wahrscheinlich wird es aber nur bis zum Frühjahr währen. Senden Sie auch dazu wenigstens litterarische und andere Notizen. Es soll aber der Vertraulichkeit unseres Briefwechsels durchaus nicht schaden. Ich werde gewiß zu unterscheiden wissen, was andere lesen dürfen oder nicht. Ein anderes Mal, wenn mein Gemüt ruhiger und gefaßter ist als jetzt, will ich es Ihnen mehr eröffnen. Mein poetisches Leben ist jetzt ein Umherschweifen von einem Entwurfe zum andern. Dringend fühle ich dabei den Mangel an Stoff zu poetischer Bearbeitung.

Ich kann mir kein größeres Glück denken, als nach wohl entworfenem Plane, in einer sich selbst gegebenen Grenze, aus dem unendlichen Gebiete des Schönen und Großen, der inneren und der äußeren Welt, Gestalten aller Art wie in einem Zauberkreis

¹ Klemens Brentano (1778—1842), der bekannte Romantiker.

² Was für ein Gedicht Tiedt, der die altdeutschen Handschriften des Vatikans durchsah, hiermit meinte, ist nicht festzustellen.

³ Vgl. den vorhergehenden Brief.

⁴ Das von Cotta 1806 gegründete „Morgenblatt für gebildete Leser (Stände)“.

⁵ Vgl. Bd. I, S. 426 und 462; dazu Ulg. Einl., S. 18.

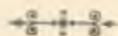
herborzurufen. Ein Drama, ein Roman, welches Entzücken muß es sein, so was vollendet vor sich zu sehen, ein höheres Leben, ein gestaltendes Gemüt! Festgegründet und ins Unendliche deutend! Geben Sie mir Kunde von Ihrem poetischen Wirken! Sammeln Sie Ihre Strahlen zum Größeren!

Vielleicht verschlingt uns der Abgrund, vielleicht siegen wir? Doch es ist gar zu arg! Leben Sie wohl, mit deutscher Freundschaft Ihr

L. U.

Nachschrift. Kennen Sie die Schriften eines Grafen Tressan¹? Sind Ihnen sonst keine Bücher bekannt, worin alte romantische Sagen, eine poetische Vorwelt für dramatische Verarbeitung vorliegen? Schreiben Sie mir bald wieder. Werfen Sie Strahlen in mein düsteres Gemüt.

Gonz² liest diesen Winter Theorie der Dichtkunst. Er sagt viel Gutes. Das nächste Mal schicke ich Ihnen vielleicht einige Produkte von mir.



An Karl Mayer.

Mittwoch, den 21. Oktober 1807.

Der heitere Himmel, besonders zu ungewöhnlicher Zeit, ist eine Einladung zum Genuße. Man glaubt, wie an einem Feiertage, irgend etwas Erfreuliches vornehmen zu müssen. So möcht' es auch mir gehen, wüßt' ich nicht zu wohl, daß ich erst kürzlich mein Gutes genossen. Ein einsamer Spaziergang auf und unter den Bergen, wo noch hin und wieder eine verspätete Thyas³ des abgezogenen Weingottes jubelt, dies ist meine Feier der schönen Herbsttage. Auf solchen Spaziergängen laß' ich meine Gedanken so an diesem und jenem Gegenstand herumshlenderen. Was dabei herauskommt, magst Du etwa aus folgendem erschen:

¹ Louis Elisabeth de La Sergne, Graf von Tressan (1705—83), französischer Schriftsteller, Verfasser einer Übersetzung des „Orlando furioso“ und Herausgeber eines „Corps d'extraits de romans de chevalerie“ (1782).

² Karl Philipp Konz (1762—1827), seit 1804 Professor der Philologie, seit 1812 der Verehrsamkeit in Elbingen, ein Gönner Uhlands.

³ Mänade, Bacchantin.

Es ist doch wunderbar, daß Mutter Natur nach so vieler Arbeit, nach so reichlich gespendetem Segen von neuem so heiter und blühend erscheint wie ein junges Weib nach dem ersten Wochenbette. Oder denkt sie vielleicht schon des künftigen Frühlings und verschönert sich unter diesem Gedanken? Kein Wunder, daß auch mir, einem treuen Sohne der Natur, Frühlingsphantasien aufsteigen. Und da für mich dem Worte „Frühling“ das Wort „Abschied“ so nahe liegt, so kommt dabei eine eigene Verbindung heraus: Abschied im Frühling. Fürwahr, es ließe sich viel hierüber sagen, über den Abschied im Frühling von einer vertrauten Gegend, von geliebten Menschen¹.

Denke Dich einmal recht lebhaft in jene ersten Frühlingstage, wo die Natur, wie ein schlummerndes Kind gegen die Zeit des Erwachens, unruhig zu werden beginnt, die Schneedecke von sich drängt, das frische Gesicht enthüllt, warmen Odem anschaucht, im Traume zu reden anhebt in Ansel- und Lerchentönen; jene ersten Frühlingstage — oder nicht Tage, denn nur erst wenige goldene Stunden des Tages erscheint der Frühling, wie der zunehmende Mond anfänglich nur wenige der Nacht. Und dann kehren wir zurück in die winterliche Abendstube und erzählen uns beim Kamin, daß wir den Frühling gesehen, wie man sich im treuen Dörfchen vom vorübergefahrenen Fürsten erzählt; und wir möchten alles für einen Traum halten, wenn uns nicht ein mitgebrachtes Weilchen überzeugte, daß wirklich der liebe Frühling dagewesen.

In jenen lieblichen Stunden nun geh' ich hinaus auf den Berg, wo die Bäume knospen und die Kinder Weilchen suchen. Der Schäfer bläst die Schalmeie, die ihm sonst nur die Langleweile scheuchen soll, aber heute will er all' seine Frühlingslust, seine Schäferpoesie austönen. Dort aus dem Thore des alten Schlosses hör' ich schäferndes Gelächter; da kommen unsre Mädchen, so recht morgenfrisch, und doch noch vorsichtig zum Teil in den Winteranzug geblättert, wie halboffene Rosenknospen. Und alles grüßt sich so ungewohnt herzlich, wie Lands-

¹ Im Herbst 1807 hatten die letzten Mitglieder von Uhlans's studentischem Kreis Tübingen verlassen.

leute sich in der Fremde grüßen, denn die freie Natur ist uns neu und zur Fremde geworden, in der wir fröhlich uns wiedersehen.

Wie nun so diese und jene holde Erscheinung vorübergeht, lehn' ich an einem Baum und denke dazwischen hin an den Abschied, den ich bald von allem diesem Frühling nehmen soll.

Wer frühe der Natur, als seiner Vertrauten, sich angeschlossen, wen noch nicht mannigfache Zerstreuungen ihrem sanften Umgang entfremdet, dem wird der Wechsel der Jahreszeiten nicht ohne Einfluß auf die Bewegungen des thätigen Lebens sein. Die Gefühle, so die erwachende oder entschlummernde Natur seiner stillen Seele gibt, er wird sie ins Leben hinübertragen, und die Menschen, an die er seine Empfindungen knüpft, werden zu verschiedenen Jahreszeiten in einer verschiedenen, hellern oder trüberen Beleuchtung an ihm vorübergehn. Aber wirklich ändern auch die wechselnden Jahreszeiten manches in den menschlichen Verhältnissen. Das Mädchen, das Du des Winters bei Tage nur verhüllt über die Straße fliehen siehst, bei Nacht im dumpfen Tanzsaal nur unter beengenden Umgebungen findest: im heitern freien Sommer wird sie Dir unter tausend angenehmen Verwandlungen begegnen¹. Im Garten bietet sie als Flora Dir Blumen, im Walde wandelt sie als Dryas, am Quelle ruht sie als Naja, auf dem Berge steht sie als Dreas. Dein erschnutes Glück ist nimmer in die grauen Mauern geferkert; über die ganze Gegend hat sich ein magischer Duf, ein farbiger Abendhimmel ergossen, woraus immer und überall die teure Feenkönigin hervortreten kann.

Und so soll ich denn alles keimen und knospen, nichts entfaltet sehn! Wie werden sie sich freuen und lieben in diesen Gärten, unter diesen Bäumen — und ich bin ferne! Ach! und vielleicht würde dieser Frühling, dieser Sommer mir manches erfüllen, worauf ich und andere vergebens geharrt, vielleicht wären diese Bäumchen meiner Hoffnung jetzt erwachsen, um die ersten Früchte zu tragen. Dieses keimenden Frühlings Wild, wie es hier vor mir liegt, ich fass' es auf in den warmen, liebenden Busen, und trag' es mit mir und lass' es an der Sonne der Dichtung aufblühn zum ätherischen Wundergarten, und glaube dann, daß

¹ Vgl. Uhlands „Bauernregel“ (Bd. I, S. 30).

jener zurückgelassene Frühling gerade so oder noch schöner feie als mein phantastischer, und sehne mich nach der heimatlichen Flur mit jener unendlichen Sehnsucht, die keine Gegenwart stillt.

Wohl wahr! ich gehe fremden Ländern, andern Frühlingen, neuen Hoffnungen entgegen; aber hier sind Bande zerrissen, dort noch nicht wieder andere angeknüpft. Dort fremdet selbst die Natur mich an; schauernd tret' ich in den Wald, so frisch er grünnet, zweifelnd wag' ich mich in den Fluß, so hell er schimmert. Und dann hat es seinen einzigen Reiz, seine vertraute Welt, Natur und Menschen, in einer neuen Gestalt vor sich aufblühen zu sehen. Daher freut man sich auch beim Gedanken an das künftige Leben nicht so sehr auf die neuen glänzenden Erscheinungen, als auf das Wiedersehen der verklärten Geliebten.

Endlich die Abschiede! Schon jeder Abschied an sich ist ja ein Abschied im Frühling. Da öffnen sich die Herzen und zeigen uns die verborgenen Liebeskeime, die uns noch mit ihrer Blüte hätten erfreuen sollen. Man will alle veräumte Liebe noch so viel möglich auf einmal hereinholen, man bietet dem scheidenden Freunde einen vollen Becher Liebe noch aufs Pferd. So steht in der Abschiedsstunde der Sonne die Welt am glänzendsten. Ja, vielleicht gewährt Dir ein schüchternes Mädchen in der hehren Stunde des Abschieds, wo alle Ziererei wegfällt — denn sie darf auch nicht fürchten, in der nächsten prosaischen Stunde Dich wiederzusehn und zu erröthen — gewährt Dir den ersten, den letzten glühenden Kuß.

Ach! und siehe, wer wandelt dort herbei? Sie, der ich nur selten traulich mich nahen durfte¹, aber, wie all' die freundlichen Richter den Himmel verklären, so war sie der Glanz meiner Jugendtage: des Morgens Morgenstern, des Abends Abendröte. Ein Kuß von ihr, ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt fürs Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und gilt solch ein Kuß nicht auch ein Leben?

Dein L. U.



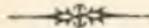
¹ Gemeint ist wahrscheinlich die 1807 verstorbene Wilhelmine Gmelin (s. Bb. I, S. 103, Anm. 1, und das Gedicht S. 351).

An Uhlands Kousine Wilhelmine.¹

Paris, d. 29. Juni 1810.

Liebes Wilmele!

Die wenigen Zeilen, die ich Dir diesmal schreiben kann, sind nicht bestimmt, Dir etwas über Paris zu schreiben, sondern bloß, Dich an mich zu erinnern, wenn Du mich etwa vergessen hast. Auch wünschte ich von Dir Nachrichten nicht nur über Dich, sondern über die ganze Tübinger schöne Welt zu erhalten. A propos! H. Prof. Gmelin² hat wohl bei allen Tübinger Frauenzimmern Körbe geholt, daß er genötigt war, sich nach Sindelfingen³ zu wenden? Wie geht es mit dem Kasino⁴? bist Du schon oft in Niedernau⁵ gewesen? Es freute mich sehr, bei dem großen Feste⁶ einen Walzer spielen zu hören, den ich oft mit Dir im Kasino und in Niedernau getanzt habe. Eure Stammbuchblätter habe ich nicht vergessen; Ihr nehmt vielleicht auch noch an, was ich Euch hier darauf schreibe? Es ist hier alle Tage Kasino, mehr als eines. Lebe wohl, liebes Wilmele, empfehle mich Deinen lieben Eltern, grüße Kidele⁷ herzlich und küsse Luisechen⁷ und Marget! Ich schicke Dir in Gedanken das Brillantenboufett, das die Kaiserin⁸ am Feste getragen. Ewig Dein L. Grüße, wer sich meiner erinnert.



¹ Uhlands Lieblingskousine Wilhelmine Luise Uhland (geb. 1789), später mit seinem Studienfreund, Obertribunalrat Weisser in Stuttgart, vermählt. Uhland stand mit ihr auf sehr vertrautem Fuße (vgl. Bb. I, S. 103, Anm. 1, und Allgemeine Einleitung, S. 11).

² Gemeint ist wohl Christian Gottlieb Gmelin (1743—1818), Professor des Kriminalrechts und der juristischen Praxis, oder vielleicht auch der Pandektist Christian Gmelin (1750—1823), beide in Tübingen.

³ Stadt im Amt Böblingen des württembergischen Redarkreises, gehört der Universität Tübingen.

⁴ Damals die feinste Gesellschaft Tübingens.

⁵ Kleines, anmutig in einer Thalsenkung unweit des Neckars gelegenes Stahl- und Schwefelbad, von Tübingen aus im Sommer viel besucht.

⁶ „Das Fest gab die Garde dem kaiserlichen Paare, Uhland und seine Freunde erhielten dazu Bilette von dem württembergischen Gesandten.“ („Uhlands Leben. Von seiner Witwe“, S. 63.)

⁷ Jüngere Schwestern der Adressatin

⁸ Marie Luise von Oesterreich, Napoleons zweite Gemahlin (seit dem 1. April 1810).

An Immanuel Bekker.¹

Tübingen, 11. Mai 1811.

Meine Rückreise² bis Straßburg hatte wenig Merkwürdiges, als den besonders nächtlicher Weile sehr eindringlichen Frost. Schickardts³ Gesellschaft war mir auf diesem Wege sehr tröstlich. Die zwei Tage, die wir in Straßburg verweilten, brachte ich fast einzig damit zu, auf, durch und um das Münster zu wandeln und es in verschiedenen Fernen und zu verschiedenen Zeiten anzuschauen. Die Vorderseite, die Brust des Gebäudes, bis dahin, wo der Turm aussprießt und ein zweiter gleicher hätte aussprießen sollen, war mir besonders nachts und bei Glockenschall beinahe furchtbar⁴. Der Turm selbst aber macht den Eindruck des Schmucken und Festlichen. Das Ungeheure der Masse verliert sich ganz in einer blumenartigen Zärte und Durchbildung und in einer Durchsichtigkeit, die an die Barnhagenschen Ausschnitte⁵ erinnert. Man meint, der Wind sollte diesen Turm wie eine Pappel bewegen oder gar wie ein Luftgebilde verwehn. Besonders zart erschien er mir in einiger Entfernung, vom Wall aus, durch den Nebel. Das Pflanzenartige, Jugendliche dieses Turms macht ihn für jede Zeit geltend und spricht gewiß den modernsten wie den altertümlichen Sinn an. Wie schwerfällig erschien mir jeder ohne Vergleich kleinere Turm, den ich nachher sah! Das Innere der Kirche hat durch die Vollständigkeit der gemalten Fenster, durch die dunkelblauen und dunkelroten Massen der Glasgemälde eine sehr

¹ Immanuel Bekker (1785 – 1871), berühmter klassischer Philolog, seit 1810 Professor der antiken Litteratur und seit 1815 Mitglied der „Akademie der Wissenschaften“ in Berlin, gab später (1829) auch mit Uhlands Materialien den altfranzösischen Roman „Fierabras“ heraus; vgl. Bd. I, Allgemeine Einleitung, S. 19 f.

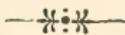
² Von Paris; s. Bd. I, Allgemeine Einleitung, S. 21 f.

³ Ein Studienfreund Uhlands, 1812 Repetent am Tübinger „Stift“ (vgl. Mayer, „L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“, Bd. I, S. 44 u. 76), später Gymnasialprofessor in Ulm und baselbst verstorben; er hatte sich ebenfalls in Paris Studien halber aufgehalten.

⁴ Uhlands (ungedrucktes) Tagebuch vermerkt: „Um- und Durchgehen des Münsters, bei Glockenklang und nachts“.

⁵ Es ist nicht klar, ob hier an eine bestimmte künstlerische Bethätigung von Uhlands vielseitigem Freunde Karl August Barnhagen von Ense (vgl. Bd. I, S. 97, Anm. 1), mit dem der Dichter in Paris viel verkehrt hatte, zu denken ist.

ernste und feierliche Beleuchtung¹. Welch ein Unterschied von den gelben, hellvioletten und hellroten Scheiben neuerer Zeit! Das Dunkelklare ist mir überall die bedeutendste Färbung, im menschlichen Auge, im Gemälde, in der Poesie wie bei Novalis². Gemalte Fenster scheinen mir einer christlichen Kirche wesentlich: denn die Stätte ist nicht geschlossen, die Kirche ist unausgebaut, solange das Auge durch die Fenster in den weiten Himmel blickt und damit den Geist aus der Kirche hinauszieht, solange nicht die Gottheit im Tempel selbst gegenwärtig gefühlt werden kann. Zum Kirchenfenster gehört daher, daß es keinen Blick, keinen Gedanken hinauslasse, dafür aber allem Himmlischen zum Eingang diene; und diese Anforderung erfüllt nur das gemalte Fenster. Der Himmel hat sich bilderreich auf die Kirche gesenkt und kommt dem anstrebenden Geiste aus allen Fenstern gedrängt entgegen. Davon nicht zu reden, daß durch das farblose Fenster außer dem fernen Himmel auch noch das Irdische, Dach und Schornstein hineinblickt. Bei der sonstigen Vollständigkeit der Glasmalereien in der Straßburger Kirche fällt ein kleines Fenster mit weißen Scheiben, gerade über dem Hochaltar, um so unangenehmer auf. Es macht durch seine Nüchternheit den Eindruck, als wäre es zum Schornstein, zur Lüftung oder zu irgend einem andern weltlichen Gebrauche bestimmt. Man muß sich vor dem fremden Lichte in die farbig dämmernden Seitengänge zurückziehen. Auf einer Galerie über dem Chor steht der Telegraph. Eine Windmühle fehlt noch³.



An J. Kerner.

8. Februar 1812.

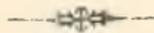
Endlich ist Dein Brief angekommen und hat mich einestheils erfreut, andernteils durch die Stimmung, in der er geschrieben,

¹ Dieser Satz und die nächsten klingen an die Schilderung in Ahlands Gedicht „Die verlorene Kirche“ (Vb. I, S. 274) an.

² Pseudonym des damals hochgefeierten romantischen Dichters Friedrich von Hardenberg (1772—1801), des Verfassers des tief angelegten Romans „Heinrich von Ofterdingen“.

³ Der Brief scheint nicht vollständig überliefert zu sein: weder über die Bildwerke noch über die berühmte Fensterrose, den Taufstein, die Kanzel, die astronomische Uhr und den Blick von der Plattform wird etwas gesagt.

betrübt. Wahrhaftig, Du willst Dich nicht aus dieser Niedergeschlagenheit erheben. Glaube ja nicht, daß Du allein der Traurige bist und daß jene Schmerzen Dir allein gehören. Welches edle Gemüt kennt sie nicht? Es ist die himmlische Flamme, die ihr irdisches Leben zu Asche gebrannt hat, ängstlich nach Brennstoff umherflackert und ihn aus den Höhen saugen will. Aber sie soll und wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in der Legende wird sie nächtlicherweile von Engeln genährt. Warum sind die beschränktesten Menschen die zufriedensten, und lächeln die Simpel immer? Weil die Erkenntnis des höhern Lebens, die Poesie, fehlt, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, nicht vernichten soll sie es, läutern, erheben; und kann sie dies nicht immer, so läßt sie es fallen wie der Adler die Schildkröte und fliegt allein der Sonne zu¹. Das Treiben der Poesie ist mir gerade in Deinem letzten Briefe recht klar geworden. Was kann Dich so sehr gelähmt, so tief niedergeschlagen haben als Poesie und Liebe? Auf einmal aber sprichst und dichtet Du wieder von alten und neuen Bildern, die in Dir aufsteigen in Goldglanz und Rosenhelle. So gebiert die Poesie den Schmerz und der Schmerz wieder die Poesie. Nein! laß uns nicht sterben! Wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!



An Otto Graf von Löben.²

Tübingen, 18. März 1812.

Da ich die Freude Ihrer ersten Begrüßung einzig der Poesie verdanke, und da eben diese, wie ich hoffe, uns einander mehr und mehr nahe bringen soll, so erwidere ich Ihr freundliches Schreiben gleich damit, Ihnen die gegenseitige Mitteilung unsrer Ansichten von der Poesie vorzuschlagen. Nicht von dem Innersten der Poesie, denn darüber ist keine Verständigung möglich, wo sie

¹ In einer vielbearbeiteten Asophschen Fabel.

² Otto Heinrich, Graf von Löben (1786–1825), romantisch-ritterlicher Dichter Fouquéschen Stils, meist unter den Pseudonymen Iffidorus Orientalis und Rudud Waldbbruber; seine „Gebichte“ erschienen 1810, „Arabien“, ein zweibändiger

nicht von Anbeginn vorhanden war; daß sie aber bei uns vorhanden ist, dafür bürgen mir einerseits Ihre nur zu günstigen Urtheile über meine Lieder, andererseits der Eindruck, welchen Ihre Dichtungen, namentlich „Arkadien“, durch die inwohnende Liebe auf mich gemacht. Über den Stoff aber, die Form, die Sprache, oder was immer zur äußeren Erscheinung der Poesie gehört, darüber bedarf es allerdings zwischen uns einer Erklärung, denn wir wandeln auf sehr verschiedenen Pfaden, und es kommt darauf an, welcher der rechte sei, ob vielleicht beide oder keiner von beiden? Ich hoffe, Sie werden mir es nicht verdenken, wenn ich theils manches von mir selbst und für mich spreche, theils Verschiedenes gegen Sie. Bei dem ersteren ist nicht davon die Rede, was ich geleistet habe oder leisten könne, sondern was ich mir zum Ideal gesetzt. Das letztere konnte aber nicht unterbleiben, ohne der Freimütigkeit zu vergeben und eine wahre Verständigung unmöglich zu machen. Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren; Ihre Poesie ist dem Süden zugewendet, nicht sowohl, um selbst ausheimisch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unsern Boden zu verpflanzen. Mir kam es diesem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, sollte sie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimischen Weisen zu gebrauchen, vaterländischer Natur und Sitte anzuhängen, mir unsere ältere Poesie, und zwar unter dieser wieder die wahrhaft deutsche, zum Vorbild zu nehmen. Ihnen stand es zu, die Schäferwelt des Südens neu hervorzurufen, den Glanz und Reichthum der Bilder zu entfalten, den Schmuck der Worte umzulegen, die Melodie der südlichen Gedichtformen vernehmen zu lassen. Sie waren hierin konsequent, aber eben diesen Glanz der Bilder, diesen Schmuck der Worte, diesen Gebrauch der südlichen Formen nehme ich in Anspruch, um Ihre ganze Richtung anzusechten, so wie ich nunmehr von der meinigen schweige und sie Ihren Einwürfen ausgestellt lasse.

Ihre bilberreiche Sprache mahnt an die Spanier¹, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüt das der deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichtum geziemt die Pracht der Rede; je voller der Strom, um so höhere und rauschendere Wellen schlägt er. Das Gemüt aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. So meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, daß er den prunkhaften Stil der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht eben so stetig mitschreitet, und daß er andererseits die innigeren Regungen des Gemüts, mithin sein Eigenstes, unter dem äußeren Schmuck erdrücke. Es ist ein treffliches altes Sprüchwort: „Schlicht Wort und gut Gemüt, ist das echte deutsche Lied“.

Die Trefflichkeit der südlichen Gedichtsformen erkenne ich gewiß nicht, aber ich glaube, wir müssen dieselben ganz anders gebrauchen, als sie im Süden selbst gebraucht werden. Die südlichen Sprachen sind etwas für sich, ein schöner Klang; die deutsche existiert nur durch den inwohnenden Geist. Darum existiert z. B. ein deutsches Sonett bloß durch diejenigen Gegensätze, Aufgaben und Auflösungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unser Sonett ist mehr malerisch als musikalisch. Hiedurch hört das einfache Gedicht Sonett bei uns zugleich auf, ein leichtes Spiel zu sein, es wird zum besonnensten Kunstwerk. Ohnedies sind die mechanischen Schwierigkeiten unleugbar. Zwang aber und Seltsamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und so entziehen sich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch; im Süden sind sie Blumen, bei uns Juwelen.

Sie werden in diesem allen mein vielleicht egoistisches Bemühen erkannt haben, Sie von Ihrem Wege auf den meinigen zu locken. Ich fühle mit Freude, daß wir, wie zwei Alpströme, aus eines Berges Schoß entsprungen sind; es thut mir aber leid, daß Sie nach Süden hinabströmen, während ich nach Norden. —

¹ Löben verdeutschte später (1824) z. B. „Stern, Scepter und Blume“ von Lopez de Vega.

Sonst wüßte ich Ihnen kaum etwas von Angelegenheiten der Poesie zu schreiben, meine gegenwärtige Lage¹ ist für die Poesie wenig begünstigend, und derselbe Fall ist bei Kerner. Diesen habe ich seit einem Jahre nicht mehr gesehen, bin aber in beständigem Verkehr mit ihm. Möchten Sie, was ich geschrieben, mit derselben Liebe aufnehmen, aus der es geflossen, und nun Ihrerseits mit gleicher Offenheit zu mir sprechen und auch wider mich! Mit Freundesgruß der Ihrige.

Ludwig Uhland.

An Varnhagen.²

Tübingen, den 4. Mai 1812.

Du weißt es selbst, geliebter Freund, wie man dazu kommt, einen Brief von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hinauszuschieben. So beantwortete ich erst jetzt Deinen Brief, der mich am letzten Abend des verfloffenen Jahres so freudig überraschte; und ich laufe nun Gefahr, Dich, bei verändertem Aufenthalte, zu verfehlen.

Im Herbst 1810 löste sich der Zirkel von Deutschen, in dem ich in Paris gelebt hatte, gänzlich auf. Gerade dies gab Anlaß, daß ich mit Becker³, der fast allein noch zurückgeblieben war, näher bekannt wurde und wir uns immer fester aneinander angeschlossen. Wir trieben zusammen die spanischen Dramatiker, wobei er mein Lehrer in der Sprache war. Auf diese Weise knüpfte sich zwischen uns ein Freundschaftsbund, welchen die bloße Gesellschaft wohl niemals geschlossen haben würde. Seine tiefe Einsicht in das Gebiet aller Sprachkunde, verbunden mit einer strengen Liebe für die Poesie, welche nur das Vortreffliche anerkennt, gewannen eine Gewalt über mich, deren wohlthätiger Einfluß noch fortwirkt⁴.

Noch machte ich die Bekanntschaft von Stoll⁵, den ich recht

¹ Uhland lebte damals in Tübingen, unbefriedigt durch die langweiligen Arbeiten, die ihm sein juristischer Beruf auferlegte.

² Vgl. Bb. I, S. 97, Anm. 1.

³ Vgl. S. 388, Anm. 1.

⁴ Vgl. Bb. I, Allgemeine Einleitung, S. 19 f.

⁵ Johann Ludwig Stoll (1778–1815), mit Leo von Sedendorff Herausgeber der Monatschrift „Prometheus“; auf ihn bezieht sich Uhlands Gedicht „Auf einen verhungerten Dichter“ (Bb. I, S. 38 f.).

liebgewonnen. Seine Verhältnisse in Paris gestatteten jedoch kein ruhiges Zusammenleben. Siehst Du ihn wieder, so grüße ihn doch herzlich von mir.

Den Herbst und Winter über, wie es immer die Kälte gestattete, war ich emsig mit Lesen und Abschreiben altfranzösischer Gedichte. Leider mußte ich abreisen, als ich nach langer Beschäftigung mit dem minder wichtigen endlich auf den eigentlichen Kern der altfranzösischen Poesie, das fränkische Epos, getroffen war. Über dieses Epos habe ich eine Abhandlung geschrieben, welche, dem Gesagten nach, keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, aber doch vielleicht die Aufmerksamkeit der Gleichgesinnten auf einen bisher gar nicht gewürdigten Gegenstand ziehen dürfte¹.

Der vom Institut² gesetzte Preis, welcher gleichfalls einer Abhandlung über die altfranzösische Poesie bestimmt ist, wird im Julius d. J. zuerkannt werden, und ich bin nun sehr begierig auf die erscheinenden Schriften. Unter den Bewerbern ist ein sehr kenntnisreicher Franzose, den ich persönlich kenne, und dem ich an Materialien bei weitem nachstehen muß; ferner einige Deutsche, worunter Grimm³ in Kassel, der sich Handschriften aus Paris verschafft hatte. Es wird sich nun zeigen, wie neben diesen Arbeiten die meinige bestehen wird; vernichtet kann sie nicht werden, da sie auf eigene, lebendige Anschauung gegründet ist. Ich habe meine kleine Schrift Fouque'n für seine Zeitschrift⁴ angeboten.

Bekker fand sich durch mich veranlaßt, sich auch in den altfranzösischen Manuskripten umzusehen, er hat mir sehr schätzbare Beiträge geschickt und hat in der Sprache der altfranzösischen Heldengedichte ein Analogon der Homerischen gefunden.

Bekker ist noch in Paris und wird mit Wolf⁵ eine neue Aus-

¹ S. Bb. I, S. 353, und Allgemeine Einleitung, S. 21.

² Institut de France, die wissenschaftliche Nationalanstalt Frankreichs, Abteilung Académie des inscriptions et belles-lettres.

³ Der berühmte Germanist Jakob Grimm (1785—1863), damals Kustos an der Bibliothek des Jérôme Bonaparte, des Königs von Westfalen, in Kassel.

⁴ Die von Fouqué und Neumann herausgegebenen „Musen“; vgl. S. 353, Anm. 1.

⁵ Der ausgezeichnete Philolog Friedrich August Wolf (1759—1824) in Halle.

gabe des Platon¹ veranstalten. Er gab mir auf, Dich vielmalz zu grüßen.

Was mein eigenes Dichten anbetrifft, so habe ich wieder manches an Romanzen, Liedern u. dgl. gemacht. Daß übrigens meine Poesie nicht regfamer fortlebt, schreibe ich weniger den juridischen Geschäften, worin ich hier befangen bin, zu, als dem Mangel an Erweckung durch tiefer wirkenden Umgang und das äußere Leben überhaupt.

Kernern habe ich schon seit Jahresfrist nicht mehr gesehn; er wird Dir geschrieben haben, daß er seinen Aufenthalt verändert hat². Wie ihn die Nachricht von dem Tode seines Bruders in Hamburg³ getroffen hat, weiß ich noch nicht und sehe dem nächsten Briefe mit Ungeduld entgegen.

Pregizers⁴ Tod hast Du wohl auch durch Kerner erfahren. Einer der lieben Freunde weniger!

Ich bin begierig, wie Dir der „Poetische Almanach“⁵ zugesagt. Von Deinen schönen Beiträgen mußte gerade das schönste Gedicht ungedruckt bleiben. Ich mochte auch Kernern um so weniger raten, es abdrucken zu lassen, als die Erscheinung des „Almanachs“ gerade in die Zeit fiel, wo er durch die „Reiseschatten“⁶ diesen und jenen gegen sich gereizt hatte⁷.

In den litterarischen Blättern ist dieser Almanach ziemlich schönöd' aufgenommen worden, auch hat sich der erste Verleger zurückgezogen, und erst jetzt hat sich ein anderer gezeigt⁸. Es ist schon manches für den zweiten Jahrgang vorhanden, unter andrem vortreffliche Gedichte von Assur⁹. Du erfreust uns doch wohl auch wieder mit freundlichen Beiträgen? Freilich müßten

¹ In 10 Bänden, erschien 1816 – 23

² Kerner war Anfang 1812 von Wilbbab nach Welzheim übergesiebelt.

³ Der dort Arzt war.

⁴ Freund Uhlands aus dem Tübinger Kreise, den er in Paris sofort aufgesucht hatte.

⁵ S. Bb. I, S. 518 Anmerkung.

⁶ „Reiseschatten. Von dem Schattenspieler Luchs“, erschienen 1811, Uhlant genidmet

⁷ Vgl. s. B. Bb. I, S. 479, Anm. 2.

⁸ Der erste Mohr und Winter (Zimmer) in Heibelberg, der zweite G. Braun.

⁹ David Assur (1787–1842), später Assing, ein jüdischer Arzt in Hamburg, der Barnhagens Schwester Rosa Maria heiratete, als Dichter ein weidlich = elegischer Lyriker.

wir sie uns recht bald erbitten, da sich durch das Zurücktreten des ersten Verlegers die Sache schon soweit hinausgezogen hat.

Eine Sammlung meiner Gedichte ist noch nicht erschienen, woran theils die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden¹, theils eben der Almanach schuld ist.

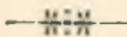
Daß Du meine Gedichte mit so vieler Liebe hegst und ihnen nun auch durch Beethovens Kompositionen ein neues Leben verschaffen wolltest², ist ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die kalte Aufnahme, welche sie anderwärts finden.

Je weniger meine gegenwärtigen Verhältnisse belebend sind, um so mehr sind mir die Mittheilungen der Freunde Bedürfnis, und ich bitte Dich, dies zu bedenken.

Triffst Dich dieser Brief, wie mein voriger, vielleicht erst wieder nach Jahren, so betrachte ihn auch dann als ein Zeichen der Liebe, welche keine Vergangenheit kennt.

Dein Freund

L. Uhland.



An August Mayer³.

Tübingen, den 16. August 1812.

Endlich, mein teuerster Freund, soll ein stiller Brief von mir zu Ihnen durchdringen, wie ein Lämmlein, das sich in das Getümmel eines Lagers oder gar in das Gewühl einer Schlacht verloren hat. Es ist dies ein Lämmlein aus dem wohlbekannten floridanischen Begniß-Schafstalle⁴ und sein Geblöke sind die beifolgenden Gesänge verschiedener Verfasser. Von Affur, diesem

¹ Vgl. Vb. I, S. 3

² Vgl. Vb. I, S. 541, Anm. 2.

³ Karl Mayer's jüngerer Bruder, der sich damals als Soldat beim württembergischen Hilfskorps in Napoleons Heer in Rußland befand und ein Halbjahr später auf dem Rückzuge verscholl. In einem Briefe, den August Mayer am 1. April 1812 von Gajen bei Pegau aus nach Hause schrieb, bat er, auch Uhland möge ihm schreiben (R. Mayer, „L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“, Vb. I, S. 229).

⁴ Floridan ist der Dichtername Sigmunds von Birken (1626–81), des dritten Präsiden der Nürnberger Dichtergesellschaft „Begnethischer Blumenorden“ Mehrere Gedichte von ihm wurden in den Almanachen des Uhlandschen Kreises erneuert.

melancholischen schwarzedupften Opferlamme¹, haben Sie, glaub' ich, noch nichts gelesen. Es oder er hat uns vieles für den „Almanach“² geschickt. Es ist eine herrliche, tiefglühende Phantasie darin, eigentlich sein Auge leuchtet daraus, daß mir immer vorkam, wie eine schöne blaue Flamme, die auf einem dürrn Reisigbüschel brennt. Vieles war freilich für den Druck nicht geeignet. So beginnt z. B. eines seiner Lieder:

„Gelassen ach! in fernem Lande
Hab' ich die Seele mein und Hemd,
Es knüpfen gar sehr inn'ge Bande
Die Seele wohl und wohl das Hemd.“

Nämlich es kommt wieder ein Almanach heraus, bei Campe in Hamburg³. Fast alle die alten Mitarbeiter haben wieder beigetragen, außer den eigentlich alten: Hebel⁴ und Gonz⁵. Aber auch mehrere neue, z. B. Thorbecke⁶ (Verfasser des „Beatus“) und Florens (Baron Eichendorff⁷ in Wien). Vom letzteren schreibe ich Ihnen gar zu gerne ein Lied ab, wenn ich es noch bei der Hand hätte. Fouqué hat unter anderen ein recht goldenes Gedicht in Romanzen beigeuert⁸. Leider haben wir von Ihnen diesmal nur eines: „Abschied“⁹, das sich hier schon längst alle Mädchen abgeschrieben haben. Von Karl gleichfalls nur eines. Von Kerner vieles, worunter eine ganze Galerie von Legenden, auch 3 SONETTE u. f. w.

¹ Vgl. S. 395, Anm. 9.

² S. Vb. I, S. 518 Anmerkung.

³ Gemeint ist der „Dichterwald“ für 1813 (f. Vb. I, S. 518 Anm.), der aber dann bei Heerbrandt in Lüdingen erschien.

⁴ Johann Peter Hebel (1760—1826), der bekannte Dichter, damals Gymnasialdirektor und Kirchenrat in Karlsruhe.

⁵ S. S. 383, Anm. 2.

⁶ Karl Eberhard Thorbecke (geb. 1786), Dramatiker und Lyriker, 1810 von Heidelberg, wo er studiert hatte, nach Berlin übergesiedelt; von ihm waren „Gebichte“ (1808) und mehrere Dramen erschienen. Die in den „Dichterwald“ aufgenommenen Gedichte finden sich auch in seinen „Liedern“ (1814).

⁷ Joseph Freiherr von Eichendorff (1788—1857), der bekannte Romantiker; Florens, sein Pseudonym.

⁸ Uhland schreibt am 8. August 1812 an Fouqué (f. S. 294, Anm. 1): „„Burg Bollmerstein“ ist das Lieblichste, was ich von Ihnen gelesen habe; es hat so recht den goldenen Himmel und die Farbenhelle altdeutscher Gemälde.“

⁹ Abgedruckt bei K. Mayer, „L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen“, Vb. I, S. 247 f.

Kerner hat ein recht liebliches lustiges Büchlein über das Wildbad herausgegeben, worin die dortigen Quellen als wahre Verjüngungs- und Schönheitsbrunnen dargestellt sind¹. Eine Dame, bei der wir zuweilen Thee getrunken, hat sich dieses gemerkt und ist dorthin gereist²; es ist kein Überfluß.

Eine andere, der Sie beim Abschied die Hand geküßt, war in Liebenzell³. Vor kurzem waren zwei spanische Sängerinnen hier, welche vortreffliche Konzerte gaben; Ihr Freund Pauly⁴ aus Maulbronn hätte sie gar gerne noch singen gehört, es ist ihm aber nicht mehr geworden, doch hört er ja nun die Engel singen. Sonst weiß ich keine Tübinger Neuigkeiten, als daß sich ein Theater hier befindet, wobei die prima donna hochschwanger ist, sie will sich aber dennoch nächstens als Emilia Galotti, freilich etwas zu spät, erstechen lassen.

Ihre Briefe, mein Liebster! werden uns immer mitgeteilt und überall mit dem lebhaftesten Anteil gelesen. Wahrhaftig, wenn auch Ihr Weg jetzt rauh ist, so bereiten Sie sich doch, wenn Sie gesund zurückkommen, bedeutende Erinnerungen. Kriegerische Instrumente, Trompeten, Waldhörner geben ein schöneres Echo als die friedlichen Violinen und Flöten, die ja selbst nur Echo sind. Ihr Avancement⁵ hat uns ungemein erfreut.

Wenn Sie feinerzeit durch das Brandenburgische zurückmarschieren und Zeit gewinnen sollten, so veräumen Sie nicht, Fouqué zu besuchen. Er lebt auf seinem Gute zu Kennhausen bei Rathenow in der Mark Brandenburg. Er ist sehr freundschaftlich gesinnt, und seine doppelte Liebe für das Militär und für die Poesie machen ihm gewiß Ihren Besuch erwünscht.

Schwab⁶ wird Ihnen selbst schreiben, daher ich nichts von ihm beigefügt habe. Ihr Bruder versprach, diesen Sommer noch hieherzukommen, dann wollen wir Ihrer recht herzlich gedenken.

¹ „Das Wildbad im Königreich Württemberg“, Tübingen 1813.

² Vielleicht Frau Professor Schrader, die Uhlands „Theelieb“ (Vb. I, S. 54) veranlaßte (s. ebb. S. 490).

³ Württembergisches Landstädtchen im Schwarzwaldkreis, mit zwei Bädern in der Nagold.

⁴ Stipendiat des theologischen Seminars zu Maulbronn, Anfang Juli 1812 verstorben.

⁵ August Mayer war im Frühjahr 1812 Korporal geworden.

⁶ Der Dichter Gustav Schwab (1792—1850), Uhlands Freund und Jünger.

Möge der Himmel Sie uns gesund erhalten und Ihnen auch, wo sie kein Klavier finden, die schönen innern Melodien bewahren!

Viele herzliche Grüße von den Meinigen.

Wie immer Ihr Freund

L. Uhland.

Löben¹ ist zu Radmeritz oder auch Joachimstein bei Görlitz², in der Oberlausitz, zu Hause. Man kann nicht wissen, ob Sie nicht auch dahin kommen.



An den Kirchenrat Professor Paulus³ in Heidelberg.

18. Dezember 1818.

Hochwohlgeborner, Hochzuverehrender
Herr Geh. Kirchenrat!

Schon bei Ihrer Anwesenheit in Stuttgart⁴ ist die Rede davon gewesen, wie sehr mir eine baldige Veränderung meiner Lage erwünscht sei. Die Advokatenpraxis habe ich nie aus Neigung getrieben, sondern sie sollte mir bloß dazu dienen, mich bis zur Erledigung unserer Verfassungsangelegenheiten in einiger Unabhängigkeit zu erhalten. Nun ist aber nicht bloß die endliche Herstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes weit aussehend, sondern ich bin auch, wie Euer Hochwohlgeboren schon aus meinen mündlichen Äußerungen wissen, durch eine bevorstehende neue Justizorganisation⁵ gedrängt. Bei uns, unter dermaligen Verhältnissen, in den eigentlichen Staatsdienst zu treten, ist gegen meine Ihnen bekannte Grundsätze. Mein angelegentlichster

¹ S. oben S. 390, Anm. 2.

² Löben hielt sich damals bei seiner Mutter im Stifte Johannisstein bei Görlitz auf.

³ Heinrich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851), Führer der rationalistischen Theologen.

⁴ Uhland lernte Paulus 1817 in Heidelberg kennen; beide Männer trafen sich dann im Hause des Apothekers und Landtagsabgeordneten Gaupp und bei Schott in Stuttgart.

⁵ Diese, im Herbst 1818 fast abgeschlossen, bezweckte eine Neuordnung der Gerichts- und Beamtenfunktionen, der Prozeßordnungen, Besoldungsverhältnisse u. s. w. durch Instruktionen und Dekrete, nicht auf verfassungsmäßigem Wege.

Wunsch muß es daher sein, außerhalb Württembergs eine Stelle zu finden, die mir das nötige Auskommen gewährte und mich in eine meiner Neigung und Naturanlage angemessene Thätigkeit versetzte.

Sie haben bereits Kenntniß davon, daß ich mich wegen der Lehrstelle für deutsche Litteratur, in Verbindung mit der Theorie der schönen Wissenschaften, welche bei der neuorganisierten Universität Basel errichtet werden soll, dorthin gewendet habe. Die erhaltenen Nachrichten lauten aber dahin, daß es sich mit der wirklichen Besetzung der neuen Lehrstühle noch ziemlich in die Länge ziehen dürfte¹. Auch in Karlsruhe war ich neuerlich und erkundigte mich dort, ob nicht auf einer der badischen Universitäten in ähnlichen Fächern, wozu ich noch besonders die Erklärung der altdeutschen Dichtwerke rechne, etwas zu machen wäre, und man schien dieses nicht für unmöglich zu halten². Sollte sich hiezu Gelegenheit darbieten, so erlaube ich mir, Ihre wohlwollende Verwendung in Anspruch zu nehmen. Früher schon habe ich ein Augenmerk auf die Freie Stadt Frankfurt gerichtet, und es wäre mir von großem Interesse, zu erfahren, ob nicht daselbst bei dem Gymnasium in den oben bemerkten oder verwandten Lehrfächern, bei einer Bibliothek, einem Archiv, einer Kanzlei, Anstellung zu erhalten wäre.

Ich selbst kenne in Frankfurt niemanden, an den ich mich unmittelbar wenden könnte. Hingegen weiß ich, daß Guer Hochwohlgeboren daselbst angesehene Bekannte haben, bei denen durch Ihre gütige Verwendung zu meinem Zweck gewirkt werden möchte.

Die litterarischen Arbeiten, die mir zu einiger Beglaubigung dienen könnten, sind außer einer von mir selbst verfaßten juristischen Dissertation vom Jahre 1810³ eine Abhandlung über das altfranzösische Epos in der Zeitschrift „Die Musen“ vom Jahre

¹ Der Tübinger Professor Bahnmeyer hatte sich in Basel für Uhland verwendet, als das Baseler Universitätsgesetz vom Juni 1818 u. a. auch eine Professur für deutsche Litteratur und Theorie der schönen Wissenschaften schuf; doch erhielt sie nicht Uhland, sondern 1820 durch Konnexion ein gewisser Sartorius.

² Namentlich Barnhagen, der sich in Karlsruhe aufhielt, bemühte sich für ihn.

³ S. Bd. I, Allgemeine Einleitung, S. 18.

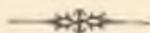
1812¹, das Resultat meiner Nachforschungen in den altfranzösischen Handschriften der Bibliothek; die 1815 bei Gotta herausgekommene Sammlung meiner Gedichte, die Ihnen bekannten vaterländischen Lieder², die beiden historischen Schauspiele: „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“, deren letzteres nächstens bei Reimer in Berlin erscheinen wird.

Geschäftskenntnisse in anderer Beziehung habe ich mir durch mehrjährige Advokatenpraxis und frühere Dienstleistungen in der Kanzlei des Justizministeriums³ erworben.

Guer Hochwohlgeboren würden mich nun zu dem lebhaftesten Danke verpflichten, wenn Sie es übernähmen, bei Ihren Freunden in Frankfurt Erkundigungen einzuziehen und mir von deren Resultat baldige Nachricht zu geben.

Der ich mit ausgezeichnete Hochachtung beharre
Ihr

Dr. Ludwig Uhland.



An G. Reimer⁴.

Stuttgart, den 9. November 1818.

Sie haben, mein Leurer, bei Ihrer Anwesenheit in Stuttgart Lust bezeugt, eine dramatische Arbeit von mir in Verlag zu nehmen. Ich habe nun neuerdings aus Anlaß der von der Münchener Theaterintendanz gemachten Preisaufgabe das beifolgende Schauspiel: „Ludwig der Baier“ zu Tage gefördert. Es hat keinen Preis davongetragen, jedoch bin ich mir bewußt, es mit Ernst und Liebe ausgearbeitet zu haben. Auch werden Sie ersehen, daß es nicht für Baiern allein berechnet ist.

Verschweigen will ich Ihnen nicht, daß ich diese neue Arbeit bereits den Verlegern des „Herzog Ernst“⁵ angeboten habe. Ich

¹ S. Bb. I, S. 353, Anmerkung 1.

² Vgl. Bb. I, S. 67 f., 491 f. und 523.

³ S. Bb. I, Allgemeine Einleitung, S. 22.

⁴ Der Buchhändler Georg Reimer, damaliger Chef der gleichnamigen Firma in Berlin.

⁵ Mohr und Winter in Heidelberg.

hätte gewünscht, meine Darstellungen aus der deutschen Geschichte in einer Hand zu belassen, damit dieselben, wenn mehreres hinzukäme, künftig um so leichter zu einer Sammlung vereinigt werden könnten. Auch müßte mir in meinen dormaligen Verhältnissen an baldmöglichster Beziehung des Honorars gelegen sein.¹ Mohr und Winter haben mir aber Bedingungen vorgeschlagen, auf die ich nicht antworten konnte. Für den Fall nun, daß Sie das Stück verlegen wollen, setze ich Ihnen zu Abschneidung alles umständlichen Hin- und Herschreibens sogleich meine Bedingungen bei:

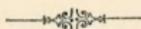
- 1) Der Kontrakt besteht für eine Auflage von 1500 Exemplaren.
- 2) Dafür bezahlen Sie mir ein Honorar von 300 Gulden rhein. und übermachen mir solches noch im Laufe dieses Monats.
- 3) 24 Freieemplare.
- 4) Sie befördern es in Bälde zum Druck, wollen Sie es aber vor dem Druck noch der Berliner Bühne anbieten, was mir ganz angenehm wäre, so geben Sie mir zu obigem Honorar noch die Hälfte desjenigen, was Sie von der dortigen Theaterdirektion erhalten.

Es ist mir, wie bemerkt, um schnelle Erledigung der Sache sehr zu thun, und ich ersuche Sie daher angelegentlich, wenn Ihnen meine Bedingungen nicht anstehen, mir die Handschrift sogleich mit der fahrenden Post zurückzusenden.

Mit herzlichem Gruß

der Ihrige
Uhland.

NS. Schott² läßt Sie vielmals grüßen.



¹ Uhlands damalige finanzielle Lage erklärte des Vaters „Sorge, daß Dein Einkommen nicht hinreiche“ (23. Januar 1818). Am 28. Juni 1819 schreibt Uhland an die Eltern, „daß ich mit Cotta über eine neue Auflage meiner Gedichte übereingekommen bin und dafür 800 Fl. Honorar bezogen habe. Damit kann ich mich nun doch ordentlich für den Landtag ausrüsten“.

² Uhlands vertrauter Berufs- und Gesinnungsgenosse, s. Bb. I., S. 93, Anm. 3.

An G. Reimer.

Stuttgart, den 21. Dezember 18.

Teuerster Freund!

Ihr Schreiben vom 8. d. nebst Wechseln pr. 300 Fl. habe ich richtig erhalten. Ich bitte Sie nun insbesondere noch, für eine recht sorgfältige Korrektur besorgt zu sein. Es mußten beim „H. Ernst“, ungeachtet Winter selbst die Korrektur besorgte, 8 Kartons wegen entstellender Druckfehler eingezogen werden.

Die Urtheile über meine dramatischen Arbeiten lauten sehr verschieden und heben sich zum Teil geradezu auf. Ich bemühe mich, alle zu prüfen und für weiteres Fortschreiten zu benützen.

Die Tagblätter enthalten bereits lebhaftere Erörterungen über das Verfahren bei der Münchener Preiserteilung, und es ist dabei auch eines „Ludw. d. B.“ Erwähnung geschehen.¹

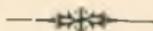
Ich bin nicht gesonnen, mich in diese Verhandlungen zu mischen, hingegen halte ich für zweckmäßig, daß meinem Stücke die anliegende kurze Notiz² vorgefekt werde. Ohne Zweifel werden auch die meisten übrigen Preisstücke zum Drucke kommen, und alsdann wird die öffentliche Meinung entscheiden.

Wenn Sie nächstes Jahr wieder hieher kommen, werden Sie mich vielleicht nicht mehr hier antreffen. Ich bin genötigt, mich um ein Unterkommen außerhalb Württembergs ernstlich umzusehn.³

In meinem und der übrigen Freunde Namen Sie herzlich grüßend

Der Ihrige

Uhland.

An Varnhagen⁴.

Stuttgart, den 24. Januar 1827.

Teuerster Freund! Deine Zeilen vom 26. v. M. traf ich bei der Rückkehr von einer kleinen Reise. Seit einigen Wochen bin

¹ Über die ganze Angelegenheit s. oben, S. 81.

² Gemeint ist die Anmerkung unter dem Personenregister, S. 80.

³ Man vergleiche z. B. den Brief an Paulus, S. 399 f.; ganz ähnlich äußert sich Uhland auch in einem Briefe an Varnhagen vom 19. September 1818.

⁴ R. V. Varnhagen von Ense, f. Bd. I, S. 97, Anm. 1.

ich der Beschäftigung bei den Landständen entbunden¹ und muß nun vor allem mein Bestreben darauf richten, eine längst begonnene, aber vielfältig gehemmte Arbeit im Fache der Geschichte der altdeutschen Poesie einmal zum Ziele zu führen.² Unter solchen Umständen vermag ich Deiner freundlichen Einladung für jezt wenigstens nicht zu folgen, obschon ich das Bedürfnis einer kritischen Zeitschrift von regerem Geiste, als den bisher vorhandenen, vollkommen einsehe.³ Was Hölderlins Gedichte⁴ insbesondere betrifft, so ist Dir vielleicht nicht unbekannt, daß die in Berlin veranstaltete, dann durch Kerners Hand gegangene Sammlung von Professor Schwab⁵ und mir aus Druckschriften und aus den uns von den Verwandten des unglücklichen Dichters zugestellten Papieren, deren Durchforschung mit mancher Schwierigkeit verbunden war, nach Kräften ergänzt worden ist. Aus der Lava dieser Hinterlassenschaft haben wir namentlich die Bruchstücke des „Empedokles“⁶ ausgegraben. Ein andres dramatisches Gedicht, „Agis“, ist vor Jahren an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt“⁷ eingeschickt und traurigerweise kein Duplikat zurückbehalten worden. Gedruckt erschien es nicht, vielleicht weil es nicht elegant war, und alle Nachfragen bei der jezigen Redaktion waren vergeblich. Möglich, daß es sich doch wieder vorfindet, wenn die Aufmerksamkeit von neuem auf Hölderlin gerichtet wird. So mag auch noch andres, was in vergriffenen Tagblättern verschollen ist, zu Tage kommen.

An dem unkorrekten Drucke sind wir unschuldig; wir hatten uns zur Revision erboten, nachdem aber die Handschrift lange

¹ Uhlund hatte mit dem Jahre 1826 nach Ablauf der sechsjährigen Wahlperiode auf eine neue Kandidatur verzichtet.

² Gemeint sind jedenfalls seine Studien zur Geschichte der deutschen Heldenage, die er laut einem Briefe an Laßberg 1825 begonnen hatte.

³ Wagnhagen hatte ihn zur Teilnahme an einer neuen Litteraturzeitung aufgefordert.

⁴ Der geniale Dyrker Friedrich Hölderlin (1770—1843) lebte seit 1806 in vollkommenem Wahnsinn zu Tübingen. 1826 gaben Uhlund und Schwab auf Veranlassung der Mutter des Kranken dessen „Gedichte“ heraus (s. Bb. I, Allg. Einl., S. 33). Wagnhagen hatte Uhlund zu einer Charakteristik von Hölderlins Gedichten aufgefordert.

⁵ S. S. 400, Anm. 6.

⁶ „Der Tod des Empedokles“, Tragödienfragment.

⁷ Dieses damals vielgenannte Organ rebigierte seit 1805 der bekannte Litterat Siegfried August Wahlmann zu Leipzig, der am 16. Dezember 1826 gestorben war.

liegen geblieben, kam uns plötzlich der größere Teil des Buches, zu Augsburg gedruckt, vor Augen. Nur durch ein langes Verzeichnis der Druckfehler, das einige Kartons veranlaßte, suchte ich, soweit es ohne Vergleichung des Manuskripts noch möglich war, nachzuhelfen.

Bei jener Beschäftigung mit den herrlichen Gedichten kam zwischen uns manches über den eigentümlichen Geist und Wert derselben zur Sprache. Ich denke, daß die Ansichten, in denen wir zusammenstimmten, bereits in einem Aufsatz ausgesprochen sein werden, den Schwab für das „Litterarische Konversationsblatt“¹ eingeschickt hat, obgleich ich diesen Aufsatz nicht vorher gelesen habe.

Kerner, dessen Lieder jetzt eine schöne Sammlung bilden, hat sich in Weinsberg recht angenehm mit Haus und Garten angebaut.² Ein alter Turm am Garten ist zum gotischen Studienzimmer und zum Überblick der lieblichen Gegend eingerichtet, oft sieht man von seiner Rinne papierne Drachen hoch in die Lüfte steigen.

Auch mir geht es gut und ich habe mir jetzt wieder freiere Thätigkeit eröffnet.

Deines litterarischen Wirkens, dessen Früchte uns in schöner Folge zukommen³, freue ich mich von Herzen. Dir und wer sonst meiner sich erinnert, meine besten Grüße!

Stets der Deinige

L. Uhland.



¹ So hieß damals das vom Buchhändler F. A. Brodhäus 1824 begründete kritische Organ, das noch heute besteht und jetzt den Namen „Blätter für litterarische Unterhaltung“ führt.

² Justinus Kerner lebte seit Ende 1818 in Weinsberg als Oberamtsarzt und hatte sich eine originelle Wohnstätte angelegt; seine „Gedichte“ erschienen zuerst 1826 gesammelt.

³ Außer zahlreichen Kritiken und kleinern Aufsätzen jener Jahre erschienen seit 1824 Barnhagens „Biographische Denkmale“.

An den bayrischen Reichs- und Staatsrat Regierungspräsidenten Eduard von Schenk¹ in München.

Tübingen, 13. Januar 1841.

Herr Excellenz

haben mich aus hohem Auftrag mit der Einladung beehrt, über den vorläufigen Entwurf der Satzungen eines deutschen Dichtervereins meine Ansicht darzulegen. Indem Herr Excellenz die Idee dieses Unternehmens als eine echt deutsche bezeichnen, ergibt sich mir noch besonders die Aufforderung, mich über dasselbe mit Offenheit zu äußern.

Mancher einsam und wild gehende deutsche Dichter wird befremdet aufblicken, wenn der Ruf zu einer allgemeinen Versammlung der Genossen und Freunde seiner Kunst ihm zu Ohren kommt. Es ist wahr, die echten Schöpfungen der Poesie steigen nur aus der Tiefe des gesammelten Geistes auf; aber nicht minder gewiß ist, was ein alter Spruch sagt: „Blut belebt sich an Blut, Mann wird dem Mann durch Rede kund.“ Zum erstenmal in der neuen Zeit soll eine Gesamtheit von Dichtern als sichtbarer Teil des Volkslebens persönlich und öffentlich auftreten, und zwar nicht zu unbestimmtem geselligem oder schöngeistigem Verkehr, sondern zu einem ausgesprochenen, gehaltigen Zwecke: „Förderung und Stärkung der Einigkeit aller deutschen Völkerstämme, auch in ihrer Dichtkunst, Erweckung einer wahrhaften deutschen Nationalpoesie“.

Sollte dieser neue und schöne Gedanke nicht lebhaften Anklang in einer Zeit finden, in der durch unleidliche Anmaßungen des Auslands² das deutsche Nationalgefühl erregt ist und jedes tüchtige Mittel zur Kräftigung desselben erwünscht sein muß? Eben diese praktische Beziehung führt aber auch darauf, die an-

¹ Eduard von Schenk (geb. 1788), seit 1817 Konvertit und eifriger Parteilgänger der liberal=reaktionären Strömung in Bayern, dabei romantischer Dramatiker und thätiger Förderer von Kunst und Poesie. 1828—31 war er Minister des Innern, seitdem Präsident der Kreisverwaltung zu Regensburg. 1838 ward er Reichsrat und Mitglied des Staatsrats zu München, wo er am 26. April 1841 starb.

² 1840 hatte infolge des provokatorischen Auftretens des Ministeriums Thiers, das zur Beruhigung der innern Aufregung den „Revanche“-Gedanken nährte, ein Angriffsrieg Frankreichs gedroht.

gezeigte nationale Richtung des Vorschlags genauer ins Auge zu fassen. Wenn die Beseitigung der zwischen Süd- und Norddeutschland teilweise bestehenden litterarischen Trennung mit zum Zwecke des Vereins gezählt wird, so scheint mir dieses von untergeordnetem Belange zu sein; ich rechne jene Spaltung mehr nur zu den Dingen, an die man glaubt, weil davon gesprochen wird.¹ Wesentlich ist es, sich zu vergegenwärtigen, wie der nationale Geist zu nehmen sei, der in und mittelst der Poesie geweckt und genährt werden soll. Gewiß ist es nicht die Absicht, der Universalität des deutschen Geistes, die ja eben auch zu seiner Eigentümlichkeit gehört, Eintrag zu thun. Sofern aber durch die näheren Bestimmungen dichterische Bearbeitungen deutscher Nationalstoffe², Forschungen zur Geschichte der deutschen Poesie, Herausgabe alter Lieder und Sagen³ in den Bereich der Gesellschaft gezogen werden, ist auch die Vorliebe für den historisch-nationalen Standpunkt genugsam angedeutet. Meiner persönlichen Neigung, den Studien, die ich fortwährend pflege, können die mitgehenden antiquarischen Zwecke nur befreundet zusagen, und auch ohne persönliche Befangenheit wird sich behaupten lassen, daß mitten in unsrer vielseitigen Bildung die Unkenntnis und Stumpfheit dem Heimischen gegenüber vielfach anerzogen, und es darum verdienstlich sei, nach dieser vernachlässigten Seite hin anzuregen. Der Wert des Vaterländischen steigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das In-sich-gehen hat schon einmal sich wirksam auch zur That erwiesen.⁴ Gleichwohl darf ich nicht verschweigen, daß es vorzüglich die Zeitgemäßheit des Unternehmens ist, was sich mir in Zweifel stellt. Die bezweckte „Einigkeit aller deutschen Volksstämme auch in ihrer Dichtkunst“ ist ein Bestandteil der umfassendern geistigen Einheit in Sprache, Wissenschaft, Kunst, geschichtlicher Erinnerung, mit welcher neben dem Fortschritte der merkantilischen und neuerlich auch der mili-

¹ An dieser Ansicht hielt Uhland stets fest: vgl. Bb. I, Allg. Einl., S. 27.

² Der Dichter selbst hatte deren eine Reihe zu dramatisieren geplant; s. oben, S. 404.

³ Uhland war seit 1838 mit dem Abschluß seiner „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder“ (Bb. I erschien 1844/45) beschäftigt.

⁴ Gedacht ist an den Aufschwung des deutschen Volksgeistes seit 1807 und besonders 1813.

tärischen Einigung¹ das gefühlte Bedürfnis eines engeren und kräftigen Nationalverbandes sich zu beschwichtigen sucht. Jene geistige Einheit, nicht selten als Ersatz der staatlichen, ja als ein viel Höheres angerühmt, hat noch jüngst in Denkmalstiftungen und Gedächtnisfeiern eine geschäftige Rolle gespielt. Der Befreier vom Römerjoch², der Erfinder des Bücherdrucks³, der Dichter des Gedankens⁴ erheben sich als Bürgen unserer Nationaleinheit im Geiste. Aber diese Denkmalfeste haben auch gezeigt, daß die ehernen Standbilder hohl sind, daß es der gepriesenen Einheit an einem festen Anhalt im Leben fehlt; von diesem Gebrechen niemals zu reden ist stillschweigende Bedingung jeder öffentlichen Feier⁵; nicht in Fesseln, nur mit Blumen bekränzt, durfte die deutsche Presse im Zuge geführt werden.⁶ Das Ungenügende solcher Abfindungen mit dem, was not ist, tritt noch merklicher in der neuesten Zeitbewegung zu Tage. Fremde, die sich in Deutschland gefielen, Verehrer deutscher Litteratur und Sitte, nahmen keinen Anstand, dem geistig-einen Volke statt der Rheinlande die vormalig ostgotische Küste des Schwarzen Meeres⁷ anzubieten und uns damit vom Sängerkönig des Rheinliedes⁸ auf den alten Alfila⁹ zu verweisen. In gerechter Entrüstung erwidern die Sprecher deutscher Tagblätter, aber was wiegt die Rede, die nur gestattet ist, wann und wie sie gerne gehört wird! Der Zwang strast sich,

¹ Bei ersterer ist hauptsächlich an den seit 1818 angeregten, 1833 begründeten „Deutschen Zollverein“ zu denken, der schon 1836: 8252 Quadratmeilen mit 25 Millionen Menschen umfaßte und durch die wachsende Ausdehnung über West- und Südwestdeutschland der politischen Einigung stark vorarbeitete. Der Fortschritt der „militärischen Einigung“ ergab sich 1840 aus der dem „Deutschen Bunde“ von seiten Frankreichs drohenden Kriegsgefahr.

² Arminius, dessen riesiges Nationalstandbild im Teutoburger Walde auf der Grotenburg bei Detmold 1838 durch den Bildhauer C. von Danneberg begonnen, 1844 im Unterbau vollendet und am 16. August 1875 feierlich enthüllt wurde.

³ Gutenbergstatuen wurden 1837 in Mainz, 1840 in Straßburg errichtet (vgl. Bb. I, S. 460, Anm. 5).

⁴ Das Schillerdenkmal in Stuttgart war 1839 errichtet worden.

⁵ Seit dem 5. Juli 1832 waren alle öffentlichen Versammlungen und Festlichkeiten ohne Erlaubnis der Landesregierung untersagt.

⁶ Vgl. die Daten S. 319—326.

⁷ Die Halbinsel Krim war in altgermanischer Zeit von den Ostgoten besetzt, und bis ins 19. Jahrhundert haben sich daselbst Reste von deren Sprache erhalten.

⁸ Nikolaus Becker (1809—1845), der Verfasser des 1840 veröffentlichten Liedes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“.

⁹ Alfilaß (311—381), Bischof der am Nordufer des Schwarzen Meeres wohnenden Goten, der bekannte Übersetzer der Bibel.

indem er den Patriotismus zur Wohlthätigkeit stempelt; das Wort, augenblicklich und halb freigegeben, wird von solchen verschmäht, die es am wirksamsten zu führen wüßten; der teutoburgische Hermann darf sein Riesenschwert drohend nach Westen strecken, nach innen darf er keinen warnenden Finger heben. Warum uns das Ausland mißachtet, was wir beim Feste wissen und noch leidiger in der Stunde des bitteren Ernstes, das ist die politische Einigung, nicht in einer starren Centralisation, sondern in der lebendigen Gemeinschaft einer vernünftigen Volkssfreiheit; ein Volk, das durch geistige und sittliche Eigenschaften berufen ist, keinem andern in politischer Berechtigung nachzustehen, wird im Stande politischer Unmündigkeit niedergehalten, es hat kein Organ in seinen Gesamtangelegenheiten, keine Stimme, kein freies Wort in den Fragen, die es mit Gut und Blut ausfechten soll.

Ergeht an die Deutschen der Aufruf zu den Waffen, sie werden abermals¹ treulich für das Vaterland kämpfen; aber ein Rüstzeug ist ihnen versagt, der Stolz des freien Bürgers². In einem Augenblick nun, der so herbes Bewußtsein aufdrängt, kann der bestgemeinte neue Vorschlag zur idealen Einigung eher verkehren als ermutigen; immer nur der Stein statt des Brotes³. Selbst was zum Glanz und Gedeihen des Vereines bestimmt ist, der Schutz eines kunstliebenden Fürsten⁴, würde die Versammelten verpflichten, nichts zu berühren, was die obwaltenden Verhältnisse von solcher Nähe ausschließen. Nicht als sollte die Politik vom Zaune gebrochen, der Dichterverein zum Parteikampfe verkehrt werden; aber wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein, jede vaterländische Frage der Gegenwart, wem sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen stehen. Je allgemeiner eine so ungewohnte Versammlung die Blicke auf sich ziehen müßte,

¹ Wie 1813 — 15.

² Derselbe Gedanke war in Nr. 1 und 6 von Uhlands „Vaterländischen Gedichten“ (f. Bd. I, S. 67 und 74) enthalten.

³ Altes Sprichwort: „Einem Steine statt Brot geben“.

⁴ Ludwig I. (geb. 1786), König von Bayern, 1848 entthront, 1868 gestorben.

um so gewisser würden die Dichter mit der Freiheit auch das Vertrauen der Nation verschmerzen. Da aber die freie Bewegung der öffentlich vereinigten Dichter in unsern Tagen überhaupt nicht gedenkbar ist, so erscheint es räthlicher, daß sie auch fernerhin im herkömmlichen Freistaate¹ verharren.

Indem ich dieses niederschreibe, haben Euer Excellenz vielleicht von andern Seiten bereits entsprechendere und heiterere Ansichten vernommen; um so eher wird auch das Zurückstehen eines Einzelnen freundliche Würdigung finden.

In vollkommener Verehrung

Euer Excellenz

gehorsamster

L. U.

An Eduard Mörike².

5. Dezember 1846.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie haben mich durch die Idylle vom Bodensee³ ausnehmend erfreut. Es hat mir lange nichts so ungetrübten poetischen Genuß gewährt. Ein so trefflich gelungenes Werk muß zu weiterem Lust und Mut geben. Dichten Sie rüstig fort, solange Ihnen diese glückliche Stimmung wach ist! Sie haben sich in unsrer unmüßigen Zeit den Frieden der Poesie gewahrt, ohne ihn doch in idealer Ferne suchen zu müssen; er lag Ihnen näher in der innersten Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüths.

Ich bitte Sie, die kleine Gegengabe⁴ freundlich aufzunehmen; sie bringt freilich nur Alteres.

In freundschaftlicher Hochachtung

L. Uhland.



¹ Vgl. das französische „la république des lettres“, ein Begriff, der aus der klassischen Zeit der französischen Kritik im 18. Jahrhundert stammt.

² Der bekannte Dichter Eduard Mörike (1804—76), seit 1834 Pfarrer zu Kleversulzbach bei Weinsberg, der bedeutendste des jüngern schwäbischen Dichterkreises.

³ 1846 erschien Mörikes „Idyll vom Bodensee“, eine namentlich in Einzelheiten hervorragende Dichtung.

⁴ Uhlands „Dramatische Dichtungen“, 1846 in Heidelberg herausgegeben; sie

An Professor Mittermaier¹.

Tübingen, 25. September 1849.

Hochverehrter Herr!

Noch immer bringen uns die Zeitungsblätter aus Baden standrechtliche Erkenntnisse, meist Todesurteile, und wo die Milde vorschlägt, Verurteilungen zu zehnjähriger Zuchthausstrafe.² Von Tag zu Tag hat man die Einstellung dieser außerordentlichen Strafrechtspflege erwartet, vergeblich! Wie die gleichgültigste Fristerstreckung wird die Fortdauer des Standrechts je wieder von vier Wochen zu vier Wochen verkündigt. Der Eindruck dieses Verfahrens ist der, daß nicht der gegenwärtige Zustand des badischen Landes die Verlängerung erheische, sondern daß derselbe lediglich verfügt werde, damit nicht die milderen, ordentlichen Gerichte eintreten, bevor alle, an denen man ein blutiges Beispiel aufstellen zu müssen glaubt, standrechtlich getroffen sind. Umsonst versucht man es, für diese Gerichtsbarkeit überhaupt einen rechtlichen Standpunkt zu ergründen. Es ist auch meines Wissens von der badischen Regierung nirgends ein solcher angegeben worden. Ist es denn auch jemals erhört worden, daß eine Regierung den Stab der Blutgerichte über ihre eigenen Angehörige freiwillig in die Hände einer fremden Militärgewalt übergeben hat? Mußten es Kriegsgerichte sein, war es denn durchaus unmöglich, aus einem neuen Kerne des badischen Heeres ordnungsmäßig solche herzustellen? Und war dies wirklich nicht

enthielten die 1818, beziehentlich 1819 erschienenen Dramen „Ernst, Herzog von Schwaben“ und „Ludwig der Baier“.

¹ Karl Joseph Anton Mittermaier (1787–1867), bedeutender Rechtslehrer und liberaler Politiker, 1848 Präsident des „Vorparlaments“ zu Frankfurt, ward in der Nationalversammlung Mitglied des Verfassungsausschusses und wirkte für Gründung eines Bundesstaats auf gesetzlichem Wege. Im April 1849 zog er sich von den regelmäßigen Verhandlungen des Parlaments zurück.

² Durch den Abfall des Heeres unterstützt, brach im Mai 1849 in der Pfalz und in Baden ein republikanischer Aufstand aus, der erst durch preussische Truppen, insbesondere im Treffen von Waghäusel (21. Juni), unterbrückt wurde. Nach dem Falle der Festung Rastatt wurden deren Kommandant Tiedemann u. a. standrechtlich erschossen, viele, wie der Dichter Gottfried Kinkel, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

ausführbar, wäre man wirklich genötigt gewesen, alle jene Prozesse an den ordentlichen gemeinen Richter zu verweisen, und hätte man dann auch nach früheren Erfahrungen von den Geschworenen nur parteiische Vossprechungen erwarten zu dürfen gemeint, so fragt es sich noch immer (und dies ist der politische Gesichtspunkt), auf welcher Seite lag das größere Unheil? Lag es darin, daß keine Hinrichtungen stattgefunden hätten, der strafenden Gerechtigkeit nicht ihr Opfer geworden wäre, oder liegt es nicht vielmehr in einer Maßregel, welche die Wunden des zerrütteten Landes nicht heilen läßt, weil sie täglich neu aufgerissen werden? Es ist wahrlich nicht abzusehen, wie eine Regierung sich befestigen kann, die den ernstesten Teil des Richteramts verfassungswidrig auf eine Weise hingibt, wodurch bei der besiegten Partei fortwährend der Schrei der Rache geweckt und auch bei solchen, die nicht zu dieser Partei zählen, der Groll des Widerwillens und der Entrüstung erzeugt wird. Ja, verehrter Mann, Sie erinnern sich, denn Sie haben in erster Reihe daran gearbeitet, mit welchem Eifer, mit welcher ängstlichen Sorgfalt wir in den Grundrechten des deutschen Volkes¹ und noch bei Beratung des letzten Ausnahmartikels der Verfassung² die Strafrechtspflege unabhängig und unantastbar hinzustellen bemüht waren. Und nun, in einem Lande, dessen Regierung die Grundrechte verkündet, die Verfassung anerkennt³, diese Behandlung des Strafrechts! Die Zerrüttung, ich erkenne das an, ist in Baden nicht von der Regierung ausgegangen, aber durch solche Maßregeln pflanzt sie die Zerrüttung fort, verdirbt sich gründlich ihre Stellung, bringt sich um Zuneigung und Glauben im eigenen Land und im deutschen Gesamtwesen; denn welcher Vaterlandsfreund sollte sich nicht tief verletzt, gedemütigt fühlen, daß nach den Erwartungen und Anstrengungen des Jahres 1848 in einem deutschen Staate dieser Zustand, und dazu noch mit dem harmlosen

¹ Das Frankfurter Parlament hatte im März 1849 nach umständlichen Verhandlungen die „Grundrechte des deutschen Volkes“ festgestellt und bekannt gemacht.

² Gemeint ist die Konstituierung der „Schwurgerichte“.

³ In Baden hatte die großherzogliche Regierung die „Grundrechte“ und die neue Reichsverfassung anerkannt, aber dann infolge der Rastatter und Karlsruher Militärrevolten die Leitung der Angelegenheiten an die Demokratie verloren.

Anspruch auf rechtliche Gültigkeit, seit Monaten sich erhalten kann!

Sie haben wohl gelesen, daß in Württemberg von vielen Seiten, auch von den konservativen¹ Gemeindebehörden, dringende Aufforderungen an unsere Regierung ergehen, sich mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln für die Aufhör des badischen Standrechts überhaupt und namentlich auch in Beziehung auf dort verhaftete Württemberger zu verwenden. Ich weiß nicht, ob dem württembergischen Ministerium die Mittel einer wirksamen Verwendung zu Gebot stehen, ob nicht alle volksmäßigen Kundgebungen in dieser Sache von den Gewalthabern in Baden nur für Parteigetrieb angesehen werden. Unbekannt ist mir auch, was in Ihrem Lande selbst in dieser Richtung geschehen, ob insbesondere etwas dem Ähnliches versucht worden ist, was ich Ihrer Erwägung hier vorzulegen mir gestatte. Wenn angesehene Rechtskundige, Sie, Welder², Mohl³ und andere Männer, die außerhalb der schroffen Parteiung stehen und dafür anerkannt sind, die als badische Staatsbürger und Volksvertreter den nächsten, dringendsten Beruf der Beteiligung haben, wenn diese ungejäumt und öffentlich vor Baden und vor der ganzen deutschen Nation ihr nach allen Seiten rückhaltloses Rechtsgutachten, ihren entschiedenen Rechtsauspruch darüber abgäben gegenüber jenen Ausnahmerichten: was Verfassung, Gesetz, selbst die allgem reinsten Rechtsgrundsätze fordern und verwerfen, ich denke mir, eine solche Stimme würde nicht wirkungslos verhallen.

In dieser quälenden Zeit sinnt jeder an seinem Teil auf Rat und Abhülfe; nehmen Sie auch meinen Gedanken, dem Sie vielleicht auf anderem Wege schon werththätig vorgegriffen haben, mit derselben freundlichen Gesinnung auf, der ich mich durch alle

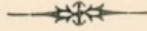
¹ Bedeutet hier nur, daß sie den radikalen Beschlüssen des Stuttgarter „Kumpfparlaments“ nicht beipflichteten.

² Karl Theodor Welder (1790—1869), Rechtsgelehrter und liberaler Führer, 1848 badischer Vertrauensmann beim Bundestag, dann in der Nationalversammlung beim linken Zentrum und Mitglied des Verfassungsausschusses, Stifter der großdeutschen Partei, schied im Juni 1849 aus dem Parlament und legte sein Amt als Bevollmächtigter der badischen Regierung nieder.

³ Robert Mohl (1799—1875), ausgezeichnete Staatsrechtslehrer und Staatsmann, seit 1847 Professor in Heidelberg, 1848 im Frankfurter Parlament Mitglied des linken Zentrums und vom September bis 17. März 1849 Reichsjustizminister.

Wechselfälle der Frankfurter Versammlung von Ihnen zu erfreuen hatte. In aufrichtiger Hochschätzung

R. U.



An Alexander von Humboldt¹.

I.

Guer Exzellenz!

Von verschiedenen Seiten und in glaubhafter Weise kommt mir heute die Nachricht zu², daß das Kapitel des Ordens, der sich Ihrer Vorstandschaft erfreut³, beschloffen habe, mich zum Mitglied desselben vorzuschlagen. Es mag voreilig erscheinen, wenn ich vor erfolgter Bestätigung des Vorschlags und vor irgend welcher amtlichen Eröffnung mir eine Äußerung gestatte, die eine gänzlich überflüssige sein kann. Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentschiedenen Sache, um nichts zu versäumen, was ein so überraschender und unverdienter Gunsterweis mir auflegt. Er verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, daß ich mit litterarischen⁴ und politischen Grundfäden, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten würde, wenn ich in die mir zuge dachte, zugleich mit einer Standeserhöhung ver-

¹ Der berühmte Naturforscher und klassische Schriftsteller, 1769—1850.

² Durch einen „Brief von Berlin, aber nicht, wie irrtümlich gesagt wurde, von Jakob Grimm“ („Uhlans Leben. Von seiner Witwe“, S. 432); außerdem waren am 30. November folgende Verse eingelaufen:

„An Ludwig Uhlans.

Zwei Namen sind, im Süden und im Norden,
Zugleich ob Deinem Haupte sichtbar worden;
Laß mich den ersten sein von allen Deinen,
Die feiernd und glückwünschend Dir erscheinen.

München, 28. November 1853.

F. D. [Franz Dingelstedt?]

Zwei Briefe Humboldts in dieser Angelegenheit s. in den Anmerkungen hinter dem Text (S. 417 ff.).

³ Der Orden pour le mérite, 1740 von Friedrich dem Großen gestiftet, wurde Ende Mai 1842 von Friedrich Wilhelm IV. durch eine „Friedensklasse“ ergänzt, deren 60 Mitglieder zur Hälfte deutsche Gelehrte und Künstler bilden sollten; A. von Humboldt ward Kanzler. Schon im Juni 1842 schrieb Robert Prug das Gedicht „Ludwig Uhlans“ („Hatte jüngst, in schwülen Tagen“), in dem er gerade Uhlans unter den eben ernannten Rittern der neubegründeten Friedensklasse des Ordens pour le mérite vermißt.

⁴ D. h. schriftstellerisch vertretenen.

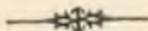
bundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurtheil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urteilen mag, weder irgend ein einzelner noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kecker Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlands hervorgegangenen Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben.¹

Der politisch parteilose Standpunkt, den das verehrte Ordenskapitel einnimmt, das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir in jetziger Zeitlage doppelt erfreuend zugewandt wird, müssen, ich fühle das sehr wohl, den Tadel schärfen, der unvermeidlich über meinen Entschluß ergehen wird; aber Überzeugungen, die mich im Leben und im Tode geleitet haben, lassen mir keine Wahl, so wenig sie dem lebhaften Danke Eintrag thun, mit dem mich die mir in hohem Grad ehrenvolle Beschlußnahme des Kapitels erfüllt hat.

Genehmigen Euer Excellenz den Ausdruck meiner vollkommenen, dankbarsten Verehrung.

Dr. L. U.

Tübingen, 2. Dezember 1853.



II

Euer Excellenz!

Ihre verehrten Schreiben, beide vom 5. d. M., sind mir ehegestern und gestern zugegangen. Das zweite, ein Zeugniß unermüdeten Güte, sagt mir leider, daß meine fast voreilig be-

¹ Alle diese Ausführungen wiederholt Uhlund fast wörtlich in dem Briefe, in dem er die Annahme des von König Maximilian II. von Bayern neugestifteten Ordens für Wissenschaft und Kunst ablehnte, und den er am 3. Dezember 1853 an den Minister von der Pforten richtete.

schleunigten Zeilen vom 2. d. doch nicht zeitig genug in Ihre Hände gekommen sind. Öffentliche Blätter brachten und besprachen zwar sogleich die Kunde von der auf mich gefallenen Wahl des Ordenskapitels, von meiner Seite blieben Empfang und Inhalt der beiden Zuschriften überall unerwähnt, so dankbar ich derselben zu gedenken volle Ursache hätte.

Ein eigenes Zusammentreffen der Umstände hat es gefügt, daß am nächsten Morgen nach Abgang meines Schreibens vom 2. d. mir von München aus die Nachricht einer gleichen Verleihung amtlich zukam, worauf ich sofort in derselben Weise wie nach Berlin und mit Beziehung auf die hier rückstellige Wahl meine Äußerung einzuschicken mich beeilte.

Darin liegt nun freilich, abgesehen von den Grundsätzen, die thatsächliche Unmöglichkeit eines Wechsels meiner Entschlüsse. Mein Verhalten darf gewiß nicht nach der einen und der andern Seite ein verschiedenes sein; und wie könnte ich mit gutem Gewissen die huldvolle Wahlbestätigung Sr. Majestät des Königs von Preußen mir aneignen, da ich annehmen muß, daß dieselbe nicht erfolgt wäre, wenn jener andere Vorgang, oder wenn meine in dem Schreiben an Euer Excellenz ausgesprochene Gesinnung zuvor noch zur höchsten Kenntniß hätte gelangen können. Um die Darlegung meines ehrfurchtsvollen Dankes an höchster Stelle Sie zu bitten, darf ich mir unter solchen Verhältnissen kaum gestatten.

Tief empfinde ich, daß es minder schwer ist, der Ungunst und dem Unrecht die Stirne zu bieten, als einer großen und unerwarteten Begünstigung sich nicht entgegenkommend zu erzeigen; über alles drückend aber ist mir das Bewußtsein, daß Ihnen, edler, hochgestellter Mann, in dem Augenblicke, da Sie für die wohlwollendste, mit Aufopferung verfolgte Absicht nur Unlust und Verlegenheit ernten, mein inniger Dank, meine anhänglichste Verehrung nichts gelten kann.

Euer Excellenz

ehrerbietigster

Dr. G. U.

Tübingen, 10. Dezember 1853.



Anmerkungen.

(S. 416) Die Briefe Alexander von Humboldts an Uhland („Ludwig Uhlands Leben. Von seiner Witwe“, S. 434 ff.) lauten:

I.¹

Ein so lange von mir gehegter, oft öffentlich ausgesprochener Wunsch ist endlich erfüllt worden. Als Kanzler des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst, von Friedrich dem Großen gestiftet und von dem jetzigen König erweitert², kann ich Ihnen schönen, echt deutschen Namen in die Liste der dreißig Ritter setzen, die, sich selbst wählend und erlegend, über das ganze deutsche Vaterland zerstreut leben. Mit übergroßer Stimmenmehrheit gewählt, sind Sie heute von Sr. Majestät dem König³, der schon als Jüngling Ihre poetischen Schöpfungen zu schätzen gelernt hatte, ernannt worden. Die offizielle Bekanntmachung der Wahl als Ersatz von Ludwig Tieck⁴ kann statutenmäßig erst am 27. Januar 1854, am Geburtstag des großen Königs⁵, erfolgen: ich aber habe mir die Freude nicht versagen wollen, schon jetzt diese Zeilen an Sie, hochverehrter Mann, zu richten und Ihnen die Guldigung zu erneuern, die hoher geistiger Begabung zum Lied, tiefem dichterischem Gefühle und edler Freiheit der Gesinnung im öffentlichen Leben so gerne gezollt wird.

Darf ich Sie freundschaftlichst bitten, mir zu schreiben, ob wir

¹ Dieser Brief kreuzte sich mit dem Uhlandschen vom 2. Dezember 1853.

² S. oben, S. 414, Anm. 3.

³ Friedrich Wilhelm IV., preussischer König seit 1840, der hochgebildete Freund der Wissenschaften und Künste.

⁴ Der bekannte romantische Dichter, am 23. April 1853 in Berlin verstorben, wozin ihn Friedrich Wilhelm IV. 1841 zu freier litterarischer Muße berufen hatte.

⁵ Friedrichs des Großen.

Sie auf der zu veröffentlichenden Liste des Instituts, daß mehr eine Akademie als ein Orden ist, also bezeichnen sollen:

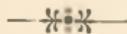
Dr. Uhland, Professor in Tübingen?

Mit inniger Verehrung

Ihr

Potsdam, Stadtschloß¹,
5. Dez. 1853.

anhänglichster
Alexander v. Humboldt.



II.

Verehrungswerter Mann! An dem Tage, an dem der König Ihre Ernennung an unserm rein wissenschaftlichen und künstlerischen Institut, das in seiner freien Organisation mit keinem andern Ähnlichkeit hat, bestätigt; eine Stunde, nachdem ich Ihnen aus voller Seele mit der gutmütigsten Vertraulichkeit meine Freude über eine endlich erfüllte Hoffnung äußerte, erhalte ich Ihren Brief vom 2. Dezember.

In einem 84jährigen vielbewegten Leben ist mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen! Bei der Gründung des Instituts, das ein äußeres Zeichen hat, das man tragen oder nicht tragen kann, ernannte der König die ersten 60 Mitglieder über ganz Europa (die Hälfte in allen deutschen Gauen) selbst. Mein teurer Freund Arago², bald darauf Präsident der französischen Republik und damals schon durch seine republikanische Gesinnung bekannt, und Melloni³, der größte Physiker unseres Zeitalters, vormalig Präsident della Giunta rivoluzionaria⁴ in Parma, wurden zu Mitgliedern des Instituts ernannt, recht eigentlich, um gleich bei der Gründung an den Tag zu legen, daß hier nur von Geistesgaben und intellektuellen Verdiensten die Rede sei, daß politische Betrachtungen sowie alle kirchlichen ausgeschlossen blieben, nach des Gründers ernstem und in der Folge be-

¹ Seit Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung lebte Humboldt meist am Hofe in des Monarchen unmittelbarster Umgebung.

² Der große französische Physiker François Arago (1786—1853) war mit Humboldt seit dessen Pariser Aufenthalt (1804) eng befreundet gewesen. Seinem Wunsche gemäß gab Humboldt nach Aragos Tode dessen sämtliche Werke mit einem Vorwort heraus.

³ Macedonio Melloni (1798—1854), seit 1839 Direktor des Konservatoriums der Künste und Gewerbe in Neapel.

⁴ Dieses Revolutionskomitee trat im Sommer 1830 und im Frühjahr 1848 in Parma zusammen, vertrieb den Herzog und machte das Land vorübergehend unabhängig.

harrlich festgehaltenem Willen. Um noch mehr Freiheit zu geben, wurde eingeführt, daß, so wie die deutschen Mitglieder des Instituts sich selbst erzeuget, so werden die Fremden, bei denen Selbstwahl wegen ihrer Zerstreuung über Europa und (wie ich hoffe) recht bald über die amerikanischen Freistaaten¹ unmöglich ist, von unseren beiden Akademien der Wissenschaften und der Künste², je drei Personen, vorgeschlagen. Der König wählt sich den, der unter dreien die meisten Stimmen von den vorgeschlagenen Ausländern hat. Arago antwortete: „Dieses Institut ist mehr als ein Orden, es ist die Idee einer großen unabhängigen europäischen Akademie! Wie würde ich dazu es über mich gewinnen, auszuschlagen und Dich in so bittere Verlegenheit setzen?“ Ich belästige Sie, edler Mann, mit diesem kleinlichen Detail, weil ich die Hoffnung nicht aufgebe, daß, wenn Sie von der innern Organisation des Instituts genauer unterrichtet sind, besonders von der Tendenz, die sich so klar darin ausdrückt, Sie vielleicht meine herzliche Bitte erfüllen und die Ernennung annehmen. Der große italienische Litterator und Dichter Manzoni³ wollte auch erst die Ernennung nicht annehmen, weil er sich vorgesetzt, keinen Orden zu tragen. Ich durfte ihm antworten wie Ihnen, man wüßte ja nur, daß ein so schöner Name nicht auf einer Liste mangle, welche die Illustrationen des Zeitalters enthalten soll; die Notwendigkeit, den Orden zu tragen, beschränkt sich nur auf den Fall der Gegenwart des Monarchen, welcher der Gründer des wissenschaftlichen und künstlerischen Instituts ist. Ich ehre tief die Grundsätze politischer Konsequenz wie der Treue an die, welche nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen verfolgt werden; aber unter Verhältnissen, die (wie die Wahl von Arago und Melloni, von Manzoni und Thomas Moore⁴, der die Heilige Allianz⁵ so gewaltig in Bergen verspottet hatte, bezeugen) der Politik wie

¹ Doch schreibt Humboldt wenig später, Ende Juli 1854, in einem Briefe: „In den Vereinigten Staaten ist allerdings viel Liebe für mich erwacht; aber das Ganze gewährt mir dort den traurigen Anblick, daß die Freiheit nur ein Mechanismus im Elemente der Glückseligkeit ist, wenig dort veredelnd, das Geistige und Gemüthliche anregend, was doch der Zweck der politischen Freiheit sein soll. Daher Gleichgiltigkeit gegen die Sklaverei. Aber die Vereinigten Staaten sind ein kartesianischer Wirbel, alles fortreißen, langweilig nivellierend“ (Klende und Kühne, „A. von Humboldt“, S. 306).

² Die beiden königlichen Akademien zu Berlin; die erstere wurde 1700 nach Leibniz' Plan gegründet und 1744, bez. 1812 reorganisiert, die zweite 1699 ins Leben gerufen.

³ Alessandro Manzoni (1785—1873), hervorragender italienischer Dichter und Patriot, Verfasser des Romans „I promessi sposi“.

⁴ Thomas Moore (1779—1852), bedeutender englischer Dichter, der Verfasser von „Lalla Rookh“.

⁵ Am 26. September 1815 hatten die Herrscher Rußlands, Oesterreichs und

den religiösen Ahndungen total fremd sind, werden Sie nicht in unläßbaren Widerspruch mit sich selbst geraten, wenn Sie einfach annehmen, was Sie „eine zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle“ nennen. Wer möchte bei dem gefeierten, schönen, mit dem Andenken an die große Zeit des Befreiungskrieges so eng verwandten Namen Ludwig Uhland an die Wuthe von Standeserhöhung und Rittertum denken? Erfüllen Sie meine Bitte, es ist mir manches geglückt im Leben. Auch meine Gesinnungen, meine unveränderte Anhänglichkeit an freie Institutionen stehen offenbar in meinen Schriften, die von 1768—1790 heraufreichen, als ich mit Georg Forster¹ in Paris war. Sollte ich nicht einiges Recht haben, Sie zu bitten, meiner zu gedenken, des Labyrinthes von Verlegenheiten, in welches Sie mich setzten, der es nicht um Sie verdient? Ich ehre über alles den strengen catonischen Sinn, auf Verhältnisse angewandt, in denen er fruchtet und deren Wert er erhöht. Was ich gegen Sie unvorsichtig zu schützen wage, gehört einem andern Gebiete an. Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen.

Mit dem Ausdruck inniger Verehrung

Potsdam, 5. Dezember,
nachts, 1853.

Ihr
anhänglicher
A. v. Humboldt.

Verzeihen Sie einem Armen die Unleserlichkeit und Inkorrektheit des Stils.

Preußens die „Sainte Alliance“ gestiftet, die, bald alle europäischen Fürsten bis auf den König von England und den Papst umfassend, unter dem Schutze der christlichen Idee die absolutistische Reaktion vertrat. An welche Satire Moores Humboldt hier denkt, ist ungewiß.

¹ Johann Georg Adam Forster (1754—94), bedeutender Reisender und Reiseschriftsteller, 1793—94 als Abgesandter der Mainzer Demokraten in Paris. „Humboldt nannte sich einen Demokraten von 1789“ (Dubois-Reymond, „Reben“, I. Folge, S. 498) und „war weltbürgerlich gesinnt“ (ebenda, S. 512 f.).



Zur Revision des Textes.¹

Die großen Ziffern verweisen auf die Seiten, die kleinen auf die Zeilen des Textes in unsrer Ausgabe.

- 1₁ Ernst Herzog von Schwaben. Uhland, III. Bd., S. 1—124.
79₁ Ludwig der Baier. Uhland, III. Bd., S. 125—259.

Dramatische Fragmente.

- 171₁ Francesca da Rimini. Keller, S. 91—119.
Zu verbessern war:
- 181₃ alten Mayer, fehlt Keller. | 182₂₀ jugendlichen Mayer jugendlichen Keller. | 185₁₇ erfreun Boxberger freun Keller | 31₁ Den Vermutung Kellers Im Keller. | 187₃₂ Mutterarmen Boxberger Mutteraugen Keller.
- 190₁ König Eginhard. S. 190₁—204₂₃ Keller, S. 137—159; S. 204₂₄—209₂₄ („Schilbeis“) Uhland, I. Bd., S. 233—241; S. 209₂₅—219₁₀ Keller, S. 169—183.
Zu verbessern war:
- 191₂₁ Nun Düntzer Nur Keller. | 195₂₇—196₁ Die Versverteilung vom Herausgeber mit Rücksicht auf Keller, S. 130 und S. 146, Anm. 4, sowie auf Düntzer, S. 68, Anmerkung. | 202₆ jungem] jungen Keller. | 208₂₁ diese Boxberger die Keller. | 211₁₈ von Uhland nachträglich durchstrichen. | 212₂₁ vgl. Keller, S. 173, Anm. 1.
- 220₁ Die Bärenritter. „Deutsches Dichterbuch aus Schwaben. Herausgegeben von Ludwig Seeger“, Stuttgart 1864, S. 519 ff.
Zu verbessern war:
- 221₂₇ Sterne] Sternen „Deutsches Dichterbuch“. | 238₂₅ ihrem] ihren „Deutsches Dichterbuch“.
- 265₁ Tamlan und Jannet. S. 265₁—274₂₇ Keller, S. 269—282; S. 274₂₈—279₉ („Das Ständchen“) Uhland, I. Bd., S. 242—249.

¹ Angeführt sind lediglich die Grundlagen unsers Drucks. Wir benutzten auch hier die Abkürzungen, die wir Bd. I in der Anmerkung zu S. 484 zusammengestellt haben, dazu noch:

Uhland = „Uhlands Gedichte und Dramen“, (47. und) Volksausgabe, Stuttgart 1863.

Boxberger = „Archiv für Literaturgeschichte“, Bd. VII, S. 216 ff.

Düntzer = „Uhlands Dramen und Dramenentwürfe. Erläutert“, Leipzig 1892.

Zu verbessern war:

267₃₂ neu *Vermutung* (*Hollands?*) bei Keller nun Keller. | 268₄ Pilz' Notter Pilz' Keller.

279₁₀ Harald. Uhland, Bd. II, S. 178—180.

281₁ Die Elfen. Uhland, Bd. II, S. 181—182.

283₁ Benno. Keller, S. 290—308.

Zu verbessern war:

285₅ dem *Vermutung Kellers* den Keller. | 286₂₈ Sima Düntzer Berthilde Keller. | 288₂₂ Erbin *Vermutung Kellers* Erben Keller.

294₁ Normännischer Brauch. Uhland, Bd. I, S. 250—261.

301₁ Konradin. Uhland, Bd. I, S. 262—277.

Ein vollständiges Personenregister bei Keller, S. 324; ebenda S. 330 f. ein Zusatz von 33 Versen.

Politische Reden und Aufsätze.

315₁ Eingabe Stuttgarter Bürger an König Friedrich, um Herstellung des „alten guten Rechts“, 1815, verfaßt von Ludwig Uhland. Notter, S. 175—178, Überschrift nach Notter vom Herausgeber.

316₂₃ Zu Auflösung bemerkt Notter (S. 177): „Dieser durchaus unparlamentarische Ausdruck statt Vertagung sowie mehre auffallende Nachlässigkeiten im Stil, die wir zwar meistens verbessert haben, die sich aber doch hie und da noch fühlbar machen, endlich mehrfache Wiederholungen des gleichen Gedankens berechtigen zu dem Schluß, daß vorliegender, von Uhlands eigener Hand geschriebene, aber mit sichtbarer Eile und mit einer Menge von Abkürzungen in den einzelnen Worten hingeworfene Aufsatz jedenfalls nur Skizze gewesen sei.“

317₁₃ Keine Adelskammer! Flugschrift 1817, Einzeldruck, 2 Bl.

319₃ Für die Pressefreiheit. „Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten des Königreichs Württemberg auf dem zweiten Landtage von 1833“, Bd. XV, S. 144 ff.

323₁₁ Eingabe der Tübinger Volksversammlung vom 2. März 1848 an den landständischen Ausschuß Württembergs, verfaßt von Ludwig Uhland. Notter, S. 290—292.

326₅ Gegen Österreichs Ausschluß. „Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituierenden National-Versammlung zu Frankfurt a. M.“, Nr. 104, Bd. IV, S. 2875 f. Überschrift vom Herausgeber.

331₁₈ Für „zeitweilige“ Wahl des Reichsoberhauptes. Ebda., Nr. 157, Bd. VII, S. 4818 f. Überschrift vom Herausgeber.

338₁ Die deutsche Nationalversammlung an das deutsche Volk. Ebda., Nr. 157, Bd. IX, S. 6735 f.

341₁₂ Das Standrecht in Baden. Leitartikel des Stuttgarter Tageblattes „Der Beobachter“, Nr. 258, vom 18. Oktober 1849.

- 343₂₆ **Trinkspruch bei dem Festmahle anläßlich der Schiller-Jahrhundertfeier zu Stuttgart, 10. November 1859.** Witwe, S. 461 bis 463. Überschrift vom Herausgeber.

Wissenschaftliche Aufsätze.

- 347₁ **Über das Romantische.** Jahn, S. 134 — 139.
 351₁₄ **Einleitung zu einem Bruchstück der „Nibelungen“.** „Weimarisches Jahrbuch, herausgegeben von Hoffmann und Schade“, Bd. V, S. 49 — 51.
 354₁ **Über die Sage vom Herzog Ernst.** „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, Bd. V, S. 323 ff.

Briefe.

- 377₁ **An Leo von Sedendorf zu Regensburg.** Witwe, S. 26 — 30.
 381₁₁ **An Kölle in Paris.** Witwe, S. 36 — 39.
 383₁₇ **An Karl Mayer.** Mayer I, S. 7 — 10.
 387₁ **An Uhlands Kousine Wilhelmine.** „Staatsanzeiger für das Königreich Württemberg“, 1887, Nr. 70, Beilage.
 388₁ **An Immanuel Bekker.** Jahn, S. 150 — 152.
 Zu verbessern war:
 388₅ Schidardt's] Schufardt's *Jahn*.
 389₂ **An J. Kerner.** Notter, S. 117 — 118.
 390₂₃ **An Otto Graf von Löben.** Witwe, S. 79 — 82.
 393₁₀ **An Varnhagen.** Original in der Varnhagenschen Autographensammlung der kgl. Bibliothek zu Berlin.
 Zu verbessern war:
 395₁₉ abdrucken zu lassen] abzudrucken lassen *Original*.
 396₁₈ **An August Mayer.** Mayer I, S. 257 — 258.
 Zu verbessern war:
 398₂₁ Rennhausen] Neuhausen *Mayer*.
 399₉ **An den Kirchenrat Professor Paulus in Heidelberg.** Witwe, S. 149 — 151. Datierung nach dem abweichenden Abdruck bei v. Reichlin-Meldegg, „Paulus und seine Zeit“, II, S. 271 f.
 401₁₇ **An G. Reimer.** „Archiv für Litteraturgeschichte“, VII (1878), S. 225 f.
 403₁ **An G. Reimer.** Nach dem Original im Besitze der Frau Professor Geiger in Berlin.
 403₂₇ **An Varnhagen.** Nach dem Original in der Varnhagenschen Autographensammlung in Berlin.
 406₁ **An den bairischen Reichs- und Staatsrat Regierungspräsidenten Eduard von Schenk in München.** Witwe, S. 289 — 294.
 410₁₄ **An Eduard Mörike.** Mayer II, S. 250 f.
 411₁ **An Professor Mittermaier.** Witwe, S. 391 — 394.
 414₄ **An Alexander von Humboldt.** I: Witwe, S. 432 — 434, II: ebenda, S. 439 — 440.



Inhalt.

Ernst, Herzog von Schwaben.

Einleitung des Herausgebers	Seite 3
Ernst, Herzog von Schwaben	5

Ludwig der Baiern.

Einleitung des Herausgebers	81
Ludwig der Baiern	83

Dramatische Fragmente.

	Seite		Seite
Einleitung des Herausgebers	167	Harald	279
Francesca da Rimini	171	Die Ulfen	281
König Eginhard	190	Benno	283
Die Bärenritter	220	Normännischer Brauch	294
Tamian und Jannet	265	Ronradin	301

Politische Reden und Aufsätze.

Eingabe Stuttgarter Bürger an König Friedrich	315	Für „zeitweilige“ Wahl des Reichsoberhauptes	331
Keine Adelskammer!	317	Die deutsche Nationalversammlung an das deutsche Volk	338
Für die Pressfreiheit	319	Das Standrecht in Baden	341
Eingabe der Tübinger Volksversammlung vom 2. März 1848.	323	Trinkspruch bei dem Festmahle anläßlich der Schiller-Jahrhundertfeier zu Stuttgart.	343
Gegen Oesterreichs Ausschluß aus dem deutschen Staatsverbände	326		

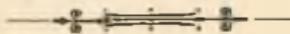
Wissenschaftliche Aufsätze.

über das Romantische	347	über die Sage vom Herzog Ernst. Inauguralrede	354
Einleitung zu einem Bruchstück der „Nibelungen“	351		

Briefe.

An Leo von Sedendorf	377	An den Kirchenrat Professor Paulus	399
An Kölle in Paris	381	An G. Keimer	401
An Karl Mayer	383	An G. Keimer	403
An Uhlands Cousine Wilhelmine	387	An Barnhagen	403
An Immanuel Bekker	388	An den bairischen Regierungspräsidenten Eduard von Schenk	406
An J. Kerner	389	An Eduard Mörike	410
An Otto Graf von Löben	390	An Professor Mittermaier	411
An Barnhagen	393	An Alexander von Humboldt	414
An August Mayer	396		

Anmerkungen	417
Zur Revision des Textes	421







WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH
BIBLIOTEKA

098266

Biblioteka WSP Kielce



0162419